St. Sing. 1203 (2

<36600422050016

<36600422050016

Bayer. Staatsbibliothek

Reisen

durch die

vereinigten Staaten von Nord-Amerika

und

durch die Provinzen

Ober- und Unter-Kanada,

in den Jahren 1795, 1796 und 1797,

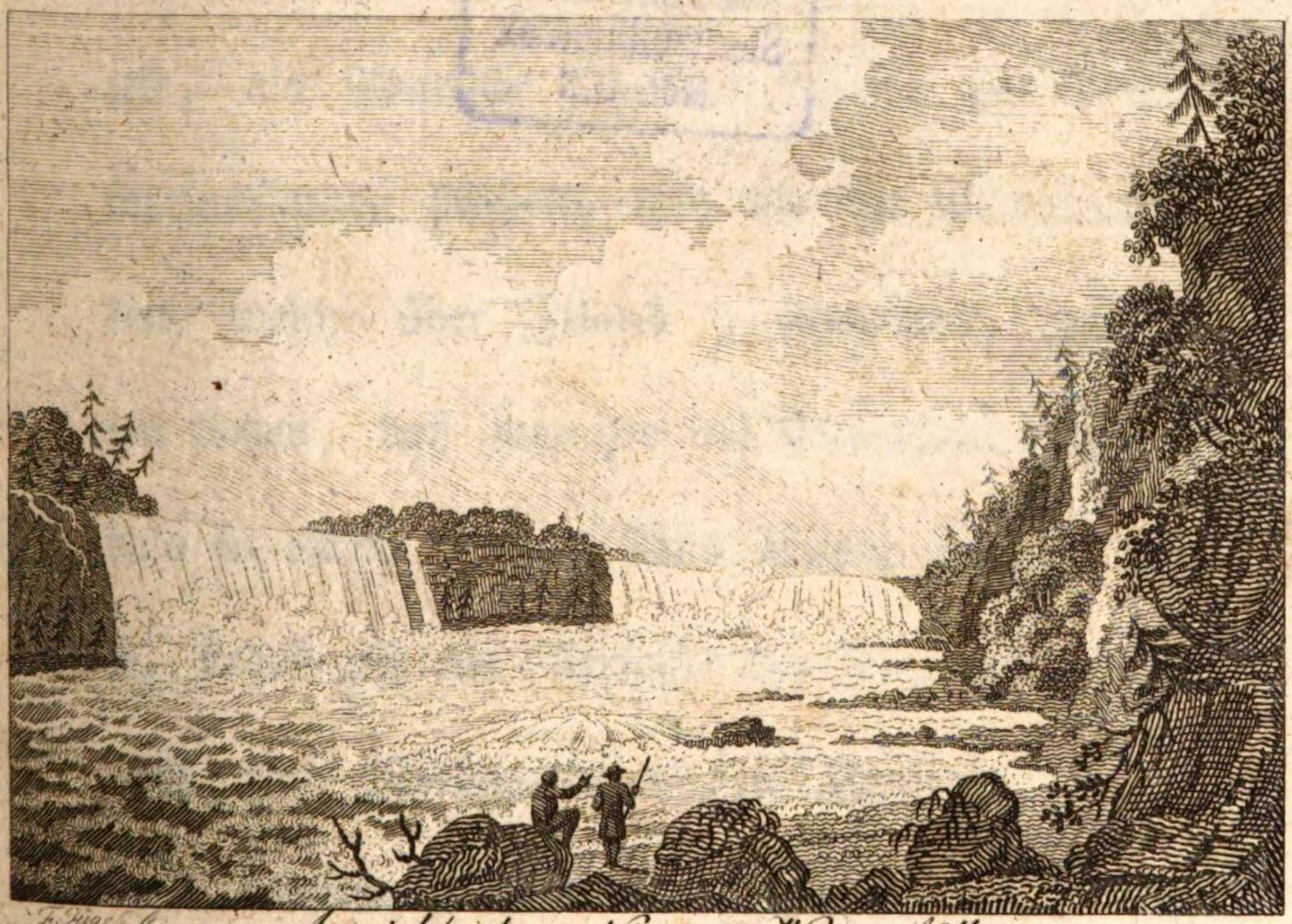
von

Isaac Weld.

Nach der zweiten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt

mit Anmerkungen.

Zweiter Band mit Kupfern.



Ansicht der Niagara Wasserfälle.

Berlin 1800, bei Oehmigke dem Jüngern.

Wb/63/149

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Zu einer Zeit, als der Krieg Jammer und Elend über Europens schönste Gegenden verbreitete, als Anarchie sich von Nation zu Nation fortzupflanzen drohete, und als die Gewitterwolken, welche über Irland *) schwebten, befürchten ließen, daß mancher der Bewohner desselben bald in einem fremden Land Schutz suchen müsse, begab sich der Verfasser der folgenden Briefe nach den Nordamerikanischen Freistaaten, um über dasjenige, was man von dem steigenden

*) Dem Vaterlande des Verfassers.

Flor des Landes und der glücklichen Lage seiner Bewohner hört, mit eigenen Augen Beobachtungen anzustellen, und um zu untersuchen, ob hier das Land sei, wo man, im Falle der Noth, seine Hütte aufschlagen könnte. Er bereisete die Staaten Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Virginien, Neu-Yersey und Neu-York, von wo er sich nach Ober- und Unterkanada begab, um die Lage ihrer Bewohner kennen zu lernen, und um die Regierungsformen sowohl dieser Provinzen, als der Staaten mit einander vergleichen zu können.

Sollte das Urtheil, welches der Verfasser dieser Briefe hin und wieder über Amerikaner und ihre Sitten gefället hat, Manchem etwas strenge vorkommen, so bittet er, daß man ihm ja nichts auf Rechnung des Vorurtheiles oder

einer blinden Vorliebe für alles, was Euro=
päisch heißt, schreiben möge. Er war, beim An=
tritte seiner Reise, sehr für das Land, welches er
bereisen wollte, und für die Bewohner desselben
eingenommen; hatte sich seine Meinung, seine
Ansicht der Dinge, bei der Rückkehr ins Vater=
land verändert, so ist diese Veränderung nur das
Resultat kaltblütiger, ruhiger Beobachtung, wel=
che er bei seiner Anwesenheit im Lande anzustel=
len Gelegenheit hatte.

Dies ist es, was aus der Vorrede des Ver=
fassers auszuheben war; das Uebrige betrifft theils
Entschuldigungen wegen seiner Schreibart, theils
einiges über die, beim Originale befindlichen, Ku=
pferstiche. Was diese lezteren betrifft, so sind die

interessantesten derselben auch dieser Uebersetzung hinzugefügt worden; andere, als die Ansicht von Bethlehem, der Grundriß der Stadt Washington, Mount Vernon, sind Nachstiche, und deshalb billig weggelassen. Auch die Karten, sowohl die allgemeine, als auch die von Kanada sind überflüssig, denn sie zeichnen sich auf keine Weise aus, und enthalten oft nicht die Hauptörter, die auf des Verfassers Wege liegen.

d. Ueb.

Inhalt.

Erster Theil.

Erster Brief.

Ankunft an der Küste von Amerika. — Bäume, die ersten sichtbaren Gegenstände. — Beschreibung des Delaware-Flusses und der Delaware-Bai. — Untersuchung von Gesundheitsbeamten. — Ankunft zu Philadelphia. — Plan der Stadt. — Kai's. — Oeffentliche und Privatgebäude. — Hospital und Gefängniß. S. 1 — 18.

Zweiter Brief.

Volksmenge in Philadelphia. — Charakter und Sitten der Einwohner. — Privatbelustigungen. — Die Amerikaner verlieren ihre Zähne frühzeitig. — Schauspiele sind nur seit einiger Zeit erlaubt. — Quäker. — Audienz beim Präsidenten. — Kirchen. — Fuhrwerke. — Tavernen. — Schwierigkeit, sich Bedienten zu verschaffen. — Charakter der niedrigen Volksklassen in Amerika.
S. 19 — 29.

Dritter Brief.

Reise nach Baltimore. — Beschreibung des Landes um Philadelphia. — Schwimmende Brücken über den Schuylkill. — Ihre Einrichtung. — Mühlen im Brandywine-Krihk. — Verbesserung des Mechanismus der

Mehlmühlen in Amerika. — Stadt Wilmington. — Blockhäuser. — Schlechte Wege. — Schöne Aussichten. — Tavernen. — Susquehannah-Fluß. — Stadt Baltimore. — Hafen. — Oeffentliche und Privatgebäude. — Einwohner. — Gegend zwischen Baltimore und Washington. — Abscheuliche Wege. S. 30 — 46.

Vierter Brief.

Gründung der Stadt Washington. — Wahl des Platzes ward dem General Washington überlassen. — Wählt den Mittelpunkt der gesammten Staaten. — Vortheilhafte Lage — Beschaffenheit des Handels nach den hintern Gegenden des Landes — Uebersicht der vorzüglichsten Handelsstädte der vereinigten Staaten. — Ihr blühender Zustand hängt vom Handel mit dem hintern Lande ab. — Beschreibung des Patowmac-Flußes — Seine Verbindung mit andern Flüssen. — Ungeheurer Umfang der Wasserkommunikation der Stadt Washington nach allen Richtungen. — Lage der Stadt. — Plan. — Oeffentliche Gebäude. — Das Präsidentenhaus. — Hotel. — Steine und andre Baumaterialien in der Nachbarschaft. — Gegenwärtige Privathäuser und Bewohner der Stadt. — Verschiedene Meinungen wegen der zukünftigen Größe der Stadt. — Hindernisse, die man dem Gedeihen derselben in den Weg zu stellen sucht. — S. 47 — 82.

Fünfter Brief.

Einige Nachricht von Alexandria. — Mount Vernon, Wohnort des Generals Washington. — Schwierigkeit, den Weg dahin durch das Gehölz zu finden. — Beschreibung des Berges und der Aussichten von demselben. — Beschreibung des Hauses und der Ländereien. — Sklaven. — Einige Gedanken darüber. — Bewirthung auf dem Berge. — Rückkehr nach Washington. S. 83 — 89.

Sechster Brief.

Ankunft zu Philadelphia. — Einige Bemerkungen über das Klima der mittlern Staaten. — Ueble Beschaffenheit der

Wege zwischen Baltimore und Philadelphia. — Abreise von Baltimore während des Frostes. — Amerikanische Reisende. — Vorrichtungen, welche sie trafen, ehe sie den Gasthof verließen. — Ankunft an den Ufern des Susquehannah. — Passage über den zugefrornen Fluß. — Gefährliche Lage der Ueberfahrenden. — Die Amerikanischen Reisenden in einer Taverne, an der andern Seite des Flusses. — Politische Zänkereien. S. 89 — 96.

Siebenter Brief.

Philadelphia, lebhafter im Winter als in jeder andern Jahreszeit. — Geburtstagsfeier des Generals Washington. — Nachricht von General Washington's Person und Charakter. — Die Amerikaner sind unzufrieden mit seinem Betragen als Präsident. — Ein Geist der Unzufriedenheit herrscht unter ihnen. S. 96 — 101.

Achter Brief.

Gelinder Winter vom Jahre 1795 bis 96. — Abreise nach Lancaster. — Hochweg zwischen Philadelphia und Lancaster. — Uebersicht Pennsylvaniens. — Beschreibung der Meiereien zwischen Lancaster und Philadelphia. — Armuth des Landmannes. — Schlechte Gasthöfe. — Wagen. — Verfahren der Frachtfuhrleute. — Lancaster. — Sitz des Staatsgouvernements. — Fabriken. — Gezogene Büchsen. — Geschicklichkeit, mit welcher sich die Amerikaner derselben bedienen — Anekdote von zwei Virginischen Scharfschützen. S. 102 — 111.

Neunter Brief.

Viele Deutsche in der Nachbarschaft von York und Lancaster. — Weißer Sklavenhandel. — Grausamkeit, die oft dabei ausgeübt wird. — Vergleichung des Charakters der Deutschen mit dem der Amerikaner. — Ueberfahrt über den Susquehannah zwischen York und Lancaster. — Vortreffliche Gegenden am Flusse. — Beschreibung von

York. — Dessen Gerichtshöfe. — Juristisches System in Pennsylvanien. S. 111 — 122.

Zehnter Brief.

Gegend um York. — Boden des Landes an jeder Seite der blauen Berge. — Frederic-town. — Veränderung des Landes und seiner Bewohner wird merklicher, je näher man der See kommt. — Sklaven Menge. — Tabacksbau. — Neugierde der Leute in den Gasthöfen. — Großer Wasserfall im Patowmack-Flusse. — George-town. — Gegend zwischen George-town und der Hoe's-Fähre. — Giftige Weinstöcke. — Port Tabacco. — Traurige Beschaffenheit des an die Fähre gränzenden Landes. — Vernachläßigung der Sklaven. — Fahrt auf dem Patowmack ist gefährlich. — Süßwasser-Austern. — Landung an einem verlassenen Theile des Virginischen Ufers. — Gastfreundschaft der Virginier. S. 122 — 135.

Eilfter Brief.

Nördliche Gegend Virginiens. — Engländer, die ersten, welche sich hier niederließen. — Die von ihnen erbaueten Häuser sind noch jezt vorhanden. — Ungleichheit der bürgerlichen Lage der Einwohner. — Arbeiten der Neger auf den Landgütern. — Zustand der Sklaven. — Aussaugung des Bodens durch den Tabacksbau. — Verfahren bei dem Anbaue und der Bearbeitung des Tabacks. — Häuser in Virginien. — Niedrige Volksklassen in Virginien. — Ihr unegsundes Ansehen. S. 135 — 147.

Zwölfter Brief.

Stadt Tappahannock. — Fluß Rappahannock. — Haien in demselben. — Gegend zwischen Urbanna und Gloucester. — Feuersbrünste in den Holzungen. — Art, denselben Einhalt zu thun. — Gewinnung des Terpentins — Gloucester. — York. — Ueberbleibsel einer Verschanzung aus dem Amerikanischen Kriege. — Häuser von Kanonenkugeln zerschmettert. —

Höhlung am Ufer des Flusses. — Williamsburgh. — Ueberreste des Staatenhauses — Standbild des Lord Bottetourt. — Das Wilhelm- und Marienkollegium. — Studenten. S. 147 — 157.

Dreizehnter Brief.

Hampton. — Fähre nach Norfolk. — Gefahr beim Passiren der vielen Fähren in Virginien. — Norfolk. — Gesetze, die dem Handel nachtheilig sind. — Enge, schmutzige Strassen zu Norfolk. — Gelbes Fieber daselbst. — Bemerkungen darüber. — Vartheigeist der Einwohner. — Wenige Kirchen in Virginien. — Verschiedene sind in Verfall gerathen. — Privat Begräbniß-Plätze. S. 158 — 167.

Vierzehnter Brief.

Beschreibung des Dismal Swamp. — Bären, Wölfe u. s. w. in demselben. — Gegend zwischen dem Sumpfe und Richmond. — Theer- und Pech-Bereitung. — Schlechter Boden. — Elende Gasthöfe. — Mangel an Pferdefutter. — Petersburg. — Pferderennen daselbst. — Beschreibung der Virginischen Pferde. — Amerikanische Art zu reiten. — Richmond. — Brücke über den James-Fluß. — Staats-Haus. — Stürzungen im James-Flusse. — Glücksspiele sind sehr gewöhnlich zu Richmond. — Zanksucht der niedern Volksklassen. — Ihre Art und Weise sich zu balgen. — Gouging. S. 167 — 181.

Funfzehnter Brief.

Virginien zwischen Richmond und den Bergen. — Duft der Blumen und Stauden in den Wäldern. — Gesang der Vögel. — Sonderbares Gequäcke der Frösche. — Kolumbia. — Magazin daselbst. — Feuerfliegen in den Holzungen. — Grihn-Springs. — Schlangen. — Die südwestlichen oder grünen Berge. — Bergströme thun großen Schaden. — Gesundes Klima. — Schöne Bäuerinnen. — Monticello. — Weinberge. — Etwas über den hiesigen Weinbau. S. 182 — 197.

Sechszehnter Brief.

Gegend zwischen den südwestlichen und blauen Bergen. — Kupfer- und Eisen-Minen. — Lynchburgh. — Neu London. — Zeughaus daselbst. — Straße über die blauen Berge. — Peaks of Otter, der höchste dieser Berge. — Ueber die Berge hinaus giebt es viele deutsche Ansiedler. — Verschiedenheit des Landes und der Bewohner an den verschiedenen Seiten der Berge. — Samenzerstörer, (weevil). — Hessische Fliege. — Kanton Bottetourt. — Boden desselben. — Gesundes Klima. — Gesundheitsquellen. S. 198 — 208.

Siebenzehnter Brief.

Beschreibung der berühmten Felsenbrücke. — Ungeheure Höhle. — Das Shenandoah Thal. — Einwohner, größtentheils Deutsche. - Boden und Klima. — Bemerkungen über Amerikanische Landschaften. — Art und Weise die Bäume zu fällen. — Heerstraße nach Kentucky, hinter den blauen Bergen. — Tölpisches, neugieriges Volk. — Lexington. — Staunton. — Militärische Titel häufig in Amerika. — Winchester S. 209 — 226.

Achtzehnter Brief.

Beschreibung des Durchganges des Patowmack und Shenandoah durch eine Kluft in dem blauen Gebirge. — Bemerkung über Herrn Jefferson's Darstellung dieser Szene. — Ankunft zu Philadelphia. — Bemerkungen über das Klima der vereinigten Staaten. — Philadelphia während der Sommerhitze. — Schwierigkeit Butter, Fleisch u. s. w. vor der Fäulniß zu bewahren. — Anwendung des Eises. — Winde in Amerika. — Die Beschaffenheit des Wetters hängt größtentheils von ihnen ab. S. 226 — 239.

Neunzehnter Brief.

Ohne Gesellschafter in Amerika zu reisen, ist unangenehm. — Der Verfasser trifft zwei Engländer. — Reiset mit ihnen nach Kanada. — Beschreibung der Gegend zwischen Philadelphia und Neu-York. — Bristol. — Trenton. —

Princeton. — Akademie daselbst. — Brunswick. — Wasserfall im Passaik-Flusse. — Kupferminen. — Neu-York. — Charakter und Sitten seiner Einwohner. — Schleunige Abreise, des gelben Fiebers wegen. — Fahrt von Neu-York nach Albany den Nord-Fluß hinan. — Große Schönheit des Nord-Flusses. — West-Point. — Hochland. — Stürme sind hier gewöhnlich. — Albany. — Beschreibung der Stadt und ihrer Einwohner. — Feier der Amerikanischen Unabhängigkeit, den 4ten Julius. S. 240 — 256.

Zwanzigster Brief.

Abreise von Albany. — Schwierigkeit Fuhrwerke zu bekommen. — Ankunft zu Kohoz. — Beschreibung der hier im Mohawk-Flusse befindlichen Wasserfälle — Still-Water. — Saratoga. — Fort Edward. — Ermordung der Miß M'Crea. — Fort Ann. — Schlechter Weg dahin. — Bemerkungen über Amerikanische Wälder. — Schwierigkeit vorwärts zu kommen. — Ankunft zu Skenesborough. — Angriffe der Muskiten. — Beschreibung dieses Insekts. — Ihr Stich ist zuweilen gefährlich. — Mittel dagegen. S. 257 — 269.

Einundzwanzigster Brief.

Beschiffen des Champelain-Sees. — Schwierigkeit, sich in den, am See liegenden, Meiereien Lebensmittel zu verschaffen. — Ticonderoga. — Crown-Point. — Mahlerische Gegend. — Beschreibung des Champlain Sees, und der umherliegenden Gegenden. — Kapitain Thomas. — Ankunft zu St. John's. — Unterschied zwischen Kanada und den Staaten, in Ansehung des Landes, der Einwohner u. s. w. — Fort Chambly. — Kaleschen. — Bons-dieux. — Stadt La Prarie. — Reißender Strom des St. Laurenz-Flusses. — Ueberfahrt nach Montreal. — Große Schiffe bei Montreal. — Ansehnliche Tiefe des Flusses. S. 269 — 289.

Zweiundzwanzigster Brief.

Beschreibung der Stadt Montreal. — Ihre Gebäude. — Begräbnißfeierlichkeiten. — Klöster. — Kasernen. —

Festungswerke. — Einwohner, größtentheils Franzosen. — Charakter und Sitten derselben. — Reizende Aussichten nahe bei der Stadt. — Sommerbelustigungen. — Lustpartien auf dem Berge. — Pelzhandel. — Die Nordwestkompagnie. — Skizze der vom Herrn von Mackenzie unternommenen Reise nach dem Südmeere, durch das Land. — Streitigkeiten zwischen der Hudsonbai- und Nordwestkompagnie. S. 289—308.

Dreiundzwanzigster Brief.

Fahrt nach Quebec auf dem St. Laurenz-Flusse. — Vorzüge eines Bateau's vor einem Kielboote. — Stadt Sorelle. — Schiffsbau daselbst. — See St. Pierre. — Ballikon. — Reizende Gegenden an den Ufern des St. Laurenz. — Kanadische Häuser. — Skizze des Karakters und der Sitten des gemeinen Mannes in Kanada. — Aberglaube. — Anekdote. — St Augustin Calvaire. — Ankunft zu Quebec. S. 309 — 318.

Vierundzwanzigster Brief.

Lage der Stadt Quebec. — Beschreibung der Ober- und Unterstadt. — Große Festigkeit der Oberstadt. — Einige Bemerkungen über die Eroberung von Quebec, unter General Wolfe. — Ueber Monthgomery's und Arnold's Angriffe während des Amerikanischen Krieges. — Volksmenge zu Quebec. — Das Schloß. — Franziscanerkloster. — Jesuitenkollegium. — Ein einziger alter Jesuit ist noch übrig geblieben. — Sein großer Reichthum. — Sein Charakter. — Nonnenklöster. — Ingenieurhaus. — Staatshaus. — Zeughaus. — Kasernen. — Marktplatz. — Fuhrwerke mit Hunden. — Vortreffliche Aussichten von einigen Gegenden der Oberstadt. — Reizende Landschaften. — Beschreibung der Wasserfälle in den Flüssen Montmorenci und la Chaudiere. S. 319—336.

Fünfundzwanzigster Brief.

Konstitution, Regierung, Gesetze und Religionszustand von Ober- und Unterkanada. — Ausgaben für die Civil-Liste,

die bewaffnete Macht, und die Geschenke an die Indianer. — Besoldung einiger königlichen Beamten. — Ein- und Ausfuhr. — Taxen. S. 337 — 350.

Sechsundzwanzigster Brief.

Boden und Produkte Unterkanada's. — Ueber die Bereitung des Ahornzuckers. — Klima. — Winterbelustigungen des Volkes. — Schlitten. — Mittel, sich vor der Kälte zu schützen. — Abhärtung der Pferde. — Beschaffenheit des St. Laurenz beim Abzuge des Winters. — Schnelle Vegetation im Frühlinge. — Annehmlichkeit des Sommers und Herbstes. S. 351 — 367.

Siebenundzwanzigster Brief.

Bewohner Unterkanada's. — Bedingungen, unter welchen Ländereien abgetreten werden. — Sind dem Gedeihen des Landes nachtheilig. — Vergleichung der Vortheile des Ansiedelns in Kanada und in den vereinigten Staaten. — Ursache der häufigern Auswanderung nach den letzteren. — Reise nach der Ortschaft Stoneham bei Quebec. — Beschreibung des St. Charles-Flusses. — Der St. Charles-See. — Etwas über die Ortschaft Stoneham. S. 367 — 395.

Zweiter Theil.

Achtundzwanzigster Brief.

Abreise von Quebec. — Bequemes Reisen zwischen Quebec und Montreal. — Posthäuser. — Kaleschen. — Fuhrleute. — Kanadische Pferde. — Bewillkommung in den Posthäusern. — Schöne Aussicht von der Heerstraße. — Dörferinnen. — Zustand der Landwirthschaft in Kanada. — Vergleichung des Charakters der Kanadier mit dem der Bewohner der Staaten. — Ankunft zu Troisrivieres. — Beschreibung dieser Stadt und der Gegenden um sie her. — Ursulinerinnen-Kloster. — Arbeiten aus Birkenrinde. — Birkenkanots. — Abreise von Troisrivieres und Ankunft zu Montreal. S. 1 — 18.

Neunundzwanzigster Brief.

Die Gesellschaft macht die gewöhnlichen Vorbereitungen, um den St. Laurenz hinan zu fahren. — Büffelhäute. — Schwierigkeit zu Lande nach Kingston zu kommen. — Stürzungen oberhalb Montreal. — Dorf la Chine. — Magazine daselbst. — Indianisches Dorf an der entgegengesetzten Seite des Flusses. — Aehnlichkeit der Französischen Kanadier mit den Indianern. — Ueber die Indianer in Unterkanada. — Die Gesellschaft schifft sich in einem Bateau nach la Chine ein. — Die Kanadier lieben das Tabaksrauchen. — Ihr Maaß, wonach sie Entfernungen messen. — Beschreibung des St. Ludwig-Sees. — Insektenwolken über den beschilften Sandbänken. — Die Gesellschaft nimmt auf der Perot-Insel ihr Nachtquartier. — Verschiedene Stürzungen, les cascades genannt. — Ihr furchtbares Ansehen. — Beschreibung des Dorfes des Zedernberges. — Stürzungen des Coteau du Lac. — Wunderbare Schnellheit des Stromes. — Uebernachtung. — St. Francis-See. — Point au Baudet. — L'isle aux Raisins. — Die Inseln im Flusse gehören den Indianern. — Uebernachtung. — Sturm. — Unangenehme Lage der Gesellschaft. — Erlösung daraus. — Setzen die Wasserfahrt weiter fort. — Noch andere Stürzungen. — Kanäle und Schleusen an verschiedenen Stellen des St. Laurenz. — Ungeheure Taubenflüchte. — Auswanderung der Eichhörnchen und Bären. — Oswigatschi-Fluß. — Fort la Galette. — Der Strom oberhalb desselben ist sanft. — Die Fahrzeuge seegeln die ganze Nacht hindurch. — Lieder der Kanadier. — Gutes musikalisches Gehör. — Der See mit tausend Inseln. — Ankunft zu Kingston. — Bemerkungen über die Schiffahrt auf dem St. Laurenz. — Vergleichung des St. Laurenz mit dem Missisippi. — Uebersicht der Flüsse, durch welche eine Wasserverbindung zwischen den großen Seen und dem Atlantischen Meere statt findet. — Handel auf den Seen.

S. 20 — 58.

Dreißigster Brief.

Beschreibung der Stadt Kingston. — Blühender Handel derselben. — Gastfreie Einwohner. — Hafen am Ontario-See. — Kriegsschiffe auf diesem See. — Kauffarteischiffe. — Marine-Offiziers. — Große Ausgaben für Bau- und Besserung der Schiffe. — Noch kein Eisenstein-Bergbau in dieser Gegend. — Kupfer kann leichter gewonnen werden als Eisen. — Wird in großer Menge an den Küsten des Obersees gefunden. — Einschiffung auf den Ontario-See. — Beschreibung des Sees. — Man will alle sieben Jahre eine Veränderung der Höhe der Gewässer bemerkt haben. — Auch Ebbe und Fluth alle zwei Stunden. — Bemerkungen über diese Phänomene. — Fahrt auf diesem See ist einer Reise auf dem Meere ähnlich. — Erblickung des Forts Niagara. — Landung an der Missisaguis-Spitze. — Missisaguis-Indianer. — Einer ihrer Anführer fällt in einem Gefechte. — Wie sie von dem Brittischen Gouvernement behandelt werden. — Ihre Rachsucht. — Gute Jäger unter ihnen. — Ihre Methode, die Lachse zu tödten. — Mannigfaltigkeit der Fische in den Seen und Flüssen Kanada's. — Seewölfe. — Seekühe. — Beschreibung der Stadt Niagara oder Newark. — Der jetzige Sitz der Regierung. — Absicht ihn an einen andern Ort zu verlegen. — Ungesunde Beschaffenheit der Stadt Niagara und der umliegenden Gegend. — Navy-Hall. — Uebergabe des Forts Niagara. — Beschreibung desselben. — Beschreibung der andern Forts, welche an die vereinigten Staaten abgetreten sind. — Sie sind ihnen nicht von dem Vortheile, als man es erwartete. — Vortheilhaftere Lage der neuen Brittischen Posten. S. 59 — 99.

Einunddreißigster Brief.

Beschreibung des Niagara-Flusses, seiner Wasserfälle und der Gegend, die an den schiffbaren Theil des Flusses, unterhalb der Wasserfälle, gränzt. S. 100 — 125.

Zweiunddreißigster Brief.

Beschreibung des Forts Chippeway. — Plan, einen Kanal zu ziehen, um der Landwege bei den Niagara-Wasserfällen überhoben zu sein. — Abreise von Fort Chippeway. — Große Hitze. — Beschreibung des, oberhalb der Fälle, an den Niagara-Fluß gränzenden Landes. — Klima in Oberkanada. — Klapperschlangen sind in Oberkanada häufig. — Fort Erie. — Schlechte Bewirthung daselbst. — Eichhörnchen-Jagd. — Seneka-Indianer. — Ihre Geschicklichkeit mit dem Blaserohre. — Wanderung nach dem Dorfe der Seneka-Wilden. — Die ganze Nation abwesend. — Fahrt über eine gefährliche Sandbank an der Mündung des Buffalo-Creek. — Abfahrt vom Fort Erie. — Werden vom Sturme zurückgetrieben. — Ankern an der Abineau-Spitze. — Beschreibung dieser Spitze. — Sandberge daselbst. — Bären-Jagd. — Hunde, deren man sich dabei bedienet. — Der Wind drehet sich. — Das Fahrzeug leidet vom Sturme vor Anker. — Abfahrt von der Abineau-Spitze. — Allgemeine Beschreibung des Erie-Sees. — Anekdote. — Erreichen die Inseln am westlichen Ende des Sees. — Ankern daselbst. — Beschreibung der Inseln. — Schlangen verschiedener Art daselbst. — Klapperschlange. — Medizinischer Gebrauch derselben. — Fabelhafte Erzählungen von Schlangen. — Abfahrt von den Inseln. — Ankunft zu Mulden. — Detroit-Fluß. S. 127 — 158.

Dreiunddreißigster Brief.

Beschreibung des Distriktes Malden. — Anlegung neuer Englischer Posten daselbst. — Die Insel Bois-blanc. — Streitigkeiten zwischen den Engländern und Amerikanern des Eigenthumsrechts wegen. — Blockhäuser. — Kapitain E—'s Meierei. — Wilde. — Beschreibung des Detroit-Flusses und des daran gränzenden Landes. — Stadt Detroit. — Hauptquartier der Amerikanischen Armee. — Offiziers der westlichen Armee. — Vergebliche Mühe der

Amerikaner, den Indianern eine große Meinung von ihrer Wichtigkeit beizubringen. — Gegend um Detroit. — Zweifel wegen unserer Rückkehr nach Philadelphia. — Beschließen unsern Weg über Presqu' Isle zu nehmen. — Abreise von Detroit. S. 159 — 176.

Vierunddreißigster Brief.

Geschenke, die den Wilden von der Brittischen Regierung gemacht werden. — Art und Weise sie zu vertheilen. — Ursachen warum man sie giebt. — Das beste Mittel die Zuneigung der Wilden zu gewinnen. — Die Amerikaner geben sich wenig Mühe, mit den Wilden in gutem Vernehmen zu bleiben. — Folgen davon. — Krieg zwischen den Wilden und den Amerikanern. — Friedensschluß des Generals Wayne. — Der Friede wird wahrscheinlich nicht dauernd sein. — Ursachen. — Art und Weise wie die Wilden Frieden zu machen pflegen.

S. 177 — 207.

Fünfunddreißigster Brief.

Etwas über das Aeußere, die Sitten, den Charakter, die Körper- und Geistes-Beschaffenheit der Wilden; nebst einigen Anekdoten. S. 207 — 277.

Sechsunddreißigster Brief.

Abreise von Malden. — Sturm auf dem Erie-See. — Werden zurück zwischen die Inseln getrieben. — Fahrt über den See. — Landung bei Fort Erie. — Begeben sich zum Buffalo-Krihk. — Reise durch die Wälder. — Beschreibung der Gegend oberhalb des Buffalo-Krihks. — Ungeheure Ebenen. — Majestätisches Ansehen der Bäume. — Indianische Hunde. — Ankunft bei den Niederlassungen am Genesee-Flusse. — Erste Ansiedler. — Ihr allgemeiner Charakter. — Beschreibung des an den Genesee-Fluß gränzenden Landes. — Fieber sind hier zur Herbstzeit häufig. — Gehen zu Fuß nach Bath. S. 278 — 318.

Siebenunddreißigster Brief.

Beschreibung der Stadt Bath. — Ihre Nachbarschaft. — Sonderbare Methode, um sie in Flor zu bringen. — Spekulirende Köpfe. — Kohorton-Krihk. — Uebersicht der Schiffahrt von Bath abwärts. — Abreise nach Newtown. — Schiffen sich in Kanots ein. — Stranden in der Nacht. — Suchen ein Obdach in einem benachbarten Hause. — Schwierigkeit Nahrungsmittel zu bekommen. — Setzen die Wasserfahrt fort. — Lochartsburgh. — Beschreibung des östlichen Armes des Susquehannah-Flusses. — French-Town. — Franzosen und Amerikaner schicken sich nicht für einander. — Wilkesbarré. — Berge in der Nachbarschaft. — Das Land, nach Philadelphia zu, nur wenig bevölkert. — Beschreibung der Windkluft in den blauen Bergen. — Nachricht von der Mährischen Niederlassung zu Bethlehem. — Rückkehr nach Philadelphia. S. 314 — 344.

Achtunddreißigster Brief.

Abreise von Philadelphia. — Ankunft zu Neu-York. — Besuchen Long-Island. — Schreckliche Verwüstung durch das gelbe Fieber. — Die Holländischen Bewohner trauen den Fremden nicht. — Zahl der Bewohner. — Getreidebau. — Große Menge Haselhühner und Rehe. — Gesetze gegen die Ausrottung derselben. — Zunahme derselben. — Abnahme der Biber. — Neu-York hat viel Angenehmes für Fremde. — Schluß.

Achtundzwanzigster Brief.

Abreise von Quebec. — Bequemes Reisen zwischen Quebec und Montreal. — Posthäuser. — Kaleschen. — Fuhrleute. — Kanadische Pferde. — Bewillkommung in den Posthäusern. — Schöne Aussicht von der Heerstraße. — Dörferinnen. — Zustand der Landwirthschaft in Kanada. — Vergleichung des Charakters der Kanadier mit dem der Bewohner der Staaten. — Ankunft zu Troisrivieres. — Beschreibung dieser Stadt und der Gegenden um sie her. — Ursulinerinnen-Kloster. — Arbeiten aus Birkenrinde. — Birkenkanots. — Abreise von Troisrivieres und Ankunft zu Montreal.

Theurer Freund

Montreal im August.

Wir hielten uns in Quebec und seiner Nachbarschaft so lange auf, als es mit unserm Plane, die Wasserfälle des Niagara zu besuchen, und alsdann, noch vor Anfange des Winters, nach den Staaten zurück zu kehren, bestehen konnte und reiseten darauf zu Lande nach Montreal.

In keinem Theile von Nordamerika kann man mit so großer Bequemlichkeit reisen als auf dem Wege von Quebec nach Montreal. Es sind hier, in einer geraden Linie und in mäßiger Entfernung von einander, Posthäuser angebracht, in welchen beständig Kaleschen oder Schlitten, je nachdem die Jahrszeit ist, in Bereitschaft gehalten werden. Jeder Postmeister ist verpflichtet vier Kaleschen und dieselbe Anzahl Schlitten vorräthig zu haben; außer diesen werden aber noch weit mehrere auf jeder Station von Leuten gehalten, die aides de poste heißen, und die dem Postmeister, wenn seine eigene Fuhrwerke bereits vergriffen sind, aushelfen müssen. Der Postmeister allein hat das Recht, diese Fuhrwerke auf jeder Station herzugeben; dafür muß er sie aber, wenn er nicht in Strafe verfallen will, bei Tage in einer Viertelstunde, nachdem sie von den Reisenden gefordert sind, und bei Nacht in einer halben Stunde in Bereitschaft haben. Die Postillions sind verbunden, zwei Meilen (leagues) in einer Stunde zu fahren. Für eine Kalesche mit einem Pferde bezahlt man einen Schilling Halifaxer Kurant *) auf die Meile; dem Postillion giebt man nichts.

*) Nach diesem Münzfuße, der in Unterkanada angenommen ist, gilt der Dollar fünf Schillinge. Die gangbaren Silbermünzen in Kanada sind Dollars, von denen man Halbe, Viertel, Achtel und Sechszehntheile hat; Pistarins, Spanische Münzen, die etwas weniger als ein Vierteldollar gelten, so wie auch Französische und En-

Die Postkaleschen sind plump, doch fanden wir sie im Allgemeinen zum Reisen sehr bequem. Sie sind den Amerikanischen Postwagen bei weitem vorzuziehen; denn will man in diesen nur mit einiger Bequemlichkeit fahren, so muß man sich mit Kissen für die Hüften und Ellbogen wohl versehen, sonst setzt es blaue Flecke im Ueberflusse.

Die Kanadischen Pferde sind größtentheils klein und schwerfällig, aber sehr dauerhaft, wie man dies an den Postpferden sehen kann, die, selbst bei schlechter Fütterung und übler Behandlung, fett und feurig sind. Selten werden sie in Ställe gebracht und gestriegelt; gewöhnlich treibt man sie, nach zurückgelegter Station, auf das Feld, wo sie so lange bleiben, bis der folgende Reisende ankommt, oder bis man sie zu wirthschaftlichen Arbeiten nöthig hat. Dies ist eigentlich gegen die Verordnung, nach welcher man die Pferde, für die Passagiere, im Stalle bereit halten sollte; indeß erinnere ich mich nicht, daß wir irgendwo viel über die vorgeschriebene Viertelstunde aufgehalten worden wären, obgleich man die Pferde oft eine Meile weit vom Felde zurückholen mußte. Waren sie weit entfernt, so kam man mit ihnen, um Klagen zu verhüten, in vollem Gallopp zurück, spannte sie augen-

glische Kronen und halbe Kronen. Goldmünzen gehen, wie unverarbeitetes Gold (bullion), bloß nach dem Gewichte. Englische und Portugisische Goldmünzen werden am mehrsten geschätzt; auf diese folgen die Spanischen und dann die Französischen.

blicklich vor, und dann wurden gewöhnlich neun bis zehn Englische Meilen in einer Stnnde zurückgelegt. Ein kleines Trinkgeld treibt oft die Postillions an, geschwinder zu fahren, als es ihnen vorgeschrieben ist. Erreicht man seinen Zweck auf diese Weise nicht, so hat man nur nöthig, sie von Seiten ihrer Eitelkeit anzugreifen, um sie so schnell fahren zu lassen, wie man es für gut findet. Lobt man ihre große Geschicklichkeit im Fahren, und die vortrefflichen Pferde, so kann man darauf rechnen, daß man in einer Stunde drei Meilen weiter fortrücken wird. Will man etwa im Gallopp fahren, so giebt man laut genug, daß es der Postillion hören kann, seinen Reisegefährten zu verstehen, daß doch die Kanadischen Kaleschen die erbärmlichsten Fuhrwerke in der Welt und so schwer wären, daß die Leute befürchten müßten, die Pferde würden umfallen, wenn sie so geschwinde damit fahren wollten, als wie es in andern Ländern geschieht. Vor allen Dingen lobe man die Fuhrwerke und Postillions in den vereinigten Staaten. Einige Bemerkungen dieser Art setzen den Postillion gewöhnlich in Feuer, und machen, daß er unaufhörlich auf seine Pferde lospeitscht.

Um ihre Pferde aufzumuntern, sich schneller aus der Stelle zu bewegen, haben sie drei Ausdrücke, deren sie sich in regelmäßiger Stufenfolge bedienen. Das erste Wort ist „marche“, welches sie mit gewöhnlicher Stimme aussprechen; dann folgt „marche donc“, welches geschwinder und lauter ausgesprochen

wird; ist das Pferd indeß halsstarrig genug, auch dies nicht verstehen zu wollen, dann wird zum dritten Mahle, und zwar mit greller durchdringender Stimme, „marche donc“ und eins von Sterne's magischen Wörtern ausgestoßen, wobei zugleich ein derber Peitschenhieb erfolgt. Weil sich die Fuhrleute dieser Wörter so häufig bedienen, so haben die Kaleschen den Nahmen Marchedoncs bekommen.

Das erste Posthaus liegt neun Meilen von Quebec, die unsere Postillions, auf eigenem Antrieb, in einer Stunde zurücklegten. Kaum erblickten wir das Haus, so sahen wir auch schon den Postmeister, dessen Frau, in ihrer engen Französischen Haube, und die ganze Familie herauslaufen, uns in Empfang zu nehmen. Der vorderste Postillion, ein magerer, etwa sechs Fuß langer Kerl, der einen, mit einer Aalhaut umwundenen, Ellen langen Zopf trug, klatschte, sobald er das Haus erblickte, tapfer mit seiner Peitsche. Er fuhr vor, stieg mit wichtiger Miene ab, machte in ehrfurchtsvoller Ferne der Wirthin seine Verbeugung, näherte sich ihr dann, mit dem Hute unter dem Arme, sagte ihr etwas Verbindliches, und küßte ihre Wangen, die sie ihm mit ungemeiner Herablassung darzureichen geruhte. Mit solchen wechselseitigen Begrüßungen werden, vor jedem Posthause, gewöhnlich mehrere Minuten hingebracht, ehe die Leute daran denken, einen andern Wagen herbei zu schaffen.

Die Straße zwischen Quebec und Montreal läuft größtentheils dicht an den Ufern des St. Laurenz,

durch die reizenden kleinen Städte und Dörfer, die man schon vom Wasser aus liegen sehen konnte. Das Auge des Reisenden wird, auf dieser Straße, durch Aussichten ergötzt, welche, wo möglich, selbst diejenigen übertreffen, durch die er, beim Hinabseegeln des Flusses so angenehm überrascht wird.

Ganz besonders majestätisch ist die Gegend der ersten 30 bis 40 Meilen, die man auf dem Wege von Quebec zurücklegt. Der ungeheure St. Laurenz, der mehr ein von Bergen eingeschlossener See, als ein Fluß zu sein scheint, wälzt sich, an der einen Seite, so tief unter den Füßen des Wanderers dahin, daß die größten Kauffahrteischiffe dem Auge wie Fischerboote vorkommen. An der andern Seite zeigen sich, in der Ferne, mit Waldungen eingefaßte Berge; der Raum in der Mitte prunkt mit weißgemahlten Hütten, glänzenden Thürmen, Waldungen und üppigen Ländereien, die von unzähligen kleinen Strömen gewässert werden. Gruppen von Landleuten, die gerade mit emsiger Hand die Ueberreste der Erndte fortzuschaffen bemüht waren, verbreiteten eine gewisse Fröhlichkeit über die Szene, die das Reizende derselben um vieles vermehrte.

Im Allgemeinen sind die jungen Französischen Bäuerinnen sehr schön, und die Sauberkeit, das Einfache ihrer Sommerkleidung, die fast durchgängig in einem blauen oder scharlachrothen Mieder ohne Aermel, einem Röckchen von verschiedenen Farben und einem Strohhute besteht, machen sie sehr liebenswür-

dig. Schade ist es, daß ihre Schönheit, wie es auch bei den Indianerinnen der Fall ist, so schnell dahin welkt; woran sowohl bei diesen als bei jenen, die Lebensart Schuld ist. Sie arbeiten über ihre Kräfte und sind der Luft zu viel ausgesetzt, weil die unthätigen Männer den größten Theil der Landarbeiten ihnen aufzubürden pflegen.

Der Landbau ist seither von den Französischen Kanadiern sehr oberflächlich betrieben worden. Sie bedienten sich selten des Düngers, sondern warfen das Erdreich nur ein wenig mit dem Pfluge auf, und säeten alsdann ihr Getreide ohne alle weitere Vorbereitung aus. Auch ließen sie bisher mehr als die Hälfte ihrer Felder ohne Zäune, so daß das Vieh freien Zutritt haben konnte. Jezt fängt man indeß an, mehr Industrie zu zeigen, und den Ackerbau gründlicher zu betreiben, welches dem häufigen Nachfragen nach Getreide zur Ausfuhr zuzuschreiben ist, so wie auch dem Rathe und der Aufmunterung von Seiten der Englischen Kaufleute zu Quebec und Montreal, die zum Ankauf alles entbehrlichen Getreides ihre Agenten im ganzen Lande umherschicken. Die Landleute halten, an gewissen Tagen, ihr Korn an den Ufern des St. Laurenz in Bereitschaft; von hier wird es alsdann in Flachbooten für die Kaufleute abgeholt, und zum Einschiffen nach einem Hafen gebracht.

Alle Niederlassungen in Unterkanada befinden sich unmittelbar am St. Laurenz. In keiner Gegend lie-

gen sie weiter als 12 Meilen davon entfernt, ausgenommen die längs den Ufern der Flüsse St. Jean, des Prairies und einiger andern Ströme, die sich in den St. Laurenz ergießen. Wie die Deutschen Ansiedler sind auch die Französischen Kanadier sehr dafür, nahe neben einander zu wohnen. So lange die Meierei des Vaters noch einigermaßen eine Vereinzelung gestattet, bekommen die Söhne, wenn sie herangewachsen sind, ihren Theil davon, und nur wenn die Meierei besonders klein, oder die Familie sehr groß ist, denken sie daran, ein Stück Landes von ihrem Seigneur zu nehmen. In dieser Hinsicht findet ein auffallender Unterschied zwischen ihnen und den jungen Leuten in den vereinigten Staaten, vorzüglich in Neu-England, statt; diese wandern, so bald sie erwachsen sind, aus, und begraben sich in Wäldern, wo sie vielleicht 500 bis 600 Meilen von ihren Verwandten entfernt leben. An Unternehmungsgeist fehlt es deswegen den Kanadiern nicht; sie machen Reisen über die unermeßlichen Seen in den westlichen Gegenden, ohne sich um die furchtbaren Stürme zu bekümmern, die auf denselben zu wüthen pflegen; sie arbeiten, ohne zu ermüden, mit Rudern und Stangen den reißenden Strömungen der Flüsse entgegen, und beklagen sich auch nicht, wenn sie, auf ihren Reisen, unfreundlichem Wetter und quälendem Hunger ausgesetzt sind. Die Eitelkeit ist es, die den Kanadier muthig macht; er gefällt sich, wenn er seinen Freunden und Verwandten von den fernen Gegenden, die er

besucht, und von den großen Gefahren, worin er sich befunden hat, etwas vorschwatzen kann. Beim Fällen der Bäume und beim Pflügen findet seine Eitelkeit wenig Nahrung; er hält solche Arbeiten nicht für den Hauptgegenstand seiner Aufmerksamkeit, und verläßt sie daher mit Widerwillen. Anders verhält es sich mit dem Bürger der vereinigten Staaten; bei ihm ist Eigennutz die Triebfeder seiner Handlungen; er begiebt sich eiligst nach einem fremden Theile des Landes, wo er, im Besitze einträglicher Ländereien, einer Leidenschaft nachhängen zu können hofft, welcher er die Bande des geselligen Lebens und alles, was einem andern Menschen theuer sein würde, mit Vergnügen zum Opfer bringt.

Am zweiten Tage nach unserer Abreise von Quebec nach Montreal erreichten wir Troisrivieres, welches sich zwischen beiden Städten etwa in der Mitte befindet. Diese Stadt liegt an den Ufern des St. Laurenz, dicht an der Mündung des Moritz-Flusses, der von mehr als 30 Flüssen, die sich allein an der Nordwestseite, zwischen Quebec und Montreal, in den St. Laurenz ergießen, der größte ist. Dieser Fluß wird, ehe er noch den St. Laurenz erreicht hat, von zwei großen Inseln in drei Ströme getheilt, so daß es, wenn man oberhalb seiner Mündung seegelt, den Anschein hat, als ob sich drei besondere Flüsse an einer und derselben Stelle ergössen. Diesem Umstande hat die Stadt ihren Nahmen zu verdanken.

Der St. Moritz-Fluß ist für große Fahrzeuge

gar nicht schiffbar, und auch für Jachten nur auf einige Meilen oberhalb seiner Mündung; in flachgetäfelten Booten und Kanots kann man ihn indeß fast bis zu seiner Quelle verfolgen. Der Angabe der Indianer zu Folge ist die Entfernung vom Orte seines Ursprungs bis zu größern schiffbaren Flüssen, die sich in die Hudsons-Bai ergießen, nicht beträchtlich. Ist diese Behauptung richtig, so darf man annehmen, daß der St. Moritz in der Zukunft, wenn die verlassene Wüste, durch welche er läuft, ein anderes Ansehen bekommen, und ein Aufenthalt für menschliche Wesen, statt für wilde Thiere geworden ist, in Hinsicht auf Handlung ein Fluß von großer Bedeutung werden wird. Jezt befinden sich an den Ufern desselben, von seiner Mündung bis zu den, von Troisrivieres an 9 Meilen entfernten, Eisenwerken, hin und wieder einige Niederlassungen; weiterhin kennt fast Niemand das Land, als nur die Indianer.

Troisrivieres eine Stadt, die 250 bis 300 Häuser hat, und, in Ansehung der Größe, die dritte in beiden Provinzen ist, hat ihren Ursprung einer der ältesten Niederlassungen des Landes zu verdanken. Der Gründer derselben soll darauf gerechnet haben, daß sie bald zu einer sehr großen Stadt heranwachsen würde; indeß ist es bis jezt mit der Vergrößerung derselben sehr langsam gegangen, und es ist keine Wahrscheinlichkeit da, daß es in der Folge geschwinder damit gehen wird, wenn nicht das an den St.

Moriz gränzende Land viele Ansiedler bekommt, welches noch sehr lange dauern möchte.

Das Eisensteinlager in der Nachbarschaft von Troirivieres, von dem man glaubte, daß es die Stadt sehr bereichern würde, ist jezt fast gänzlich abgebauet; auch soll dasselbe niemahls mehr Erz hergegeben haben, als nöthig war, um ein kleines Schmelz = und Frischfeuer abwechselnd in Betrieb zu erhalten. Der Pelzhandel, von dem man sich so große Vortheile versprach, ist jezt größtentheils auf Quebec und Montreal beschränkt. Nur eine unbedeutende Menge von Pelzen, die man auf dem St. Moritz und einigen der nördlichen Flüsse, die sich näher bei Troisrivieres, als bei Quebec und Montreal, in den St. Laurenz ergießen, der Stadt zuführt, wird daselbst eingeschifft. Man belastet Montrealer Schiffe damit, die beim Hinabfahren des Flusses, der Stadt gegenüber, anhalten.

Einige Französische Reisende haben die Gegend um Troisrivieres als äußerst fruchtbar und als den angenehmsten Theil von Kanada vorgestellt — es findet aber gerade das Gegentheil statt. Der Boden in und um Troisrivieres ist flach, unfruchtbar, und so sandig, daß man in vielen Straßen der Stadt oder auf den Wegen vor derselben, bei jedem Schritte bis über die Knöchel versinkt. Der Sand hat eine weißliche Farbe und ist sehr locker. Ueberdies wimmelt hier die Luft von Muskiten, die ein sicheres Zeichen der niedrigen Lage und der feuchten Beschaffen-

heit der Gegend abgeben. In keinem andern der bewohnten Theile von Kanada, als nur in der Gegend des St. Charles-Sees, wurden wir von diesen beschwerlichen Thieren gequält. In Quebec und Montreal hat man sie kaum jemahls bemerkt.

Die Straßen zu Troisrivieres sind enge, die Häuser im Ganzen klein und unansehnlich, und größtentheils von Holz. Es giebt zwei Kirchen in dieser Stadt: eine Englisch-Bischöfliche, und eine große Katholische Pfarrkirche, die ehemahls den recollets oder Franziskanern gehörte; jezt ist dieser Orden in Troisrivieres eingegangen. Das alte Kloster der Franziskaner, ein großes steinernes Gebäude, ist jezt ganz verlassen. Auch stehen viele Häuser in der Nachbarschaft desselben, die nicht bewohnt werden, wodurch diese Gegend der Stadt ein trauriges, düsteres Ansehen bekommt. Das Jesuiten- oder Kloster-Kollegium, gleichfalls ein großes steinernes Gebäude, in derselben Gegend, ist in ein Gefängniß verwandelt worden.

Der einzige geistliche Orden, den man noch in dieser Stadt trifft, ist der Ursulinerinnen-Orden, dessen Schwesterschaft so groß ist, als es der Umfang des Klosters erlaubt. Dieses Kloster wurde vom Bischof von Quebec, M. de St. Vallier, im Jahre 1796 gegründet. Es ist ein großes Gebäude, und steht in der Nähe des ehemaligen Franziskaner-Klosters. Einen Theil des Gebäudes nimmt das Hospital ein, welches von den Nonnen besorgt wird. Man führte uns beim

Kaplan des Ordens, einem armen Französischen curé ein, an welchen wir einen sehr unterhaltenden und liebenswürdigen Mann kennen lernten. Wir bekamen die Erlaubniß, in seiner Gegenwart das Kloster besuchen zu dürfen.

Der erste Theil des Gebäudes, zu dem wir kamen, war eine Kapelle, deren Thüren nach der Straße unter ein Vordach gehen. Sie ist sehr hoch, aber nicht besonders geräumig. Der große, kostbar verzierte Altar steht dem Eingange fast gerade gegenüber. An beiden Seiten desselben befindet sich ein Gitter, wovon das eine mit dem Krankensaale für die Nonnen, das andere mit dem Chore der Kapelle in Verbindung steht. Als unser Begleiter eine kleine Klocke zog, so erhob sich ein, an der innern Seite dieses leztern Gitters befindlicher, Vorhang, und wir erblickten einen Saal, der etwas größer als die Kapelle war, und rund umher Kirchenstühle und einen Altar hatte, an welchem zwei Nonnen, mit Gebetbüchern in den Händen, ihre Andacht verrichteten. Die schöne Ursulinerin, die zum Gitter kam, schien eine der Unglücklichen zu sein, die das Schreckliche einer solchen Einkerkerung fühlen, und die Raschheit eines Gelübdes bejammern, durch welches sie sich der Welt und ihren Freuden, die der wohlthätige Regierer des Weltalls für jedes seiner Geschöpfe bestimmt hat, auf immer entzogen sehen. Als sie den Vorhang aufzog, warf sie durch das Gitter einen verstohlnen Blick auf uns, der mehr von den Gefühlen ihres Herzens

sagte, als es die größte Beredsamkeit zu thun im Stande gewesen wäre. Hierauf begab sie sich stillschweigend fort, und setzte sich, in einem entfernten Theile des Chores, auf eine Bank nieder. Die Schwermuth, welche ihr bezauberndes Gesicht überzog, rührte mich — es war unmöglich, sie zu betrachten, ohne den Kummer, der an ihrem Herzen nagte, mit ihr zu theilen, und ohne zugleich die Grausamkeit des Gebrauchs und den falschen Religionseifer zu verwünschen, durch welche ein unschuldiges, unerfahrnes Mädchen, das vielleicht eine nützliche Bürgerin geworden wäre, der Welt entzogen, und, damit es Sünden bereuen möge, die es nie begangen hat, zu einer zwecklosen Einsamkeit verdammt wird.

Das Hospital, welches mit der Kapelle zusammenhängt, besteht aus zwei großen Gemächern, die zwölf bis vierzehn Betten enthalten. Diese Gemächer sind luftig, und die Betten sauber, und gut geordnet. Jedes Bette ist einem besonderen Heiligen gewidmet, und am untern Theile derselben lieset man, mit großen Buchstaben geschriebene, Anrufungen des Schutzheiligen, als: „St. Jaques priez pour moi“ — „St. Jean priez pour moi“ u. s. w. Die Kranken werden von einer gewissen Anzahl Schwestern besorgt, die dazu angesetzt sind. Ein alter Priester, der dem Tode sehr nahe zu sein schien, war der einzige Kranke im Hospitale. Er saß in einem Armstuhle vor dem

Bette, und war von mehreren Schwestern umgeben, die seiner mit der größten Sorgfalt warteten.

Die Kleidung der Ursulinerinnen besteht in einem Gewande aus schwarzem Zeuge, und einem weißen leinenen Tuche mit abgerundeten Ecken, das vermittelst eines Bandes genau am Halse befestiget ist, und über Brust und Schultern herabhängt. Die Stirne, die Schläfen und Ohren bedeckt ein Aufsatz von weißer Leinewand, der am Halstuche befestiget ist. Ferner tragen sie einen Schleier aus schwarzem Flor, der, wenn er herabhängt, nur die Hälfte des Gesichts bedeckt, und über die Schultern hinflattert. Ein großes einfaches silbernes Kreuz hängt von der Brust herab. Diese Kleidung ist nichts weniger als schön, denn das Haar und ein großer Theil des Gesichts wird durch das dicht anschließende weiße Kopftuch durchaus versteckt und entstellt.

Vom Hospitale gingen wir, durch einen langen Gang, in ein schönes helles Zimmer, dessen Fenster sich in den Klostergarten öffneten. Es gehörte der „Superieure“, die sich, in Begleitung mehrerer dienenden Schwestern, bald einstellte. Sowohl die alten Damen als die Untergebenen waren in ihrer Unterhaltung sehr lebhaft und angenehm. Sie thaten uns tausend Fragen wegen unserer Reise und wegen unserer künftigen Bestimmung; auch schienen sie sehr damit zufrieden zu sein, einige Fremde männlichen Geschlechts in den Mauren ihres Klosters zu sehen. Sie entschuldigten sich, daß sie uns nicht im „inte-

rieur“ umher führen könnten, weil sie Befehl erhalten hätten, keinen Fremden, ohne besondere Erlaubniß des Bischofs hinein zu lassen, und bedauerten ausserordentlich, daß wir nicht in Quebec darum nachgesucht hätten. Als wir einige Zeit mit Gesprächen über verschiedene Gegenstände hingebracht hatten, legten uns die Nonnen allerlei künstliche Sachen, die sie selbst verfertiget hatten, zur Ansicht vor. Da man immer erwartet, daß Fremde eins oder das andere davon kaufen — denn der Orden ist arm — so suchten wir uns die hübschesten Stücke aus, ließen sie zierlich in kleine Schachteln packen, die zu diesem Zwecke schon bereit sind, versprachen, sie den schönen Ursulinerinnen zum Andenken aufzubewahren, und kehrten darauf zu unserer Wohnung zurück.

Vorzüglich berühmt sind die Nonnen dieses Klosters wegen der artigen Sachen, die sie aus Birkenrinde verfertigen. Sie machen Schreibtafeln, Körbchen, Putzschachteln u. s. w. daraus, auf welchen sie, mit den schön gefärbten Haaren des Elenthieres, allerlei Figuren sticken. Auch verfertigen sie Modelle von Indianischen Kanots, und von verschiedenen Waffen und Geräthschaften, deren sich die Wilden bedienen.

Fast alle Kanots aus Birkenrinde, deren man sich auf den Flüssen St. Laurenz und Utawas bedient, werden zu Troisrivieres, und in der Nachbarschaft dieses Ortes, von Wilden verfertiget. Die Birke findet sich in der Nähe dieser Stadt im Ueberflusse; der

größte

größte Theil der Rinde, aus welcher die Kanots verfertigt werden, kommt indeß aus den nördlichen Gegenden des Landes, wo der Baum zu einer ansehnlichen Dicke gelangt. Die Rinde hat gewisser Maaßen Aehnlichkeit mit der des Korkbaumes, doch ist sie von dichterm Korne und auch biegsamer, denn sie läßt sich wie ein Stück Tuch aufrollen. Die Wilden dieser Gegend des Landes führen, wenn sie auf das Jagen ausgehen, große Rollen davon in ihren Kanots mit sich, um auf der Stelle Hütten aufschlagen zu können. Die Rinde wird oben über kleine Stangen ausgebreitet, und mit Streifen von Ulmenrinde, die sehr zähe ist, so an Pfählen befestiget, daß Wände dadurch an den Seiten gebildet werden.

Die Kanots aus Birkenrinde werden auf folgende Art bereitet: Man verbindet zuerst die Rippen, die aus biegsamen Hölzern bestehen, mit einander, nähet alsdann die Rinde in so großen Stücken, als möglich, zusammen, und bedeckt hierauf die verschiedenen Näthe mit einer dicken Pechlage. Um jeder Beschädigung, welche die Rinde von der Schiffsladung bekommen könnte, vorzubeugen, und um das Kanot stärker zu machen, wird die innere Seite desselben mit zwei, in entgegengesetzter Richtung laufenden, Lagen von dünnen Fichtenholzstückchen ausgelegt. Ein solches Kanot ist so leicht, daß eins derselben, welches sechs Menschen faßt, von zwei Männern mit großer Leichtigkeit auf den Schultern fortgetragen werden kann.

Die Birkenkanots, welche man zu Troisrivieres verfertiget, werden mit der größten Zierlichkeit gearbeitet, und nehmen sich auf dem Wasser sehr schön aus. Man hat sie von verschiedener Größe; von einsitzigen an, bis zu solchen, die über zwanzig Mann fassen können. Die Geschwindigkeit, mit der man diese Kanots zu regieren weiß, ist bewundernswürdig; indeß ist es schwer, darin zu fahren, weil sie so leicht sind, daß sie durch jede unregelmäßige Bewegung der darin befindlichen Menschen umgeworfen werden.

Den Tag nach unserer Abreise von Troisrivieres erreichten wir nochmahls die Stadt Montreal. Es giebt zwischen diesen beiden Oertern eine große Anzahl Dörfer und vortreffliche Gegenden, daher findet das Auge des Reisenden auf dem ganzen Wege Unterhaltung genug. Uebrigens ist in dieser Gegend nichts, was besondere Aufmerksamkeit verdiente.

Neunundzwanzigster Brief.

Die Gesellschaft macht die gewöhnlichen Vorbereitungen, um den St. Laurenz hinan zu fahren. — Büffelhäute. — Schwierigkeit zu Lande nach Kingston zu kommen. — Stürzungen oberhalb Montreal. — Dorf la Chine. — Magazine daselbst. — Indianisches Dorf an der entgegengesetzten Seite des Flusses. — Aehnlichkeit der Französischen Kanadier mit den Indianern. — Ueber die Indianer in Unterkanada. — Die Gesellschaft schifft sich in einem Bateau nach la Chine ein. — Die Kanadier lieben das Tabaksrauchen. — Ihr Maaß, wonach sie Entfernungen messen. — Beschreibung des St. Ludwig-Sees. — Insektenwolken über den beschilften Sandbänken. — Die Gesellschaft nimmt auf der Perot-Insel ihr Nachtquartier. — Verschiedene Stürzungen, les cascades genannt. — Ihr furchtbares Ansehen. — Beschreibung des Dorfes des Zedernberges. — Stürzungen des Coteau du Lac. — Wunderbare Schnellheit des Stromes. — Uebernachtung. — St. Francis-See. — Point au Baudet. — L'isle aux Raisins. — Die Inseln im Flusse gehören den Indianern. — Uebernachtung. — Sturm. — Unangenehme Lage der Gesellschaft. — Erlösung daraus. — Setzen die Wasserfahrt weiter fort. — Noch andere Stürzungen. — Kanäle und Schleusen an verschiedenen Stellen des St. Laurenz. — Ungeheure Taubenflüchte. — Auswanderung der Eichhörnchen und Bären. — Oswigatschi-Fluß. — Fort la Galette. — Der Strom oberhalb desselben ist sanft. — Die Fahrzeuge seegeln die ganze Nacht hindurch. — Lieder der Kanadier. — Gutes musikalisches Gehör. — Der See mit tausend Inseln. — Ankunft zu Kingston. — Bemerkungen über die Schiffahrt auf dem St. Laurenz. —

Vergleichung des St. Laurenz mit dem Missisippi. — Uebersicht der Flüsse, durch welche eine Wasserverbindung zwischen den großen Seen und dem Atlantischen Meere statt findet. — Handel auf den Seen.

Theurer Freund

Kingston im September.

Als wir zu Montreal ankamen, war unsere erste Sorge, uns ein großes Reisezelt, Feldequipage, Büffelhäute *), Proviant, Fäßchen mit Wein und Branntwein u. s. w. anzuschaffen, und alle übrigen Vorrichtungen zu treffen, die zu unserer Fahrt den St. Laurenz-Fluß hinan, nützlich und nöthig waren. Einige Tage darauf fuhren wir nach Kingston, in einem

*) In dem westlichen Theile von Unterkanada, und durch ganz Oberkanada, wo Reisende ihre Betten mit sich zu führen pflegen, bedient man sich gewöhnlich dieser Häute, um auf denselben zu schlafen. Zwei Monate lang hatten wir selten andere Betten, als solche Häute und Decken. Die Indianer wissen diese Büffelhäute so zu bereiten, daß sie biegsam wie Tuch werden, und dabei das Haar behalten. Wenn die Büffel zu Anfange des Winters getödtet werden, so hat das Haar derselben große Aehnlichkeit mit dem des schwarzen Bärs; es ist um diese Jahrszeit lang, schlicht und hat eine schwärzliche Farbe. Werden die Thiere im Sommer geschlachtet, so ist das Haar, weil die brennenden Sonnenstrahlen darauf eingewirkt haben, kurz und kraus, und hat eine hellbraune Farbe.

Bateau, der, nebst zwölf anderen dieser Fahrzeuge, vom Kriegs-Kommissär dahin abgeschickt wurde, um das grobe Geschütz u. s. w., das von den verschiedenen militairischen Posten, ehe sie den vereinigten Staaten übergeben wurden, weggenommen war, nach Quebec abzuholen.

An der nordwestlichen Seite des St. Laurenz-Flusses befinden sich (eine Strecke von etwa 50 Meilen abgerechnet) sowohl Straßen, als auch zerstreuet liegende Niederlassungen, die von Montreal anfangen, und bis nach Kingston, das an dem östlichen Ende des Ontario-Sees liegt, fortlaufen. Man bedienet sich des Weges zu Lande niemahls, um nach Kingston zu kommen, weil diese Reise mit zu großen Unbequemlichkeiten verknüpft sein würde. Selbst wenn keine andere Hindernisse auf der Reise zu Lande statt fänden, so würde die Schwierigkeit, die vielen tiefen und reissenden Flüsse, die sich im St. Laurenz ergießen, mit den Pferden zu passiren, allein hinreichend sein, den Reisenden von diesem Unternehmen abzuhalten. Die Wasserfahrt ist bei weitem vorzuziehen, und man bedienet sich derselben auch in jedem Theile des Landes, wenn man bloß den Lauf der Flüsse zu verfolgen wünscht, in deren Nachbarschaft einzig und allein Niederlassungen zu finden sind. Von Montreal nach Quebec reiset man indeß lieber zu Lande.

Die Stürzungen im St. Laurenz, gleich oberhalb Montreal, sind so gewaltig, daß die Bateaux niemahls in der Stadt belastet werden; man fährt ohne La-

dung bis zum Dorfe la Chine, welches, etwa 9 Meilen weiter oben, auf der Insel Montreal liegt. Die Waaren werden von der Stadt Montreal in Karren nach dem Dorfe gesendet.

La Chine liegt auf einem schönen sandigen Gestade, an einer kleinen Bai am untern Ende des St. Louis-Sees, der nichts weiter als ein breiter Theil des St. Laurenz ist. Eine ziemlich starke Strömung findet auf diesem See statt, weshalb die Wasserfläche, selbst dicht am Ufer, niemahls sanft und ruhig ist. Diese Beschaffenheit des Sees und der Anblick der Boote und Kanots, die sich auf demselben in beständiger Bewegung befinden, giebt dem Ganzen ein äusserst lebhaftes Ansehen. Die Lage des Dorfes ist sehr romantisch; auch hat man von einigen Magazinen reizende Aussichten auf den See, und auf das über denselben hinausliegende Land. Die hier befindlichen großen Magazine gehören theils dem Könige, theils Montrealer Kaufleuten. In den ersteren werden die Geschenke für die Indianer, sobald sie von England ankommen, niedergelegt. Ehe man sie in das Land schickt werden sie vom kommandirenden Officier der Garnison zu Montreal und von dazu angestellten Kaufleuten untersucht, die der Regierung einen treuen Bericht abstatten müssen, ob die Geschenke mit dem Kontrakte übereinstimmen, und ob sie von der Güte sind, die man für das Geld, welches sie kosten, fordern kann.

An der entgegen gesetzten Seite des St Laurenz

liegt, so daß man es von la Chine aus sehen kann, das Dorf der Katschinonaga = Indianer. Es hat etwa 50 Balkenhäuser und eine Römisch = Katholische Kirche, die im Kanadischen Geschmacke gebauet und mit Gemählden, Lampen u. s. w. reichlich ausgeschmücket ist. Da das Schaugepränge und die vielen Feierlichkeiten der Römisch = Katholischen Kirche dem Fassungsvermögen der Wilden besonders angemessen sind, und die Katholischen Missionäre keinen Zwang anwenden, so gehen zu dieser Religion weit mehrere über, als zu jeder andern. Besonders großen Beifall findet die Verehrung der Jungfrau Maria bei den Squaws *), die ihr mit der tiefsten Andacht Loblieder singen.

Sowohl bei den Bewohnern dieses Indianischen Dorfes, als bei allen andern, die man in den kultivirteren Gegenden von Unterkanada trifft, ist die Vermischung der Weißen mit den Eingebohrnen nicht zu verkennen. Auch giebt es in diesen Dörfern viele Französische Kanadier, die sich mit Indianerinnen verheirathet haben, und unter die verschiedenen Nationen, zu denen sie sich halten, aufgenommen worden sind. Viele derselben, haben ihrer dunkeln Gesichtsfarbe, ihrer schwarzen Augen und ihres langen schwarzen Haares wegen, so große Aehnlichkeit mit den Indianern, daß, wenn die Kleidung eine und dieselbe ist, schon eine sehr genaue Bekanntschaft mit den Gesichtszügen beider Nationen

*) Indianische Mädchen. d. Ueb.

erfordert wird, wenn man einen Unterschied entdekken will. Auch in Ansehung des Charakters haben die Französischen Kanadier auffallende Aehnlichkeit mit den Indianern. Beide hassen in gleichem Maaße eine ruhige Lebensart und regelmäßige Geschäfte; beide sind dem Umherschwärmen ergeben, und suchen sich ihren Unterhalt lieber durch Jagen als durch Ackerbau zu verschaffen. Die Natur scheint ihren Herzen eine besondere Zuneigung gegen einander eingepflanzt zu haben, denn sie leben in den freundschaftlichsten Verhältnissen mit einander. Hierin liegt hauptsächlich der Grund, warum die Franzosen, so lange sie im Besitze Kanada's gewesen sind, so viel über die Indianer vermocht haben. Es ist wirklich merkwürdig, daß die Indianer in den obern Gegenden, ungeachtet sie so ansehnliche Geschenke aus den Händen der Englischen Bewohner bekommen, und ihre Rechte von diesen auf keine Weise verletzt werden, doch bis auf den heutigen Tag immer das Haus eines armen Französischen Landmannes dem eines Engländers vorzuziehen pflegen.

Die Zahl der Katschinonaga-Indianer in dem Dorfe bei la Chine wird auf 150 angegeben. Es giebt noch einige andere Indianische Dörfer in den kultivirteren Gegenden von Unterkanada: nähmlich eins der Kanasadogas, das an der Mündung des Utawas liegt; ein anderes der Algonquins, bei Troisrivieres; eins der Aberadschies, gleichfalls bei Troisrivieres, und eins der Huronen, in der Gegend von Quebec.

Keins dieser Dörfer ist indeß so groß, als das der Katschinonagas. In der untern Provinz hat sich die Zahl der Indianer seit einigen Jahren sehr vermindert, so wie dies überhaupt der Fall in allen anderen Gegenden des festen Landes gewesen ist, wo die Zahl der Weißen zugenommen hat. In der ganzen untern Provinz sollen jezt nicht mehr als 1200 derselben gefunden werden. Viele dieser Wilden treiben sich beständig in den großen Städten umher, um von den Einwohnern Branntwein und Brod zu bekommen, wovon sie große Liebhaber sind. Nicht weniger als 200 Wilde, die aus einer ansehnlichen Ferne in Kanots den St. Laurenz herabgekommen waren, hatten, als wir zu Quebec ankamen, ihr Lager auf Point Levi aufgeschlagen. Ein trauriges Bild der menschlichen Natur gingen sie, schmutzig und ekelhaft im höchsten Grade, haufenweise in den Straßen umher und bettelten. Wenn ein Reisender auch nie andere der Nordamerikanischen Wilden sähe, als die reinlichsten von denen, welche die großen Städte Kanada's zu besuchen pflegen, so würde er doch keine vortheilhafte Meinung von ihnen bekommen. Je weiter man in das Land hineingeht, je mehr man mithin die Indianer in ihrem ursprünglichen Zustande beobachtet, so wie sie waren, ehe sie durch den Umgang mit den Weißen verderbt wurden, desto mehr Liebenswürdiges findet man auch in ihrem Charakter und in ihrer ganzen Lebensart.

Wir erreichten la Chine am 28sten August. Den

Tag darauf war die brigade des bateaux, wie man die Anzahl Fahrzeuge nannte, zum Abfahren bereit, und wir setzten unsere Wasserfahrt weiter fort. Drei Männer sind hinreichend, mit einem leeren Bateau von zwei Tonnen Last, den St. Laurenz hinan zu fahren; hat es aber eine größere Ladung, so werden gewöhnlich mehrere Menschen dazu erfordert. Sie brauchen zu ihrer Fahrt gegen den Strom Stangen, Ruder und Seegel, deren sie sich, nach Maaßgabe der Umstände, wechselweise bedienen.

Die Mühe, der Gewalt des Stromes, vermittelst der Stangen und Ruder, entgegen zu arbeiten, ist so groß, daß die Leute oft genöthiget sind, still zu halten, um Athem zu schöpfen. Die Stellen, wo sie still halten, sind im Allgemeinen bestimmt. Wo der Strom sehr reissend ist, sind sie oft nur eine halbe Meile von einander entfernt; an anderen eine oder zwei Meilen, aber in keiner Gegend des Flusses befinden sie sich über vier Meilen auseinander. Jeden dieser Ruheplätze nennen die Bootsknechte, die fast alle Französische Kanadier sind, „une pipe“, weil sie daselbst still halten, und ihre Pfeifen anzünden dürfen. Man sieht selten Französische Kanadier ohne Pfeife im Munde, sie mögen rudern oder pflügen, gehen oder reiten; ja sie sind dem Rauchen so ergeben, daß sie nach dem Brennen ihrer Pfeifen gewöhnlich die Entfernung eines Orts von dem andern bestimmen. Dieser oder jener Ort, sagen sie, liegt drei Pfeifen Tabak weit, d. h. so weit entfernt, daß

man unterwegs drei Pfeifen Tabak rauchen kann. Im Allgemeinen scheint „eine Pfeife" drei Viertel einer Englischen Meile auszumachen.

Der St. Louis-See, welcher seinen Anfang bei la Chine nimmt, oder vielmehr daselbst aufhört, denn das Dorf liegt am untern Theile desselben, ist 12 Meilen lang und 4 Meilen breit. Am äußersten Ende nimmt dieser See einen großen Arm des Utawas in sich auf, so wie auch den südwestlichen Arm des St. Laurenz, der von einigen Erdbeschreibern der Kanadaqui-, und von andern der Iroquis-Fluß genannt wird. Im Lande selbst wird gewöhnlich der ganze Fluß, der vom Ontario-See zum Golf des St. Laurenz läuft, schlechthin der St. Laurenz genannt.

Im obern Theile des Sees St. Louis ist das Wasser, wegen der Sandbänke, die von den zwei Flüssen hierher gespült sind, sehr seicht. Diese Bänke, die einen sehr großen Umfang haben, sind gänzlich mit Schilf bedeckt, so daß die Fahrzeuge, die hinüber seegeln, in einiger Entfernung, über ganz trockenes Land zu fahren scheinen. Als wir uns in dieser Gegend des Sees befanden, wurden wir von ganzen Wolken kleiner Insekten umgeben, die von jeder andern Art, die ich vorher oder nachher im Lande sah, durchaus verschieden waren; doch sollen sie, wie ich höre, in vielen Gegenden des St. Laurenz-Flusses sehr gewöhnlich sein. Sie hatten eine weiße Farbe, waren etwas größer als eine Mücke, und so zart ge-

bauet, daß sie bei der leisesten Berührung getödtet wurden und sich in Staub verwandelten. Vorzüglich wurden sie durch jeden weißen Gegenstand angezogen, und hatten sie sich einmahl auf demselben niedergelas= sen, so konnten sie nur durch Gewalt davon wegge= trieben werden. Die Blätter eines Buches, das ich gerade in den Händen hatte, waren in einigen Sekun= den so dick mit diesen Thierchen bedeckt, daß man keinen einzigen Buchstaben erkennen konnte. Kaum war Ein Schwarm fortgetrieben, so fiel gleich ein anderer her= ab. Diese Insekten haben, im Verhältnisse zu ihrer Größe, sehr breite Flügel und fliegen sehr schwer, so daß sie sich nur alsdann in die Luft wagen können, wenn das Wetter besonders heiter und ruhig ist.

Am ersten Abend nach unserer Abfahrt von la Chine kamen wir, mit Untergange der Sonne, bei der Perot=Insel an, die an der Mündung des Flusses Utawas liegt. Sie hat etwa 14 Meilen im Umfange; ihr Boden ist fruchtbar und gut angebauet. Nahe am Mittelpunkte dieser Insel befinden sich zwei ansehnliche Dörfer, aber am untern Ende derselben, in der Gegend der St. Claire=Spitze, trifft man nur wenige Niederlassungen. Wir landeten an dieser Spitze, und schlugen unser Zelt in einer Wiese auf, die an das Wasser gränzte. Die Boote wurden hier an das Land gezogen und gehörig befestiget; das Schiffsvolk aller Fahrzeuge, welches aus etwa 50 Mann bestand, theilte sich in kleine Haufen, und zündete, zum Kochen der Speisen für den folgenden Tag, und um sich des

Nachts zu wärmen, mehrere Feuer an. Diese Boots=leute sind, wie ich schon bemerkt habe, äußerst abge=härtet. Ist das Wetter gut, so schlafen sie des Nachts im Grase, ohne sich mit etwas anderem als einer Decke zu versehen, die ihnen kaum bis an die Kniee reicht. Bei feuchtem Wetter spannen sie, an der Wet=terseite, ein Seegel oder eine Decke zwischen Stangen, die in einer geneigten Richtung in den Boden gesteckt werden, und halten sich so für hinlänglich geschützt. Beim Abfahren bekommt jeder dieser Leute ein gewis=ses Quantum Pöckelfleisch, Zwieback, Erbsen und Branntwein. Von den Erbsen und dem Zwiebacke kochen sie, mit etwas Schweinfleisch, eine dicke Suppe, die sich gewöhnlich, zum Gebrauch der Schiffer, wenn sie im Verlauf des Tages still halten, in einem großen Gefäße im Vordertheile des Bootes befindet. Diese dicke Suppe, oder auch kaltes fettes Pöckelfleisch und Gurken, machen ihre gewöhnliche Nahrung aus. Gur=ken sind die Lieblingsspeise der niederen Klassen der Französischen Kanadier; doch essen sie dieselben nicht eher, als bis sie sehr groß, gelb und weich sind, und viele Kerne haben. Sie schneiden solche Gurken, ohne sie zu schälen, in dünne Scheiben, gießen sauren Rahm darüber, und verzehren sie, als Lieblingsgericht, mit großem Appetite.

Beim Anbruche des zweiten Tages unserer Fahrt verließen wir die Perot=Insel, und passirten den Uta=was=Fluß, um zur Mündung des südwestlichen Ar=mes des St. Laurenz zu kommen. Hier erblickt man

eine furchtbare Szene: jeder der beiden Flüsse stürzt sich, mit einer Gewalt, der nichts zu widerstehen vermag, über ungeheure Felsen, in den See hinab. Die Wellen sind so hoch wie die, welche man gewöhnlich im Brittischen Kanale, bei einem starken Winde trifft, und die Felsen in so großer Anzahl und so gefährlich, daß man glauben sollte, ein Boot müsse in der Mitte derselben unfehlbar zerschlagen werden. Wirklich würden auch die Fahrzeuge oft mit Wasser angefüllt werden, wenn die Schiffer nicht genau mit dieser Stelle bekannt oder minder geschickt wären, als es der Fall ist. Mehrere Mahle schlugen indeß dennoch die Wellen in unser Bateau. — So fürchterlich und gefährlich auch die Stürzungen an dieser Stelle sind, so kommen sie doch bei weitem denen nicht gleich, die man weiter oben im St. Laurenz-Flusse trifft.

Das Wasser des Utawas-Flusses ist besonders klar, und hat eine hellgrüne Farbe; der St. Laurenz hingegen ist trübe, weil er, vor seinem Uebergange in den St. Louis-See, einige Meilen weit in einem tiefen schlammigen Bette läuft. In diesem See kann man, auf eine ansehnliche Strecke, das Wasser beider Flüsse ganz deutlich von einander unterscheiden.

Die Stürzungen dicht an der Mündung des südwestlichen Armes des St. Laurenz-Flusses werden „les cascades“ oder „le saut de trou“ genannt. Es hält nicht schwer, dieselben auch mit belasteten Booten hinab zu fahren; gegen den Strom kann man indeß auf keine Weise fahren, selbst dann nicht, wenn die

Fahrzeuge leer sind. Um daher der mühsamen Arbeit überhoben zu sein, die Boote, bis über die Stürzungen hinaus, am Ufer hinzutragen, wie man es ehemahls zu thun pflegte, hat man hier, mit vielen Kosten, einen Kanal mit doppelten Schleusen angelegt. Dieser Kanal ist vielleicht nicht über 150 Fuß lang. Weiter hin giebt es noch mehrere andere Stürzungen. Die erste derselben, welche, weil hier die Ufer an beiden Seiten dick mit Gehölz bewachsen sind, „le saut de buisson“ genannt wird, ist so heftig, daß die Boote, wenn man sich keiner Gefahr aussetzen will, ansehnlich leichter gemacht werden müssen. Sind die Fahrzeuge stark beladen, so wird alles ausgepackt, und anderthalb Meilen weit, bis über alle Stürzungen hinaus, in Karren gefahren. Die Schiffer müssen hier immer aussteigen, und die Boote mit Strikken fortziehen, weil es durchaus unmöglich ist, der Gewalt des Stromes bloß mit Stangen entgegen zu arbeiten.

Die Fahrt in der Gegend dieser Stürzungen ist so langweilig, daß wir an dieser Stelle die Boote verließen, unsere Flinten zur Hand nahmen, und bis an den Cedernhügel (coteau des cedres), der sich etwa 9 Meilen weiter hinauf befindet, zu Fuß gingen. Auf dem Wege dahin verliert man die wenigen, an den Fällen zerstreuet liegenden, Häuser bald aus dem Gesichte, und kommt in ein äußerst dickes Gehölz, dessen feierliches Dunkel, verbunden mit dem lauten Getöse des Wassers in der Ferne, und dem wilden Ansehen

aller umgebenden Gegenstände, einen angenehmen Schauer erweckt. Kommt man dem coteau des cedres näher, so nimmt die Gegend eine freundlichere Gestalt an; man erblickt wieder Ackerland und zierliche Hütten. Von den furchtbaren Stromschnellen im Flusse ist keine Spur mehr, sondern man sieht ihn sanft und ruhig zwischen seinen hohen Ufern dahin gleiten.

Das Dorf des Cedernhügels enthält etwa 30 Häuser. Wir wurden hier auf eine angenehme Art durch eine vortreffliche Taverne überrascht, die einer Engländerin gehört. Nachmittags um drei Uhr setzten wir unsere Reise weiter fort und zwar zu Fuß, theils um von dem hohen Ufer die majestätisch-schöne Aussicht zu genießen, theils um das Vergnügen zu haben, dann und wann mit muntern Französischen Mädchen schwatzen zu können, welche von dem schönen Wetter dieser entzückenden Jahrszeit vor die Thüren ihrer kleinen Hütten gelockt waren, wo sie sich in Gesellschaft zum Spinnen niedergesetzt hatten. — Um fünf Uhr holten uns die Boote ein. Wir fuhren etwa zwei Meilen weit, stiegen aber bald darauf wieder an das Land, um dem langweiligen Hinanfahren neuer Stromschnellen zu entgehen, die man les sauts du lac St. François nennt. Sie dehnen sich auf einige Meilen weit aus, und sind, wiewohl nicht die gefährlichsten, doch für das Auge die furchtbarsten im ganzen Flusse; denn man kann sie schon in einer Entfernung von 9 Meilen deutlich sehen. Einige Reisende behaupten

gar,

gar, sie erschienen dem Zuschauer furchtbarer, als selbst die Wasserfälle im Niagara; dies ist aber eine offenbare Uebertreibung. Den besten Nachrichten zu Folge werden Boote hier in einer Stunde 14 bis 15 Meilen vom Strome hinabgetrieben; Kanadische Schiffer und Andere behaupten indeß, daß sie in einer Stunde 20 Meilen weit fortgetrieben werden. Bei einigen Stürzungen, weiter oben im Flusse, ist der Strom bei weitem schneller, als an dieser Stelle.

Fahren die Schiffer diese Stürzungen des Flusses hinab, so befinden sie sich mitten in den hohen Wellen; beim Hinanfahren hingegen halten sie sich dicht am Ufer, an der Nordwest-Seite. Hier befinden sie sich unter dem Schutze einer großen Gruppe von Inseln, die der Gewalt des Stromes Einhalt thun; auch haben sie hier den Vortheil eines kurzen Kanales mit Schleusen, so daß es ihnen weniger Schwierigkeit verursachet, den Stürzungen vorbei zu kommen, als die Kaskaden hinab zu fahren. Eine der hier befindlichen Inseln, die weiter vom Ufer entfernt liegt, als die übrigen, heißt l'isle des prisoniers, weil sie während des lezten Krieges einigen der Amerikanischen Gefangenen zum Aufenthalt diente. Es waren zu jener Zeit einige Häuser auf dieser Insel, jezt ist sie aber ganz verlassen, weil die Schwierigkeit, durch die gefährlichen Stürzungen dahin zu kommen, sehr groß ist. Ein Offizier, der während des Krieges einige Kanadier, ihrer Gegenvorstellungen ungeachtet, dahin zu bringen gewußt hatte, in einer uneigentlichen

Jahreszeit eine Fahrt nach derselben zu wagen, verunglückte unterwegs mit einer großen Anzahl Menschen. Nur ein einziger kam mit dem Leben davon. — Der St. Laurenz-Fluß ist hier an zwei Meilen breit.

Als Abends die Boote am Flusse des coteau du lac (Hügel des Sees) an das Ufer gezogen waren, schlugen wir in einem Gehölze, nicht weit vom Flusse, unser Zelt auf, in welchem wir übernachteten. Den folgenden Morgen gingen wir wieder zwei Meilen zu Fuß, bis zu einer Taverne, wo wir die Ankunft der Boote erwarteten. Die Bewohner dieses Hauses waren Engländer. Von hier weiter hinauf trifft man nur wenige Franzosen.

Wir hielten uns hier beinahe den halben Tag auf, weil einer der Bootsleute krank geworden war, und ein anderer aufgesucht werden mußte, den wir auch zulezt bekamen. Wir setzten jezt unsere Reise weiter fort, und kamen auf den See St. François, der etwa 25 Meilen lang und 4 Meilen breit ist. Da der Wind ungünstig war, so konnten wir nicht weiter vorrücken, als zur pointe au baudet, wo die Gränzlinie anfängt, durch welche die obere von der untern Provinz getrennt wird. Geht ein Südwestwind, so wird die ungeheure Masse des Wassers im See gerade auf diese Spitze zu getrieben; man sieht alsdann eine Brandung am Gestade, die so fürchterlich ist, als die an den Ufern der See. Wir fanden hier ein einzelnes Haus, welches glücklicherweise eine

Taverne war, wo wir ein gut zugerichtetes Abendessen und ein anständiges Nachtquartier bekamen.

Am folgenden Tage war der Wind nicht günstiger, doch konnten wir, da er ansehnlich nachgelassen hatte, unsere Reise längs den Ufern des Sees weiter fortsetzen. Dies war indeß ein äußerst mühsames, langweiliges Geschäft, denn da sich der Wind noch nicht hinlänglich gelegt hatte, so konnten wir auch die Bai's und Buchten nicht gerade vorbeifahren, mußten also große Umwege machen. Aller dieser Schwierigkeiten ungeachtet legten wir an diesem Tage beinahe 25 Meilen zurück.

Am obern Theile des Sees landeten wir an einer kleinen Insel, die, wegen des vielen wilden Weines, der auf ihr wächst, den Nahmen isle des raisins bekommen hat. Die Schiffer sammelten hier eine Menge großer Trauben, so wie auch viele Pflaumen, die sie mit großer Gierigkeit verschlangen, obgleich diese Früchte für Jemanden, dessen Gaumen an Gartenfrüchte gewöhnt ist, nicht viel Anziehendes haben konnten. Die Trauben waren sauer, und nicht größer als Erbsen. Die Pflaumen waren zwar weit größer als Schlehen, aber nicht viel schmackhafter als diese.

Ueber isle des raisins hinaus befinden sich, im engern Theile des Flusses, verschiedene andere Inseln, deren größte isle St. Regis heißt und beinahe 10 Meilen lang ist. Alle diese Inseln sind noch immer im Besitze der Indianer, und da viele derse-

ben genau in der Mitte des Flusses liegen, der hier das Brittische Gebiet von dem der vereinigten Staaten trennt, so ist es noch unbestimmt, zu welchem von beiden sie gehören Es ist sehr zu wünschen, daß dieses, noch zur rechten Zeit, auf eine friedliche Art ausgemacht werden möge. Ein ernsthafter Streit hat bereits wegen einer Insel statt gefunden, die eine ähnliche Lage im Detroit-Flusse hat; wovon weiter unten mehr gesagt werden wird. Die Indianer sind nicht allein im Besitze der verschiedenen Inseln, sondern auch des ganzen südöstlichen Ufers des St. Laurenz, welches innerhalb der Gränzen der vereinigten Staaten liegt. Auch haben sie ansehnliche Striche Landes am entgegengesetzten Ufer, die innerhalb dem Brittischen Gebiete liegen, und von ihnen zur Jagd benutzt werden. Die Irokesen haben ein Dorf auf der Insel St. Regis, und ein anderes auf dem festen Lande, an dem südöstlichen Ufer. Als wir vor dem letzteren vorbei fuhren, kamen einige der Einwohner in Kanot's zu uns, um unreife Maiskolben *) für Brot auszutauschen. Auch brachten sie einige schöne wilde Enten und Fische mit, die sie uns unter sehr billigen Bedingungen abtraten.

Am vierten Abend unserer Reise zu Wasser schlugen wir, wie gewöhnlich, unser Zelt auf dem festen

*) Die Maiskörner werden, wenn sie noch nicht zur Reife gekommen sind, für große Leckerbissen gehalten. Man läßt sie gewöhnlich etwas mit Wasser aufsieden, und bratet sie alsdann.

Lande auf, der Insel St. Regis gegenüber. Wir kochten die vortrefflichen Fleischspeisen, die wir von den Wilden bekommen hatten, und hielten unsere Abendmahlzeit bei einem großen Feuer, wozu es in dieser holzreichen Gegend nie an Brennmaterialien fehlt. Die Nacht war so ungemein heiter, daß wir verleitet wurden bis spät hin vor unserm Zelte zu bleiben, wo wir uns über die verschiedenen Begebenheiten des Tages unterhielten. Kaum hatten wir uns indeß zur Ruhe begeben, so bezog sich der Himmel mit Wolken: es erhob sich ein furchtbarer Sturm, und am Morgen fanden wir uns und alles, was uns zugehörte, vom Regen durchnäßt. Jezt war unsere Lage nichts weniger als angenehm. Noch immer kamen Regengüsse auf uns herab; weder unser Zelt, noch die Waldungen vermochten uns zu schützen. Der Wind bließ sehr stark und so ungünstig als möglich, so daß wir keine Aussicht hatten, bald ein besseres Quartier zu bekommen. Eine ansehnliche Zeit hatten wir in dieser traurigen Lage zugebracht, als einer von unserer Gesellschaft, der, um die Gegend auszukundschaften, umher gestreift war, mit der angenehmen Nachricht zurückkam, daß nicht weit von uns ein Haus sei, dessen Besitzer uns freundlich zu sich einladen ließe. Es war das Haus eines alten Provinzial-Offiziers, dem, für seine geleisteten Dienste, einiges Land in dieser Gegend angewiesen worden war. Freudig eilten wir dahin, und wurden vom Kapitain und seinen schönen Töchtern,

die ein reichliches Frühstück bereitet hatten, mit vieler Herzlichkeit aufgenommen. Sie gaben sich alle mögliche Mühe, uns unsern Aufenthalt in ihrem Hause angenehm zu machen, so daß wir innigst wünschten, den ganzen übrigen Theil des Tages bei diesen edlen, gastfreien Leute zubringen zu können. Leider! geschah dieses nicht. Wir hatten allesamt eine irrige Meinung in Ansehung des Wetters gehabt, denn plötzlich drehete sich der Wind, die Sonne brach durch die dicken Wolken, der Oberbootsmann gab Befehl zum Abmarsche, und nach Verlauf einiger Minuten saßen wir wieder in unserm Bateau.

Von hier bis 40 Meilen weiter hinauf ist der Strom des Flusses äußerst reissend, auch trifft man hier unzählige Stürzungen, die zwar für dem Zuschauer nicht so furchtbar, als die bei den cascades und dem coteau du lac, aber weit gefährlicher und mühsamer zu passiren sind, als diese. Der größten Gefahr ist man beim Hinabfahren ausgesetzt, weil das Wasser äußerst seicht ist, und eine Menge scharfer Felsenspitzen hat, in deren Mitte die Fahrzeuge mit solcher Gewalt fortgetrieben werden, daß sie, wenn sie unglücklicherweise in einen unrechten Kanal kommen, auf alle Fälle zertrümmert werden müssen. Indeß sind die Leute, welche diesen Fluß gewöhnlich befahren, so genau mit den verschiedenen Kanälen bekannt, daß man fast nie von solchen Unglücksfällen hört. Die lange Stürzung (le long saut), die sich etwa 30 Meilen oberhalb dem See St. Fran-

çois befindet, ist die gefährlichste von allen andern, und so schwer zu passiren, daß, um einen Bateau am Ufer gegen den Strom zu ziehen, nicht weniger als sechs Männer erfordert werden. Um eine Spitze zu vermeiden, der man auf die gewöhnliche Weise unmöglich ausweichen kann, befindet sich an dieser Stelle ein dritter Kanal mit Schleusen. Alle diese Kanäle und Schleusen sind auf Kosten der Regierung angelegt worden. Der Zoll, den jedes Bateau beim Hindurchfahren erlegen muß, kommt in die öffentliche Schatzkammer. — Bei diesen und bei verschiedenen anderen Stürzungen befinden sich große Korn = und Sägemühlen.

Am fünften Abende unserer Reise erreichten wir eine kleine Meierei am obern Theile des long saut — aber vom Kopf bis zum Fuß durchnäßt, weil wir, oberhalb der Stürzungen, durch Buschwerk und Holzungen gehen mußten, die noch immer den Regen des Morgens auf uns herabtröpfeln ließen. Die Wälder sind hier weit majestätischer, als in jeder andern Gegend am St. Laurenz. Vorzüglich hoch sind die Fichten, die ihre Gipfel bis an die Wolken empor zu heben scheinen. In Kanada wachsen die Fichten auf dem fettesten Boden; in den vereinigten Staaten hingegen befinden sie sich größtentheils auf magerm Erdreiche, weshalb auch ein Strich Landes, der bloß mit Fichten bewachsen ist, à pine-barren (eine Fichtenwüste) daselbst genannt wird.

Am folgenden Tage legten wir, um der langwei=

ligen Fahrt über die rapide plat und einige andere gefährliche Stürzungen in dieser Gegend des Flusses überhoben zu sein, eine ansehnliche Strecke Weges zu Fuß zurück, bei welcher Gelegenheit wir die Freude hatten, Tauben schießen zu können, von denen wir große Flüge in den Holzungen trafen. Die Kanadischen wilden Tauben haben mit den gewöhnlichen Englischen Holztauben Aehnlichkeit, nur sind sie kleiner. Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft. Zu Zeiten kommen sie in unglaublich großen Zügen aus den nördlichen Gegenden hierher. Ein glaubwürdiger Mann aus Niagara versicherte mir, er habe, als er sich eben in dieser Stadt nach Toranto einschiffte, ein Heer Tauben aus der genannten Gegend herbeiziehen sehen, welches, als er zu Taranto (das 40 Meilen von Niagara entfernt liegt) angekommen, noch eben so ununterbrochen, als bei seiner Abfahrt von Niagara, im Anzuge gewesen sei. Nimmt man nun auch an, daß sich die Tauben nicht geschwinder bewegten, als das Fahrzeug, so muß dennoch der ganze Flug wenigstens 80 Englische Meilen lang gewesen sein. Mancher wird dieses für ein Mährchen halten; ich für meinen Theil zweifle an der Wahrheit der Sache nicht, da ich meinen Gewährsmann als einen wahrheitsliebenden und genauen Beobachter kenne. Erscheinen diese Vögel in so großen Heeren, so lassen sie sich oft an den Ufern der Flüsse und Seen, und in der Nachbarschaft der Meiereien nieder; sie sind alsdann so dreist, daß man sie mit einem Stocke zu Hunderten tod schlagen könnte.

Uebrigens sieht man solche große Züge nicht öfter, als vielleicht alle sieben oder acht Jahre. Die Jahre, in welchen sie erscheinen, nennt man Tauben=jahre.

Man hat hier zu Lande auch Bären= und Eichhörnchen=Jahre. Das gegenwärtige Jahr war beides zugleich. Die Bären kamen, wie die Tauben, aus den nördlichen Gegenden, und begaben sich Schaarenweise in die Nachbarschaft des Erie= und Ontario=Sees, und zu den obern Gegenden des St. Laurenz=Flusses. Wenn sie an den Ufern der Seen oder des Flusses ankamen, und die gegenseitigen Ufer erblickten, so suchten sie gewöhnlich hinüber zu schwimmen. Eine ungeheure Menge von denen, die durch den St. Laurenz schwammen, wurden von den Wilden getödtet, die an den Ufern dieses Flusses, von der Insel St. Regis bis zum Ontario=See, ihr Jagdlager aufgeschlagen hatten. Einer der Bären, der ungewöhnlich groß war, begab sich, in der Nähe unserer Boote, keck in den Fluß, wurde aber, auf seinem Wege vom festen Lande nach einer der Inseln, von einigen Bootsknechten tod geschlagen. In den Wäldern wagen es diese Thiere selten, einen Menschen anzufallen; dahingegen erzählte man uns einige Fälle, daß sie einzelne Menschen in ihren Booten angegriffen hätten. Selbst im Wasser ist ihre Stärke so groß, daß ein solcher Mensch, wenn er nicht bewaffnet ist, kaum sein Leben retten kann.

Die Eichhörnchen kamen in diesem Jahre, nicht

wie die Bären aus den nördlichen, sondern aus den südlichen Gegenden, aus dem Gebiete der vereinigten Staaten, hierher. Wie die Bären, begaben sie sich in das Wasser, nahmen aber, gleichsam als wären sie sich ihres Unvermögens, eine große Wasserfläche zu passiren, bewußt, ihren Weg zum Niagara, oberhalb der Wasserfälle, und schwammen alsdann, in der Gegend desselben, wo er am schmälsten und ruhigsten ist, zum Brittischen Gebiete hinüber. Man hat berechnet, daß, im Verlauf von zwei bis drei Tagen, über 50000 dieser Thiere den Fluß passirten. An dem entgegengesetzten Ufer richteten sie so große Verwüstungen an, daß diejenigen Ansiedler dieser Gegend, die ein Drittel ihres Getreides einärndten konnten, von großem Glücke zu sagen hatten. Diese Eichhörnchen waren alle von der schwarzen Spielart, die dem festen Lande von Amerika eigenthümlich sein soll. In Ansehung der Gestalt kommen sie mit dem gemeinen grauen Eichhörnchen überein; ihr Gewicht ist ein bis zwei Pfund. Einige Schriftsteller haben behauptet, diese Eichhörnchen könnten nicht schwimmen, sie setzten sich daher, wenn sie an einen Fluß kämen, auf Stückchen Holz oder Rinde, um alsdann mit günstigem Winde hinüber zu seegeln, wobei sie ihre aufgehobenen buschigten Schweife statt Seegel brauchten. Ob sich diese Thiere zuweilen solcher Mittel bedienen, kann ich nicht bestimmen, so viel weiß ich indeß gewiß, daß sie es nicht immer thun, denn ich selbst habe häufig Eichhörnchen geschossen, die hinüber schwam-

men. Keine Thiere schwimmen besser und geschwinder als die Eichhörnchen, vorzüglich wenn man sie verfolgt. Sie bedienen sich ihres Schweifes als eines Steuerruders, und zwar mit der größten Geschicklichkeit. — Das zahlreiche Auswandern der genannten Thiergattungen soll das gewisseste Zeichen eines strengen Winters sein *).

Am sechsten Abend dieser Reise zu Wasser nahmen wir unser Nachtquartier der Irokesen-Spitze fast gerade gegenüber. Diese Spitze hat ihren Nahmen von einer Mordthat bekommen, die hier, in frühern Zeiten, an einer Französischen Kolonisten-Familie von den Irokesen begangen worden ist. Da der Boden von dem, am vorigen Tage gefallenen, Regen noch immer feucht war, so konnten wir uns kaum entschliessen, unsere Zelte hier aufzuschlagen; indeß schien kein anderer Ausweg statt zu finden, denn das einzige Haus, welches wir ansichtig wurden, war so mit Menschen angefüllt, daß wir uns keine Hofnung machen durften, in demselben unter zu kommen. Glücklicherweise entdeckte einer von unserer Gesellschaft, der den trockensten Fleck zur Aufrichtung unseres Zeltes aufsuchte, in einer geringen Entfernung, eine Scheune, die dem Eigenthümer des daranstoßenden Hauses gehörte, der auch so gütig war uns den Schlüssel dazu zu übergeben. Da sie gut mit Stroh versehen war,

*) Dieses Mahl traf es wirklich ein, denn der folgende Winter war einer der strengsten, den man seit vielen Jahren in Nordamerika erlebt hatte.

so begaben wir uns sogleich zur Ruhe, und schliefen so lange, bis wir durch das Krähen einiger Hähne aufgeweckt wurden, die sich, über unsern Köpfen, auf Stangen niedergelassen hatten.

Mit Anbruche des Tages setzten wir unsere Wasserfahrt weiter fort, und kamen noch vor Mittage über die lezte Stürzung, die sich etwa 3 Meilen unterhalb der Mündung des Oswigatschi-Flusses befindet. Dieser Fluß ist von allen denen, die sich, innerhalb dem Gebiete der vereinigten Staaten, in den St. Laurenz ergießen, der ansehnlichste. Er hat drei Arme, die sich, etwa 15 Meilen oberhalb seiner Mündung, mit einander vereinigen. Der westlichste dieser Arme kommt aus einem See, der 20 Meilen lang und 8 Meilen breit ist; ein anderer nimmt seinen Ursprung in einem kleinen See, der nur 4 Meilen vom westlichen Arme des Hudson's-Flusses, der oberhalb Neu-York fließt, entfernt ist. Sowohl der Hudson als der Oswigatschi können, wie man mir sagt, für leichte Boote bis zu dieser Stelle, wo sie einander so nahe kommen, daß die Trageplätze äußerst unbedeutend sind, schiffbar gemacht werden. Dies ist indeß nichts weiter als eine Vermuthung, denn man weiß nur wenig vom Oswigatschi-Flusse, da die Gegend, welche er durchströmt, durchaus unbewohnt ist. Sollte es sich indeß in der Folge zeigen, daß diese Flüsse wirklich so weit Landeinwärts schiffbar gemacht werden könnten, so wird der vorzüglichste Handel, der zwischen Neu-York und derjenigen Gegend, welche

an den Ontario-See gränzt, statt finden könnte, wahrscheinlich durch diesen Kanal betrieben werden. Jezt wird er, zwischen dieser Stadt und dem See bis nach Albany, vermittelst des Hudsons-Flusses betrieben, und von dort durch den Mohawks-Fluß, Wood-Creek, Oneida-See und den Oswego-Fluß, der sich in den Ontario-See ergießt. Der Hafen an der Mündung des Flusses Oswego ist, der vielen Sandbänke wegen, sehr schlecht. Nur flachgetäfelte Fahrzeuge können sich mit Sicherheit zwei Meilen weit hinein wagen. Auch an der Südseite des Ontario-Sees, in der Nachbarschaft irgend eines wichtigen Stromes, findet man nirgends einen guten Hafen. Scharfkantig getäfelte Fahrzeuge, selbst wenn sie eine ansehnliche Größe haben, können inzwischen ohne Gefahr bis zur Mündung des Oswigatschi-Flusses fahren. Der Seneca, ein Englisches Kriegsschiff von 26 Kanonen, pflegte ehemahls gemeiniglich zwischen dem Fort de la Galette, welches an der Mündung jenes Flusses liegt, und dem Fort Niagara zu fahren; auch pflegten die Brittischen Pelzwerk-Schiffe auf den Seen ihre Ladung, die sie aus der obern Gegend des Landes herabbrachten, hier abzusetzen. Da nun der Hafen an der Mündung des Oswigatschi um so vieles besser, als der an der Mündung des Flusses Oswego ist, und da sich beide fast in gleicher Entfernung von Neu-York befinden, so ist zu vermuthen, daß man, wenn die Schiffahrt auf beiden Flüssen für gleich gut gehalten werden sollte, um nach Neu-York zu han-

deln, lieber den Oswigatschi = als den Oswego=Fluß befahren wird. Mit günstigem Winde kann man die Fahrt vom Oswigatschi nach Niagara in zwei Tagen machen; es wird also nur ein Tag mehr dazu erfordert, als wenn man mit gutem Winde vom Oswego dahin fährt.

Fort de la Galette wurde von den Franzosen errichtet. Obgleich es lange Zeit nach dem Fort Kataraguis oder Frontignac, jezt Kingston, erbauet wurde, so hielt man es dennoch für den wichtigsten militairischen Posten am St. Laurenz, in der obern Gegend des Landes, weil es nähmlich nicht möglich war, daß irgend ein Schiff den Fluß auf = und nieder fahren konnte, ohne bemerkt zu werden; da sich hingegen die Fahrzeuge hinter den vielen Inseln, gegen Kingston über, unbemerkt durchschleichen können. Zu Ende des Amerikanischen Krieges wurde Fort de la Galette zerstört, weil es innerhalb den Gränzen der vereinigten Staaten lag. Es würde auch weiter kein Vortheil daraus erwachsen sein, wenn es geblieben wäre, denn es war nur als Handelsposten von einiger Wichtigkeit für uns, und als solcher betrachtet, hat Kingston, welches sich innerhalb unserm Territorio befindet, eine weit günstigere Lage. Kingston hat einen sicherern und bequemeren Hafen, und die vom Niagara herunterkommenden Pelzwerk = Schiffe ersparen, wenn sie daselbst anhalten, einen Weg von mehr als 60 Meilen, den St. Laurenz auf und ab; eine Fahrt,

welche oft langweiliger ist, als die Reise von Niagara nach Kingston.

In der Nachbarschaft von la Galette findet sich, an dem Flusse Oswigatschi, ein Dorf der Oswigatschi-Indianer, unter welchen an 100 streitbare Männer sein sollen.

Von Oswigatschi weiter hinauf ist der Strom weit sanfter, als in irgend einer andern Gegend zwischen Montreal und dem Ontario-See, ausgenommen da, wo der Fluß eine ansehnliche Breite hat: wie an den Seen St. Louis und St. François. So gut auch unsere Fahrt an diesem Tage war, so legten wir dennoch an demselben nicht mehr als 25 Meilen zurück, woran das öftere Stillhalten, welches wir mehr des Vergnügens, als der Nothwendigkeit wegen thaten, Schuld war. Der Abend war ungemein schön, und beim Untergehen der Sonne erhob sich ein günstiger Wind, weshalb der Oberbootsmann es für gut hielt, die Reise die ganze Nacht hindurch fortzusetzen, um das wieder einzubringen, was bei Tage versäumt worden war. Wir fuhren weiter, aber gegen Mitternacht hörte der Wind auf, welcher Umstand jedoch den Vorsatz des Oberbootmanns nicht änderte. Die Leute bekamen Befehl, sich zu den Rudern zu begeben, ungeachtet sie den Tag vorher sehr mühsam gearbeitet, und keine Ruhe genossen hatten. Sie machten sich frisch ans Werk, und setzten die Arbeit — eine Freistunde ausgenommen, die ihnen zum Kochen der Lebensmittel erlaubt wurde — bis zum Anbruche des

Tages ununterbrochen fort. Wo der Strom des Flus-ses sanft ist, wie es in dieser Gegend desselben der Fall war, rudern die Kanadier viele Stunden hinter einander ununterbrochen fort. Sie schienen es für keine Beschwerde zu halten, auf diese Art die ganze Nacht beschäftiget zu werden; im Gegentheil arbeiteten sie mit so großer Lebhaftigkeit, als ob sie so eben erst angefangen hätten, und sangen vergnügt ihr Liedchen dazu. Die Französischen Kanadier haben ein gutes musikalisches Gehör, und singen Duette mit ziemlicher Genauigkeit. Sie haben einen Lieblingsgesang, den sie das Ruderduett (rowing duet) nennen, wozu sie den Takt mit ihren Rudern schlagen. Ueberhaupt pfle-gen sie auch beim Singen anderer Lieder, wenn sie im stillen Wasser rudern, auf dieselbe Art den Takt anzugeben.

Etwa um acht Uhr des folgenden und achten Morgens unserer Reise kamen wir zu demjenigen See, der vor dem Ontario-See der lezte ist, und wegen der vielen Inseln, die er enthält, der See von tau-send Inseln (Lake of a thousand Islands) heißt. Viele dieser Inseln sind kaum größer als ein Bateau, und keine derselben, außer die, welche sich oben und unten im See befinden, schienen mir mehr als 15 Morgen im Umfange zu haben. Sie sind mit Gehölz bedeckt, welches auch von den aller-kleinsten gilt; die Bäume auf diesen lezteren sind in ihrem Wuchse unterdrückt. Die größeren Inseln hin-gegen bringen eben so schönes Nutzholz hervor, als

man

man es nur irgendwo auf den festen Ufern des Sees finden kann. Mehrere dieser Inseln liegen so nahe an einander, daß es leicht sein würde, einen Stein von der einen auf die andere zu werfen; demungeachtet ist die Durchfahrt zwischen denselben vollkommen sicher und bequem, und zwischen denjenigen, welche sich so nahe an einander befinden, ist hinreichendes Gewässer für eine Fregatte. Das Wasser hat hier eine ungemeine Klarheit, so wie dies überhaupt an jeder andern Stelle des Flusses, oberhalb des St. François-Sees, der Fall ist. Zwischen diesem See und dem Flusse Utawas abwärts ist es, wie ich schon bemerkt habe, entfärbt, weil es über Thonlager fließt. Die Ufer aller der Inseln, bei denen wir vorbei fuhren, sind felsicht; die meisten ragen kühn hervor, und einige bilden Felsenmassen, die sich, in senkrechter Richtung, 20 Fuß hoch über die Wasserfläche erheben. Die Aussicht, welche man hat, wenn man zwischen diesen Inseln seegelt, ist im höchsten Grade reizend. Zuweilen befindet man sich, wenn man durch einen engen Paß gekommen ist, in einem Bassin, welches ringsumher von Land eingeschlossen ist, und keine Verbindung mit dem See zu haben scheint, außer durch den Paß, durch den man hinein gekommen ist. Man blickt umher, sucht einen Ausgang zu entdecken, um weiter fahren zu können, glaubt zulezt einen kleinen Kanal zu sehen, der gerade den Durchgang des Bateaus erlaubt, aber plötzlich hat man wieder einen ausgebreiteten Wasserteppich vor sich, der nur den Horizont zu

Gränzen hat. Nach einigen Minuten findet man sich aufs neue von Land umgeben, und eben so plötzlich zeigt sich die breite Fläche wieder. Oft, wenn man sich in der Mitte eines dieser Bassins, zwischen einer Gruppe von Inseln befindet, stößt das Auge, vielleicht eben so unerwartet, auf ein Dutzend verschiedene Kanäle, die große Flüsse vorstellen könnten, und sieht an jeder Seite die Inseln, eine nach der anderen, sich gleichsam zurückziehen, bis sie dem Blicke gänzlich entschwunden sind. Mit jeder Minute ändert sich die Szene beim Fahren auf diesem See. Die zahlreichen Indianischen Jagdlager auf den verschiedenen Inseln, und der Rauch, der zwischen den Bäumen emporstieg, vollendete die Schönheit des Ganzen. Der See der tausend Inseln ist 25 Meilen lang, und ungefähr 6 Meilen breit. Die Entfernung von seinem obern Ende bis Kingston, wo wir des Abends frühzeitig ankamen, beträgt 15 Meilen.

Die Zeit, welche erfordert wird, um den St. Laurenz-Fluß, von Montreal nach Kingston, hinab zu fahren, wird gemeiniglich auf sieben Tage geschätzt. Wenn der Wind stark und günstig ist, so kann man die Fahrt in noch kürzerer Zeit beendigen; ist er hingegen widrig und stark, so dauert sie gewöhnlich eine längere Zeit. Günstiger oder ungünstiger Wind bringt jedoch, beim Hinanfahren, in Ansehung der Länge der Zeit, nur selten einen Unterschied von mehr als drei Tagen hervor, da es in beiden Fällen, den größten Theil des Weges hinauf, nothwendig ist, die Fahr-

zeuge vermittelst Schifferstangen vorwärts zu bringen. Die Fahrt den Fluß hinab wird in zwei oder drei Tagen, je nachdem der Wind ist, bewerkstelliget. Der Strom ist so stark, daß ein widriger Wind die Fahrt, in dieser Richtung, nur selten länger als Einen Tag verzögert.

Der Missisippi ist der einzige Fluß in Nordamerika, welcher, in Ansehung der Größe und der bequemen Schiffahrt, mit dem St. Laurenz oder mit dem Flusse, welcher von dem Ontario-See in den Ozean fließt, in Vergleichung gestellt werden kann. Betrachten wir indeß den ungeheuren Wasserkörper, welcher von dem Winipeg-See durch den Holzsee (lake of woods), den Obersee u. s. w. zum Ozean hinabfließt, als einen zusammenhängenden Strom, und folglich als eine Fortsetzung des St. Laurenz, so ist nicht zu läugnen, daß er den Missisippi in jeder Hinsicht übertrifft. Wir können ihn mit eben dem Rechte für einen zusammenhangenden Strom halten, als wir denjenigen für einen einzigen Fluß ansehen, der vom Ontario-See zum Meere läuft; denn ehe er den Ozean erreicht, läuft er durch vier große Seen, die freilich, in Ansehung ihres Umfanges, nicht mit dem Erie- und Obersee verglichen werden können, dennoch aber, so gut wie alle andere, für sich bestehende Seen sind. Der Missisippi verdienet besondere Bewunderung, wegen seines sanften Stromes und wegen der außerordentlich langen Strecke, auf welcher er, für ansehnliche Flachboote, ununterbrochen schiffbar bleibt.

In mancher anderen Hinsicht steht er indeß dem eigentlich so genannten St. Laurenz bei weitem nach.

Der Mississippi ist an seiner Mündung nicht zwanzig Meilen breit, und die Schiffahrt wird daselbst durch Bänke oder Dämme (bars) so sehr verhindert, daß ein Fahrzeug, welches mehr als zwölf Fuß untertaucht, nicht ohne die größte Gefahr hinauf fahren kann. Diese Dämme an der Mündung oder vielmehr an den Mündungen desselben — denn mehrere Inseln theilen hier den Fluß — sind durch eine Menge von Bäumen gebildet, die von den oberen Gegenden des Landes herabgeschwemmt werden, und sich, wenn sie an irgend einer Stelle Aufenthalt finden, durch den Schlamm, den das trübe Wasser zwischen ihre Aeste absetzt, fest mit einander verbinden. Jedes Jahr bilden sich neue Dämme, oder die alten vergrößern sich, und man sagt, daß, wenn man keine Maaßregeln treffen wird, dem Liegenbleiben der jährlich mit der Fluth herabgeführten Bäume vorzubeugen, die Schiffahrt in einigen Jahren noch weit mehr gehemmt werden muß, als es bis jezt der Fall gewesen ist. Es ist allgemein bekannt, daß sich, seit der ersten Entdekkung des Flusses, verschiedene Inseln und Landspitzen an seiner Mündung gebildet, und daß die verschiedenen Kanäle, in Ansehung ihres Laufes und ihrer Tiefe, sehr nachtheilige Veränderungen erlitten haben. Der St. Laurenz im Gegentheile, ist an seiner Mündung nicht weniger als 90 Meilen breit, und für Linienschiffe bis nach Quebec schiffbar, dessen Entfernung von dem See

400 Meilen beträgt. Auch hat man gefunden, daß sich der Kanal, statt schlechter geworden zu sein, seit der Entdeckung des Flusses ansehnlich verbessert hat; und man kann erwarten, daß er noch immer an Vortrefflichkeit zunehmen wird, da das klare Wasser, welches, während der Ueberschwemmung im Frühjahre, mit so großer Gewalt herabkommt, daß oft Bänke von Sand und lose liegenden Steinen fortgeschwemmt werden, dem Bette des Flusses eine größere Tiefe verschaffen muß. Der Kanal an der Nordseite, welcher nach P. de Charlevoix, im Jahre 1720 nicht tief genug war, eine kleine Schaluppe, ausgenommen zur Fluthzeit, aufzunehmen, ist jezt für die größten Fahrzeuge schiffbar, und wird von allen Kanälen am mehrsten befahren.

Für Flachboote von zwei Tonnen Last ist der St. Laurenz allenthalben schiffbar, ausgenommen bei den Stürzungen über Montreal, beim Dickicht = (saut de buisson) und beim langen Wasserfalle, wo es, wie gesagt, nöthig ist, schwer beladene Boote leichter zu machen. An allen den genannten Stellen ist es indeß sehr wohl möglich, Kanäle anzubringen, wodurch man der Mühe des Umladens überhoben sein wird. Wenn der Reichthum des Landes zunehmen sollte, so wird man auch sicher daran denken, solche Kanäle anzulegen.

Obgleich die Seen durch keinen andern Fluß als den St. Laurenz in unmittelbarer Verbindung mit dem Atlantischen Meere stehen, so giebt es doch viele

Ströme, die sich in dasselbe ergießen, welche mit andern, die in den See übergehen, so nahe verbunden sind, daß vermittelst dieser der Handel zwischen den Ozean und den Seen füglich betrieben werden kann.

Der Handel zwischen dem Meere und den Seen kann vorzüglich auf vier Kanälen betrieben werden. Zuerst auf den Missisippi und Ohio, und von da die Flüsse Wabasch, Miami, Muschingun oder Allegheny hinauf, an deren obern Gegenden sich Trageplätze von einer bis zu achtzehn Meilen befinden, welche zu Flüssen führen, die sich in den Erie-See ergießen. Fürs andere auf den Patowmack, der oberhalb Washington fließt, und von da auf dem Tschihtfluss, den Monongahela- und Allegheny-Flüssen, und dem French-Creek (Frentsch-Krihk) nach Presq'-Isle am Erie-See. Drittens auf dem Hudson's-Fluss, der sich, bei Neu-York, in das Atlantische Meer ergießt, und nachher auf dem Mohawk-Fluss, dem Holz-Krihk (wood creek), dem Oneida-See und Oswego-Fluss, welcher leztere sich in den Ontario-See ergießt. Viertens auf dem St. Laurenz.

Der St. Laurenz bietet von allen anderen Flüssen den kürzesten Weg zu den Seen dar, und hat weniger und kürzere Trageplätze. Die Handelsgüter können in einem und demselben Boote von Montreal bis ganz zu den Seen transportirt werden. Will man hingegen Waaren von Washington oder Neu-York dahin senden, so ist man genöthiget, mehrere Boote und Menschen auf den verschiedenen Flüssen zu

beschäftigen, oder die Boote selbst auf Fuhrwerken über die Trageplätze von einem Flusse zum andern zu schaffen. Es ist immer ein sehr wichtiger Vortheil, wenn man Trageplätze vermeiden kann, denn durch jede Veränderung der Art zu transportiren werden auch die Kosten für die Fracht vermehrt, und man hat überdies zu befürchten, daß viel Unterschleif vorfällt, weil die Waaren dabei durch die Hände so vieler Menschen gehen. Aber auch noch in einer andern Hinsicht ist der St. Laurenz, zur Betreibung des Handels zwischen dem Ozean und den Seen, ein bequemerer Kanal, als alle übrigen. Da er beständig aus dem Ontario-See, diesem ungeheuren Wasserbehälter, versorgt wird, so ist er, selbst in der trockensten Jahreszeit, niemahls so niedrig, daß nicht beladene Bateaux auf demselben fahren könnten. Die kleinen Ströme hingegen, die den Hudson's-Fluß, den Patowmack und den Missisippi mit den Seen in Verbindung bringen, werden oft im Sommer so sehr ausgetrocknet, daß man sie kaum mit Kanots beschiffen kann. Der Mohawk-Fluß war im Sommer des Jahres 1796, über vier Monathe lang, so niedrig, daß gar keine Handelsgüter abgesendet werden konnten, und daß die Kaufleute, nachdem sie eine graume Zeit auf die verlangten Waaren gewartet hatten, dieselben zu Lande kommen lassen mußten. Die Schiffahrt auf diesem Flusse wird, wie man sagt, mit jedem Jahre schlechter, so daß die Wasserverbindung zwischen Neu-York und dem Ontario-See, wenn nicht verschiedene

lange Kanäle gezogen werden, mit der Zeit auf diesem Wege gänzlich aufhören muß. Auch der Allegheny-Fluß und der French-Creek, die den Patowmack mit dem Erie-See in Verbindung setzen, sind dem Seicht- werden ausgesetzt; denn eigentlich können nur bei Ueberschwemmungen, die durch das Schmelzen des Schnees entstehen, oder bei heftigen Regengüssen, die Waaren auf einem dieser Wege mit Leichtigkeit fort- geschafft werden.

Bei weitem der größere Theil des Handels nach den Seen ist jezt zu Montreal konzentrirt; denn die Englischen Kaufleute können nicht allein ihre Waaren von da nach den Seen um ein Drittel wohlfeiler bringen, als wenn sie dieselben von Neu-York dahin schicken, sondern sie sind auch auf jenem Wege im Stande, ihre Waaren weit wohlfeiler zu verkaufen, als es die Kaufleute der vereinigten Staaten vermö- gend sind. Die Einfuhrzölle, welche in Kanada für raffinirten Zucker, starke Getränke, Wein und Kaffee bezahlt werden müssen, sind um ein Ansehnliches gerin- ger als diejenigen, welche man für die Einfuhr derse- ben Waaren in den vereinigten Staaten erlegen muß. Auch werden alle Englische Stahl- und überhaupt alle trockene Waaren Zollfrei nach Kanada gebracht; dahingegen von solchen Europäischen Handelswaaren in den vereinigten Staaten ein Zoll von 15 Prozent des Werthes erlegt werden muß. Es würde we- nig fruchten, wenn auf die fremden Handelsartikel, die von Kanada nach den Staaten gesendet werden,

Zoll gelegt würde, weil es, wegen des großen Umfanges der Gränzen derselben, und wegen ihres Zusammenhanges mit Kanada, zu jeder Zeit leicht sein würde, die Waaren auf Schleichwegen hinein zu bringen.

Der Handel von Montreal nach den Seen ist jezt sehr ansehnlich, und nimmt mit jedem Jahre zu. Es befinden sich bereits an der Brittischen Seite des Ontario-Sees, zu Niagara, Toronto, an der Canti-Bai und zu Kingston große Niederlassungen, die an 20,000 Einwohner zählen. Auch an dem entgegen gesetzten Ufer nehmen die Niederlassungen beträchtlich zu, so wie dies auch am Erie-See und längs dem Detroit-Flusse, sowohl an der Brittischen, als an der gegenüber befindlichen Seite, der Fall ist.

Die Wichtigkeit des Handels nach den hintern Gegenden des Landes (und der Handel nach den Seen ist im Grunde nicht anders) ist bereits erörtert worden, so wie auch gezeigt ist, daß jede Seehafen-Stadt in den vereinigten Staaten um so mehr an Größe zunahm, je mehr sie sich mit demselben abgeben konnte. Ferner ist bemerkt worden, daß diejenigen Städte, die für diesen Handel die bequemste Lage hatten, sich auch am mehrsten damit beschäftigten. Da nun die Bevölkerung der Ufer der Seen täglich zunimmt, mithin die Nachfrage nach Europäischen Waaren immer stärker werden muß, so dürfen wir erwarten, daß auch Montreal, welches von allen Seehäfen in Nord-Amerika zur Versendung solcher Waaren die be-

quemste Lage hat, verhältnißmäßig an Größe zuneh=men wird. Da überdies die hinteren Gegenden, mit denen diese Stadt, vermittelst der Gewässer, in Ver=bindung steht, eben so weitläuftig und fruchtbar sind, als diejenigen, mit welchen einige der größeren Städte der vereinigten Staaten Verbindung haben, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß Montreal in der Zukunft, was Größe und Reichthum betrifft, die Nebenbuhle=rin der größten Städte Nordamerika's werden wird.

Dreißigster Brief.

Beschreibung der Stadt Kingston. — Blühender Handel der=selben. — Gastfreie Einwohner. — Hafen am Ontario=See. — Kriegsschiffe auf diesem See. — Kauffartei=schiffe. — Marine=Offiziers. — Große Ausgaben für Bau= und Besserung der Schiffe. — Noch kein Eisen=stein=Bergbau in dieser Gegend. — Kupfer kann leichter gewonnen werden als Eisen. — Wird in großer Menge an den Küsten des Obersees gefunden. — Einschiffung auf den Ontario=See. — Beschreibung des Sees. — Man will alle sieben Jahre eine Veränderung der Höhe der Gewässer bemerkt haben. — Auch Ebbe und Fluth alle zwei Stunden. — Bemerkungen über diese Phänomene. — Fahrt auf diesem See ist einer Reise auf dem Meere ähn=lich. — Erblickung des Forts Niagara. — Landung an der Missisaguis=Spitze. — Missisaguis=Indianer. — Einer ihrer Anführer fällt in einem Gefechte. — Wie sie von dem Brittischen Gouvernement behandelt werden. — Ihre Rachsucht. — Gute Jäger unter ihnen. — Ihre Methode, die Lachse zu tödten. — Mannigfaltigkeit der

Fische in den Seen und Flüssen Kanada's. — Seewölfe. — Seekühe. — Beschreibung der Stadt Niagara oder Newark. — Der jetzige Sitz der Regierung. — Absicht ihn an einen andern Ort zu verlegen. — Ungesunde Beschaffenheit der Stadt Niagara und der umliegenden Gegend. — Navy-Hall. — Uebergabe des Forts Niagara. — Beschreibung desselben. — Beschreibung der andern Forts, welche an die vereinigten Staaten abgetreten sind. — Sie sind ihnen nicht von dem Vortheile, als man es erwartete. — Vortheilhaftere Lage der neuen Brittischen Posten.

Theurer Freund

Niagara im September.

Kingston liegt an der Mündung einer tiefen Bai, am nordöstlichen Ende des Ontario-Sees. Es hat ein Fort und Kasernen, eine Englisch-Bischöfliche Kirche, und an 100 Häuser, deren die mehrste von solchen Leuten gebauet worden sind, die zu Ende des Amerikanischen Krieges aus den vereinigten Staaten auswanderten. Einige wenige dieser Häuser sind von Bruch- und Backsteinen, doch ist bei weitem die größere Anzahl derselben von Holz. Das Fort ist aus Steinen aufgeführt, und besteht aus einem Viereck mit vier Bastionen. Es wurde schon im Jahre 1672 vom Grafen von Frontiniac angelegt, nach welchem es auch eine Zeit lang genannt wurde. Nach und nach verlor es es diesen Nahmen, und wurde

nach einem Krihk, der sich in die Bai ergießt, Kadaraqui genannt, welcher Nahme sowohl der Stadt als auch dem Fort blieb, bis er wieder vor einigen Jahren in Kingston verändert wurde. — In den Kasernen sind gewöhnlich 60 bis 100 Mann einquartirt.

Kingston ist eine nicht unbeträchtliche Handelsstadt, und nimmt daher immer mehr an Größe zu. Alle Waaren, welche man, für die obern Gegenden des Landes, den St. Laurenz hinauf fördert, werden hier in Magazine niedergelegt, ehe man sie an Bord solcher Schiffe bringt, die zur Schiffahrt auf dem See zweckmäßig sind. Auch das Pelzwerk von den verschiedenen Faktoreien an den nähern Seen wird hier eingesammelt, um in Bateaux gepackt und den St. Laurenz hinabgesendet zu werden. Einiges Pelzwerk wird von den Indianern, welche in der benachbarten Gegend und am obern Theile des St. Laurenz jagen, unmittelbar nach der Stadt gebracht; doch ist die Menge nicht sehr beträchtlich. Die vornehmsten Kaufleute in Kingston sind Mitgenossen älterer Handelshäuser zu Montreal und Quebec. Ein Fremder, vorzüglich ein Brittischer Unterthan, der durch diesen Ort kommt, findet bei ihnen die gastfreieste, freundschaftlichste Aufnahme.

Im Herbste leiden die Einwohner Kingstons sehr an intermittirenden Fiebern, welches dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die Stadt in einer niedrigen Gegend, dicht an einem großen Moraste liegt.

Die Bai, welche sich nahe bei Kingston befindet, gewährt einen guten Ankerplatz, und ist der sicherste und bequemste Hafen im ganzen Ontario-See. Die Bai von Great-Sodus an der südlichen Seite und die von Toronto, an der nördlichen Seite des Sees, sollen nach der von Kingston die vorzüglichsten sein; aber die Einfahrten in beide derselben sind voll Sandbänke, über welche man bei rauhem Wetter in Schiffen, die mehr als fünf bis sechs Fuß untertauchen, nicht ohne große Gefahr hinwegkommen kann. Am Gestade der Bai zu Kingston befindet sich ein Königl. Schiffsbauplatz, und ein anderer, welcher Privateigenthum ist. Die mehrsten Englischen Lastschiffe auf dem Ontario-See sind auf diesen Plätzen gebauet worden. Als wir über den See fuhren, befanden sich, außer einigen Kanonenbooten, drei Fahrzeuge von etwa 200 Tonnen und 8 bis 10 Kanonen auf demselben, die dem Könige gehörten. Erstere waren nicht beschäftiget, sondern lagen im Niagara-Flusse vor Anker; auch ist, zu Folge der Friedens-Unterhandlungen zwischen England und den vereinigten Staaten, bald nach unserer Abreise von Kingston, Befehl gekommen, daß die anderen Kriegsschiffe, ausgenommen eins derselben, nicht länger beschäftiget werden sollten *). Eins der Königlichen Schiffe könnte hinlängliche Beschäftigung auf dem See haben,

*) Es soll hernach, während des Sommers 1797, wieder Befehl gegeben worden sein, eins oder mehrere dieser Schiffe von neuem in Bewegung zu setzen.

wenn in demselben die Geschenke für die Indianer und die Vorräthe für die Truppen hinauf in das Land geschickt, und die Truppen selbst, wenn sie ihr Quartier verändern, über den See transportirt würden. — Jeder Offizier der Miliz auf den Vorposten kann, je nachdem sein Rang ist, eine größere oder geringere Ladung frachtfrei auf den Königlichen Fahrzeugen fortschicken. Die Marine-Offiziers haben die Erlaubniß, wenn ihre Fahrzeuge keine andere Beschäftigung haben, Waaren von einem Hafen zum andern zu transportiren, und das Frachtgeld für sich zu behalten. Auch fahren sie beständig für einen festgesetzten Preis Passagiere über den See. Der Admiral der Königlichen Schiffe auf dem Ontario-See ist ein Französischer Kanadier, und die mehrsten unter ihm stehenden Offiziers sind seine Landsleute. Ihre Uniform ist blau und weiß, mit großen gelben Knöpfen, auf welchen ein Bieber mit der Ueberschrift „Kanada" steht. Die Marine-Offiziers stehen bei jedem Posten, wo ihre Schiffe ankommen, unter dem Kommandanten der daselbst befindlichen Miliz, und dürfen zu keiner Zeit ohne Erlaubniß desselben ihre Schiffe verlassen, um auf dem Lande umherzustreifen.

Verschiedene Kauffahrteischiffe, Schooner und Jachten von 50 bis 200 Tonnen, so wie auch eine unzählige Menge großer Flachboote mit Seegeln sind auf dem Ontario-See ohne Unterlaß beschäftiget. Man hält keine Fahrzeuge zur Beschiffung dieser Seen tauglich, als vollkommene Seebote oder auch flachge-

täfelte Fahrzeuge, als Kanots und Bateaux, welche im Fall der Noth mit Sicherheit an das Ufer laufen können. Für jezt haben die Bewohner der vereinigten Staaten keine andere Fahrzeuge als Bateaux auf dem See; ob sie es für zweckmäßig halten werden, bei ihren mittelmäßigen Häfen, auch größere Schiffe seegeln zu lassen, ist noch unbestimmt. Die großen Brittischen Schiffe fahren selten in einer andern Gegend als zwischen Kingston und Niagara.

Die Ausgaben für die Erbauung und Ausrüstung der Schiffe auf dem Ontario-See, sind sehr beträchtlich; noch größer sind sie aber auf den entlegneren Seen, da der größte Theil der Eisengeräthschaften und alles erforderliche Tauwerk, durch Unterkanada aus Großbrittannien eingeführt wird. Es ist indeß keinem Zweifel unterworfen, daß man sich, wenn die Bevölkerung des Landes zunehmen sollte, diese Bedürfnisse leicht an Ort und Stelle verschaffen wird; denn der Boden der obern Provinz eignet sich zum Hanfbaue sehr gut, auch ist schon in vielen Gegenden des Landes Eisenstein aufgefunden worden. Man hat auch bereits angefangen in geringer Menge Hanf zu bauen, doch war es bis jezt der Politik der Regierung gemäß, das Volk mehr auf den Ackerbau, als auf irgend eine andere Beschäftigung aufmerksam zu machen. Dies ist die Ursache, warum der Eisenstein-Bergbau, welcher, nebst allem übrigen schon eröffneten oder noch zu eröffnenden Bergbaue, ausschließlich der Krone zugehört, noch nicht betrieben worden ist. Die

Bewohner der vereinigten Staaten, die auf jede Art des Gewinnstes spekuliren, haben indeß schon in den Theilen ihres Territoriums, welche in der Gegend der Seen bequem gelegen sind, Eisensteine aufsuchen lassen, und ihren Zweck nicht verfehlt. Da man nun in diesen Gegenden bald an die Erbauung der Eisen-Hüttenwerke denken, und daher das Eisen für einen billigern Preis verkaufen wird, als dasjenige welches von Unterkanada kommt, so ist es wahrscheinlich, daß die Regierung es nicht an Aufmunterung zur Betreibung des Bergbaues in Kanada fehlen lassen wird, weil, wenn die jetzigen Maaßregeln bleiben sollten, den vereinigten Staaten ein ansehnlicher Handelszweig erwachsen würde, auf welchem Kanada eben so gut Anspruch machen kann.

Kupfererz wird in den entfernten Gegenden Ober-Kanada's in weit größerer Menge gefunden als Eisenstein; auch wird es aus seinen Erzen mit geringerer Mühe, als das Eisen aus dem bis jezt gefundenen Eisensteine, gewonnen; weshalb es wahrscheinlich ist, daß das Kupfer in der Folge zu jedem Behufe, wozu man es anwenden kann, weit mehr als das Eisen gebraucht werden wird. An den Ufern eines Flusses, der sich in den Obersee der südwestlichen Seite ergießt, so wie auch auf den mehrsten Inseln an der östlichen Seite findet sich gediegenes Kupfer in großer Menge. Ich sahe bei einem Privatmanne zu Niagara ein Stück gediegenes Kupfer, das mehrere Unzen wog und so rein war, als ob es ausgeschmolzen wäre.

Es war, wie man mir sagte, von einem eben so reinen, wenigstens 40 Pfund schwerem Stücke, welches man auf einer dieser Inseln entdeckt hatte, mit einem Meißel abgeschlagen worden. Reiche Kupfergänge stehen an den meisten Felsen an den Ufern dieser Inseln zu Tage aus; auch findet man in den tiefen Betten nahe am Wasser Kupfererтz, welches wie Kupfervitriol (copperas) aussieht. Man könnte hier in wenigen Stunden Boote mit Erтzen beladen, und es in weniger als drei Tagen zum engen Passe St. Maria hinabführen. Von hier könnte man es an Bord großer Schiffe bringen, und zu Wasser ohne weitere Unterbrechung bis zum Flusse Niagara transportiren. Ueber den Trageplatz bei St. Maria kann man in wenigen Stunden kommen, und mit günstigem Winde können große Fahrzeuge, die zur Befahrung des Huron = nnd Erie = Sees tauglich sind, zum östlichen Ende des leztern innerhalb sechs Tagen hinabfahren.

Nicht allein die Erbauung und Ausrüstung der Schiffe auf den Seen verursachet ansehnliche Kosten, sondern auch die Erhaltung und Ausbesserung derselben; denn sie werden weit geschwinder abgenutzt als diejenigen, welche gewöhnlich auf dem Ozean fahren. Der Grund davon liegt, nach der Meinung der Schiffer, in der süßen und frischen Beschaffenheit des Wassers. Hierzu kommt noch, daß keine Matrosen, als nur für sehr starken Sold, zu bekommen sind, und daß es nothwendig ist dieselben fünf Monathe lang, während welcher Zeit die Schiffe des Eises wegen außer

Bewegung sind, in vollem Solde zu behalten, weil diese Leute nicht augenblicklich wieder zu haben sind. Man sucht gewöhnlich Matrosen von Seehäfen zu bekommen, weil die Schiffahrt auf diesen Seen gefährlicher ist, als die auf dem Ozean, und geschickte und erfahrne Seeleute erfordert. Der Ontario-See selbst friert weit vom Lande niemahls zu, wohl aber ist dieses mit seinen Flüssen und Häfen der Fall, die mit dickem Eise überzogen werden.

Den Tag nach unserer Ankunft zu Kingston nahmen wir, an Bord eines Schooners von 180 Tonnen Last, welcher auf dem Landungsplatze einen günstigen Wind abwartete, unsern Kurs nach Niagara. Der festgesetzte Preis für die Ueberfahrt über den See in der Kajüte des Schiffes ist zwei Guineen für die Person. Da der Kapitain um diesen Preis den Passagieren freien Tisch giebt, so ist er für sehr billig zu halten. Der Tisch in der Kajüte dieses Schiffes war besonders gut besetzt; auch waren, zum Gebrauche der Passagiere, Port- und Xeres-Wein *) und alle Arten geistiger Getränke in Menge vorhanden. Die Fracht der Waaren, die über den See transportirt werden, ist verhältnißmäßig theurer, denn man bezahlt 36 Schillinge Englisch für die Tonne, welches beinahe so viel ist, als man, vor dem jetzigen Kriege, für den Transport einer Tonne Waaren über das

*) Xeres-Wein (Sherry-wine), ein bitterer Wein, der von Xeres, in Andalusien gebracht wird.

d. Ueb.

Atlantische Meer bezahlen mußte. Zieht man indeß die Kosten in Erwägung, welche die Erbauung und Ausbesserung der Schiffe, der starke Sold der Matrosen u. s. w. verursachet, so wird man diesen Preis nicht übertrieben finden.

Am 7ten September Nachmittags erhob sich ein zur Ueberfahrt günstiger Wind, es wurde daher den Passagieren, die in verschiedenen Gegenden der Stadt zerstreuet waren, sogleich angekündiget, daß sie sich in Bereitschaft halten möchten; alle eilten an Bord, die Anker wurden gelichtet, und nach wenigen Minuten trieb ein frischer Wind unser Fahrzeug in den See. Für die ersten anderthalb Meilen von Kingston ist die Aussicht, wegen der vielen großen Inseln zur linken Hand, ungemein beschränkt; ist man aber um die Spitze einer dieser Inseln gefahren, so erblickt man wieder, am Ende der angegebenen Entfernung, eine große Fläche des Sees, welcher hier, an einem stillen hellen Abende, wenn sich die Sonne hinter den erhabenen Wäldern am Gestade verbirgt, in seiner größten Pracht erscheint.

Der Ontario-See ist von den vier großen Seen, durch welche die Gränzlinie zwischen den vereinigten Staaten und Oberkanada läuft, am weitesten nach Osten gelegen. Er ist von Osten nach Westen 220 Meilen lang, seine größte Breite beträgt 70 Meilen, und sein Flächeninhalt, der Berechnung zu Folge, 2,390,000 Morgen (acres). Stürmen ist er weniger ausgesetzt als jeder andere, und sein Wasser ist, in

Erwägung seines großen Umfanges, ungemein ruhig zu nennen. Am ersten Abende unserer Fahrt entdeckte man auch nicht die kleinste Welle; nur ein sanftes Schwellen des Wassers war zu bemerken. Auch am folgenden Tage unserer Reise gingen die Wellen nie so hoch, daß irgend einer der Passagiere nur das geringste Zeichen von Seekrankheit an sich verspürt hätte.

Die Tiefe des Sees ist sehr ansehnlich, und an einigen Stellen unergründlich. Dies ist die Ursache, warum das Wasser, wenn man über Bord sieht, eine schwärzliche Farbe zu haben scheint. Es ist indeß nichts weniger als dunkel, sondern so klar, daß irgend eine weiße Substanz, die man über Bord wirft, noch in einer Tiefe von mehreren Klaftern deutlich sichtbar ist. Das Wasser einiger andern Seen ist jedoch noch durchsichtiger. Herr Carver sagt vom Ober-See: „Wenn das Wasser ruhig war und die Sonne hell „schien, konnte ich, an sechs Klafter tiefen Stellen, „die auf dem Boden befindlichen ungeheuren Felsenmassen von verschiedener Gestalt, deren einige wie behauen erschienen, aus meinem Kanot deutlich wahrnehmen. Das Wasser war zu einer solchen Zeit so „hell und durchsichtig wie die Luft, und mein Kanot „schien in diesem Elemente zu schweben. Blickt man „aufmerksam durch dieses klare Medium auf die tief „liegenden Felsen hinab, so scheint sich alles im Zirkel zu drehen, und man ist genöthiget, die Augen von dieser Schwindel erregenden Szene weg„zuwenden."

Das Wasser des Ontario-Sees hat einen guten Geschmack, und wird auf den Schiffen, die ihn befahren, beständig gebraucht.

Nicht allein die Indianer, sondern auch viele der weißen Eingebohrnen des Landes, die an den Ufern wohnen, behaupten, daß das Wasser dieses Sees alle sieben Jahre steige und falle; Andere hingegen läugnen dieses Phänomen gänzlich. Wirklich bin auch ich geneigt, anzunehmen, daß dieses Anschwellen, wovon große Gewässer anderer Gegenden der Welt nichts ähnliches aufweisen, bloß in der Einbildung gegründet sei; wenn man indeß bedenkt, daß die ältesten Einwohner des Landes eine solche periodische Ebbe und Fluth bemerkt haben wollen, und daß das Gegentheil noch nicht unwidersprechlich bewiesen ist, so fordert die Vorsicht, daß man sein Urtheil für jezt noch zurückhält. Ein Mann, dessen Wohnung dicht an diesem See, nicht weit von Kingston lag, und den die Beschaffenheit seines Amtes besser als viele andere seiner Landesleute in den Stand setzte, Beobachtungen über diesen Gegenstand anzustellen, sagte mir, er habe den Zustand des Sees seit den funfzehn Jahren, welche er nahe an seinen Ufern verlebt, mit großer Genauigkeit beobachtet, und sei der Meinung, daß keine periodische Ebbe und Fluth in demselben statt fände. Merkwürdig ist es indeß, daß mehrere der ältesten weißen Bewohner dieser Gegend ihm vorher gesagt hatten, daß das Wasser des Sees im Jahre 1795 steigen würde, welches auch im Sommer dieses Jah-

res richtig eingetroffen ist. Er ist übrigens der Meinung, daß dieses Steigen keinesweges festen Natur-Gesetzen unterworfen, sondern einzig und allein zufälligen Ursachen zuzuschreiben sei. Er glaubte, daß, wenn auch das Wasser des Sees nicht so hoch gestiegen wäre, als es wirklich der Fall war, die Leute es dennoch für höher gehalten haben würden; so wie denn auch bei früheren Gelegenheiten die Einbildungskraft derselben im Spiele gewesen sein möchte. Was ihn zu dieser Meinung veranlaßte, ist folgender Umstand: Als der See im Jahre 1795 zu einer so ungewöhnlichen Höhe gestiegen war, forschte er verschiedene der ältesten Leute über diesen Gegenstand aus, und erkundigte sich bei ihnen vorzüglich nach dem Verhältnisse der Höhe des Wassers bei dieser und bei vorigen Gelegenheiten. Sie antworteten alle, das Wasser sei jezt nicht höher, als sie es immer zur Zeit des periodischen Steigens gefunden hätten. Nun war aber ein kleines Gehölz, welches sich neben dem Garten dieses Mannes befand, und dessen mehrsten Bäume wenigstens dreißig Jahre alt sein mußten, in diesem Jahre gänzlich von dem ausgetretenem Wasser des Sees zerstört worden; er schloß daher, daß wenn die Fluth jemahls vorher so stark gewesen wäre, auch dieses Gehölz durch die Gewalt des Wassers bereits gelitten haben müsse. — Wirklich widerstreitet dieser Umstand dem, was die Leute von der Höhe des Wassers gesagt hatten, aber er beweiset doch eigentlich nichts weiter, als daß das Wasser bei dieser Gelegen-

heit höher gestiegen ist, als man es seit dreißig Jahren bemerkt hatte. Man kann daraus keinesweges schließen, daß es nicht seit der Periode zur bestimmten Zeit die Gränzen seiner gewöhnlichen Höhe überstiegen habe.

Was Herr Carver über diesen Gegenstand sagt, unterstützt die Meinung, daß das Wasser dieses Sees steige. „Bald hätte ich," sagte er, „vergessen, bei „der Beschreibung dieses engen Passes (der Mitschilli„makinac-Straße zwischen den Seen Mitschigan und „Huron) eines außerordentlichen Umstandes Erwähnung zu thun. Nach den Beobachtungen, welche „die Franzosen angestellt haben, als sie im Besitze „des Forts daselbst waren, findet, wiewohl keine täg„liche Fluth oder Ebbe, doch eine periodische Verän„derung in diesen Gewässern statt. Man bemerkte, „daß das Wasser nach und nach auf eine beinahe „unmerkliche Art stieg, bis es die Höhe von drei „Fuß erreicht hatte. Dieses Steigen war in sieben „und einem halben Jahre vollendet. In einem gleichen „Zeitraume fiel das Wasser eben so allmählig, bis es „wieder zu seiner ursprünglichen Höhe gekommen war, „so daß die ganze unerklärbare Revolution eine Zeit „von funfzehn Jahren erforderte. Als ich mich da„selbst aufhielt, konnte die Wahrheit dieser Aussage „nicht durch die Engländer bestätiget werden, denn „sie waren erst seit wenigen Jahren im Besitze des „Forts gewesen. Darin kamen sie indeß alle überein,

„daß in Ansehung der Breite des Passes eine merk=
„liche Veränderung statt gefunden habe."

Es ist wirklich zu bedauren, daß auch in den folgenden Jahren nicht mehr Licht über diese Sache verbreitet worden ist; denn seitdem das Fort im Be=sitze der Engländer ist, haben sich Männer, die im Stande gewesen wären, die Wahrheit der gemachten Beobachtungen gehörig zu prüfen, niemahls die dazu erforderliche Zeit daselbst aufgehalten. Es wird wirk=lich eine große Reihe genauer Beobachtungen erfor=dert, wenn man der Sache auf den Grund kom=men will. So viel weiß man, daß bei feuchter Wit=terung das Wasser viel über seine gewöhnliche Höhe steigt, bei sehr trockener hingegen beträchtlich fällt; man müßte daher genau auf die Menge des fallenden Regens und auf die Verdünstung sehen, und alsdann untersuchen, wie die Höhe des Wassers dadurch ver=ändert wird. Ohne diese Untersuchung würde man im siebenten Jahre, wenn der See höher wäre, un=möglich bestimmen können, ob diese Veränderung des=selben dem Wetter zuzuschreiben, oder unter die uner=klärbare Naturerscheinung zu rechnen sei. Auch müßte man zugleich mit genauer Aufmerksamkeit die Winde be=obachten, sowohl in Ansehung ihrer Richtung als ihrer Stärke, denn beide haben auf den Wasserstand einen sehr bedeutenden Einfluß. Bei Fort Erie, welches am östlichen Ende des Sees liegt, bemerkte ich, daß das Wasser im Verlaufe von einigen Stunden volle drei Fuß fiel, und zwar weil der Westwind, der seit

vielen Tagen geherrscht hatte, in einen Ostwind über-
ging. Auch müssen solche Beobachtungen nicht allein
an Einer Stelle der Küsten eines der Seen, sondern
an mehreren Stellen zugleich angestellt werden, weil
das Wasser (aus uns unbekannten Gründen) in be-
sonderen Gegenden derselben ansehnlich und allmählig
auf die Ufer eingewirkt hat, an anderen hingegen zu-
zurück getreten ist. So ist jezt z. B. zwischen dem
steinernen Hause (stone house) im Fort Niagara und
dem See kein größerer Raum, als etwa zehn Schrit-
te; obgleich anfangs ein großer Garten zwischen be-
den lag. Auch ist eine Wasserbatterie, die, zu An-
fange des jetzigen Krieges, oberhalb der Mauern des
Fort am Ufer aufgeführt wurde, im Verlaufe von
zwei Jahren durchaus vom Wasser weggespühlet wor-
den, so daß kaum eine Spur davon übrig geblie-
ben ist.

Wenn in der Zukunft das Land bevölkerter und
reicher werden wird, so werden sich auch ohne Zwei-
fel Männer finden, die Muße haben, durch die nöthi-
gen Beobachtungen und Versuche zu zeigen, ob die
Seen wirklich einer periodischen Veränderung unter-
worfen sind oder nicht. Für jezt sind die Bewohner
der Ufer derselben zu sehr mit Handel und Ackerbau
beschäftiget, als daß sie sich mit Spekulationen abge-
ben sollten, die, so viel Angenehmes sie auch für
den Naturforscher haben, doch den Bewohnern die-
ser Gegend im Ganzen keinen wesentlichen Vortheil
verschaffen können.

Viele Leute sind der Meinung, daß die Gewässer des Ontario-Sees nicht nur alle sieben Jahre steigen und fallen, sondern daß auch sehr oft alle vier und zwanzig Stunden Ebbe und Fluth in denselben statt finde. An Bord des Schiffes, auf welchem ich über den See fuhr, waren auch einige Herren aus dieser Gegend, die versicherten, daß man in der Canti-Bai eine regelmäßig eintretende Ebbe und Fluth wahrnehmen könne. Um sich selbst davon zu überzeugen, waren diese Männer bei einer Mühle am obern Ende der Bai oft mehrere Stunden lang stehen geblieben, und hatten deutlich bemerkt, daß das Wasser alle vier Stunden vier Zoll hoch stieg, und alsdann wieder fiel. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß diese Erscheinung an dem genannten Orte dem Einflusse der Winde zuzuschreiben sei, denn man bemerkt kein solches regelmäßiges Steigen und Fallen weder zu Niagara, noch zu Kingston, noch an den offenen Ufern des Sees. Der Gestalt der Canti-Bai zu Folge muß in derselben nothwendigerweise die Höhe des Wassers bei der geringsten Veränderung des Windes verschieden ausfallen. Diese Bai ist eine lange gekrümmte Einfahrt (inlet), die am obern Ende enger wird, wie ein Trichter. Unter solchen Umständen wird nicht allein das Drehen des Windes eine Veränderung in der Höhe des Wassers dieser Bai, und vorzüglich in ihrem äußersten Ende hervorbringen, sondern man würde, da das Wasser nach einen Punkt zusammengedrängt wird, auch dann ein Steigen und

Fallen bemerken müssen, wenn der Wind eine und dieselbe Richtung, entweder nach dem obern oder nach dem untern Theile der Bai, nimmt, oder wenn er zu einer Zeit des Tages mehr oder minder stark geht. Nun ist es aber ein seltener Fall, daß der Wind zu irgend einer Zeit bei Tage oder bei Nacht in zwei gegebenen Stunden genau mit derselben Kraft bläst, als es in den vorhergegangenen zwei Stunden der Fall gewesen ist; es wird also bei jedem neuen Winde im obern Theile der Bai eine Veränderung der Höhe des Wassers bemerkt werden müssen, die mit Ebbe und Fluth Aehnlichkeit hat. Ich habe nie gehört, daß man dieses Anschwellen bei einer vollkommenen Windstille bemerkt haben will; da doch, wenn hier eine regelmäßige Ebbe und Fluth statt fände, dieselbe auch unter diesen Umständen beobachtet werden müßte.

Kehren wir zu unserer Wasserfahrt zurück. — Wenige Stunden nach unserer Abfahrt von Kingston (den 7ten Nov.) bekamen wir eine Windstille, so daß unser Fahrzeug während der ganzen Nacht nur einen kleinen Weg zurücklegen konnte. Frühmorgens am 8ten erhob sich indeß ein günstiger Wind, mit dem wir so geschwinde seegelten, daß wir noch vor Mittage das Land aus den Augen verlohren. Unsere Fahrt war auf keine Weise von einer Reise auf dem Ozean verschieden; das Schiff wurde nach dem Kompasse regiert, das Log wurde regelmäßig geworfen, der zurückgelegte Weg in das Logbuch eingetragen, und

überhaupt alles, was an Bord vorging, genau niedergeschrieben. Wir seegelten, ohne Land zu erblicken, bis Abends den 9ten ununterbrochen fort, da wir denn in der Gegend von Toronto, an der nördlichen Seite des Sees, die blauen Berge zu Gesichte bekamen, welche aber bald wieder verschwanden. Die Ufeer des Sees sind, ausgenommen an dieser Stelle, flach und sandig. Dies ist die Ursache warum man, bei der Ueberfahrt, gewöhnlich in wenigen Stunden das Land aus den Augen verliert.

Mit Anbruche des folgenden Tages (den 10ten September) zeigten sich die Stadt und das Fort Niagara unter dem Libow. Da der Wind günstig war, so durften wir hoffen in wenigen Stunden die Stadt zu erreichen; wir waren indeß kaum bis zu den Bänken an der Mündung des Niagara-Flusses gekommen, als sich der Wind plötzlich drehte. Durch Laviren über dieselben wegzukommen war nicht möglich, wir sahen uns daher genöthiget etwa zwei Meilen vom Fort die Anker auszuwerfen. — Das Fort nimmt sich vom Wasser äußerst schön aus; die Stadt hingegen, die mit dem Flusse in einerlei Richtung läuft, und von welcher man auf dem See weiter nichts sehen kann, als die wenigen schlechten Häuser am nächstliegenden Ende, zeigt sich in einem nicht sehr vortheilhaften Lichte. Als wir gefrühstücket und und unsere Reisekleider mit anderen vertauscht hatten, um in der Hauptstadt von Oberkanada, dem Brennpunkte aller vornehmern der ganzen Provinz, mit An-

stande erscheinen zu können, wurde das Boot des Schooners in das Wasser gelassen, und wir landeten mit denjenigen Passagieren, die Lust hatten an das Ufer zu gehen, bei der Missisaguis-Spitze, von welcher ein angenehmer Weg von einer Meile, größtentheils durch Holzungen, nach der Stadt Niagara läuft.

Diese Spitze hat ihren Nahmen von den Missisaguis-Indianern bekommen, deren viele auf derselben ihr Lager aufgeschlagen haben. Der Stamm der Missisaguis bewohnet die Ufer des Ontario-Sees, und ist einer der ansehnlichsten in dieser Gegend. Die Männer unter ihnen sind im Allgemeinen sehr beherzt, und werden für vortreffliche Jäger und Fischer gehalten; doch sollen sie nicht so kriegerisch sein, als die übrigen benachbarten Nationen. Die Farbe ihrer Haut ist dunkler als die der übrigen Wilden, welche ich zu sehen Gelegenheit hatte; einige unter ihnen sind fast so schwarz wie Neger. Sie sind äußerst unreinlich und schmutzig, vorzüglich die Weiber. Der Geruch der lezteren ist, des ranzigen Fettes und Thranes wegen, womit sie das Haar, den Hals und das Gesicht einsalben, in warmen Tagen so unerträglich, daß man sich immer einige Schritte von ihnen entfernt halten muß. Als wir zu Niagara ankamen, fanden wir in verschiedenen Gegenden der Stadt eine große Anzahl dieser Wilden, welche haufenweise umhergingen, und den Verlust eines ihrer geschätztesten und erfahrensten Anführers beklagten. Dieser Mann, der Wompakanon hieß, war, wie ich hörte, in einer Schlägerei

zu Toronto, in dessen Nachbarschaft das vornehmste Dorf der Missisaguis = Indianer liegt, von einem Weißen getödtet worden. Die übrigen Anführer riefen sogleich ihre Krieger zusammen, und begaben sich mit ihnen nach Niagara, wo sie den Weißen bei der Brittischen Regierung förmlich verklagen wollten. Um sie zu besänftigen, ließ der kommandirende Officier der Garnison ansehnliche Geschenke, nebst einem großen Vorrathe von Rum und Lebensmitteln, unter sie austheilen. Am Tage vor unserer Ankunft hatten sie sich alle, nach ihrer Gewohnheit, den Freuden dieses Festes überlassen, als aber der Rum ausgetrunken war schienen sie den Verlust des armen Wompakanon noch eben so tief zu fühlen, als vorher. Bloß die Furcht, die Brittische Regierung gegen sich aufzubringen, hatte sie abgehalten, öffentliche Gewaltthätigkeiten bei dieser Gelegenheit auszuüben; indeß hörte ich von einem Beamten beim Indianischen Departement, der den Charakter der Wilden genau kennt, daß der Tod eines beliebten Chefs, nach ihrer Meinung, nur durch Blutvergießen gerächt werden könne, und daß sie sicher einen Weißen, selbst wenn er vollkommen unschuldig sei, bei der ersten Gelegenheit tödten würden, sei es auch erst nach zwanzig Jahren.

Die Missisaguis versorgen die Einwohner Kingston's, Niagara's und der verschiedenen Städte am See reichlich mit Wildpret und Fischen, deren Werth sie nach Flaschen Rum und Broten bestimmen. Wir wurden zu Kingston von Jemanden, bei dem wir zu

Mittage aßen, mit einem vortrefflichen großen Wildpretsbraten und einem Lachse, der wenigstens 50 Pf. wog, bewirthet, die beide von einem dieser Wilden für eine Flasche Rum und ein Brot (welches zusammen kaum einen halben Thaler werth sein mochte) eingehandelt worden waren. Wie ich hörte, war der Wilde sehr zufrieden, denn er glaubte einen außerordentlich guten Tausch getroffen zu haben.

Die Wilden fangen die Lachse und andere große Fische auf folgende Art: Zwei Männer fahren des Nachts in einem Kanot aus; der eine sitzt im Hintertheile desselben und rudert, der andere steht im Vordertheile mit einem Spieße, über einer angezündeten Fackel. Die Fische werden von dem Lichte angezogen, und der Harpunirer durchsticht sie alsdann. Die Wilden sind hierin so geschickt, daß sie ihr Ziel nur selten verfehlen.

Der Ontario-See und alle Flüsse, welche sich in denselben ergießen, haben einen Ueberfluß an vortrefflichen Lachsen und verschiedenen anderen Seefischen, die der St. Laurenz hinaufführt. Auch befindet sich in diesem See eine große Anzahl Süßwasser-Fische, unter welchen viele unbekannte Arten sein sollen. Fast alle Theile des St. Laurenz sind sehr reich an Fischen; Viele glauben daher, daß das Land durch die Fischerei, vorzüglich durch den Lachsfang, mehr gewinnen würde, als selbst durch den Pelzwerk-Handel. Auch Seewölfe und Seekühe, die von 1000 bis 2000 Pfund wiegen, sollen im Ontario-See getroffen

worden sein; doch zweifeln Einige an der Richtigkeit dieser Behauptung. So viel ist indeß ausgemacht, daß man, bei der Befahrung dieses Sees, Thiere von ungeheurer Größe häufig auf der Oberfläche des Wassers spielen sieht. Von den großen Fischen ist der Stör einer der gewöhnlichsten; man findet ihn nicht allein im Ontario-See, sondern auch in den anderen Seen, die nicht in unmittelbarer Verbindung mit dem Ozean stehen. Der Stör, den man in den Seen fängt, wird seines Thranes wegen geschätzt; sein Fleisch hat keinen guten Geschmack. Ueberhaupt ist auch das Fleisch der Störe, welche man nordwärts vom James-Flusse in Virginien findet, selten gut und wird fast gar nicht gegessen.

Der Niagara-Fluß läuft genau in einer südlichen Richtung, und ergießt sich in den Ontario-See am südlichen Gestade, etwa 30 Meilen ostwärts von dem westlichen Ende des Sees. Er ist an seiner Mündung etwa 300 Yards (900 Fuß) breit, und von allen anderen Flüssen, welche vom Ontario-See aufgenommen werden, bei weitem der größte. An der östlichen Seite des Flusses befindet sich das Fort, welches jezt den vereinigten Staaten gehört; an der entgegengesetzten oder Brittischen Seite liegt die Stadt, die allgemein unter dem Nahmen Niagara bekannt ist, obgleich sie von der Legislatur Newark genannt wurde. Der ursprüngliche Nahme der Stadt war Niagara, nachher wurde sie Lenox, alsdann Nassau, und zulezt Newark genannt. Es ist wirklich zu bedauren,

daß

daß man die Indianischen Namen, die so schön und wohlklingend sind, mit anderen vertauscht hat. Newark, Kingston und York ersetzen die ursprünglichen schönen Nahmen dieser Städte: Niagara, Kadaragui, Toronto keinesweges. — Die Stadt Niagara ist von jeher die Hauptstadt von Unterkanada gewesen, und ist es noch; doch, ist ehe wir daselbst ankamen, der Befehl eingelaufen, daß der Sitz der Regierung von derselben nach Toronto verlegt werden solle, welcher Ort weiter von den Gränzen der vereinigten Staaten entfernt liegt, und daher zweckmäßiger zur Zusammenkunft der Legislatur gehalten worden ist. Man ist im Allgemeinen mit dieser beabsichtigten Veränderung gar nicht zufrieden, weil Niagara den mehrsten bequemer gelegen ist als Toronto; indeß glaubt man, es werde nicht dazu kommen, denn der Gouverneur, der diese Veränderung vorgeschlagen hat, ist versetzt worden. Uebrigens sollte, dem Plane zu Folge, durch die Verlegung des Sitzes der Regierung ein Schritt zu einer anderen Veränderung gethan werden: es sollte eine neue Stadt, welcher man den Nahmen London bestimmt hatte, an dem Flusse erbauet werden, der ehemahls la Trenche hieß, seit der Zeit aber die Themse genannt wurde, und sich in den See St. Clair ergießt. Diese Stadt sollte dann zum bleibenden Sitze des Gouvernements gemacht werden. Der Platz, den man für die Stadt bestimmt hatte, war sehr vortheilhaft gewählt. Er befindet sich in einer gesunden, fruchtbaren Gegend, an einem schiffbaren Flusse im

Mittelpunkte der Provinz, von wo eine Wasserverbindung nach jeder Richtung statt findet. An den Ufern des Flusses befinden sich schon einige Niederlassungen, und der Zufluß der Ansiedler nach dieser Gegend wird immer größer; es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß der ausgesuchte Platz in Zukunft für sehr vortheilhaft gehalten werden wird, um die Hauptstadt daselbst zu gründen. Wollte man aber den Sitz der Regierung sogleich an einen Ort verlegen, der nicht viel mehr als eine Wildniß ist, und noch dazu so entfernt von den volkreicheren Gegenden der Provinz liegt, so würden durch solche Maaßregeln zahllose Unbequemlichkeiten, und wahrscheinlich nicht die geringsten Vortheile erzeugt werden.

Die Stadt Niagara enthält an 70 Häuser, ein Rathaus, ein Gefängniß und ein Gebäude, in welchem sich die Legislatur versammelt. Die Häuser sind größtentheils alle von Holz. Diejenigen, welche dem See am nächsten liegen, sind sehr mittelmäßig; im obern Theile der Stadt hingegen trifft man verschiedene vortreffliche Wohnhäuser, die von den vornehmen Beamten der Regierung bewohnt werden. Die mehrsten Geschäftsmänner in Oberkanada sind in England erzogen worden; ein Umstand, der die Gesellschaft in der Hauptstadt angenehm machen muß, sie mag sich auch befinden wo sie will. Nur wenige Städte in Nordamerika können sich eines schnellern Aufblühens rühmen, als die kleine Stadt Niagara, denn fast alle Häuser derselben sind seit den lezten fünf Jahren auf-

gebauet worden. Niagara wird immer ansehnlicher und größer, welches dem Zunehmen des Handels nach den hintern Gegenden längs den Ufern der obern Seen, der allein in dieser Stadt betrieben wird, so wie auch dem häufigen Auswandern der Staaten-Bewohner, von denen sich die mehrsten hier niederlassen, zuzuschreiben ist. Die Beweggründe, welche die Bürger der vereinigten Staaten haben, nach den Brittischen Besitzungen auszuwandern, sind bereits angegeben worden. Der Zufluß der Menschen nach der Stadt Niagara und ihrer Nachbarschaft ist so ansehnlich gewesen, daß, seit drei Jahren, der Werth der Pferde, Lebensmittel und aller Bedürfnisse des Lebens beinahe funfzig Procent gestiegen ist.

Die Ufer des Niagara-Flusses sind steil und hoch, und haben an beiden Seiten sehr weitläuftige Ebenen. Die Stadt liegt oben auf dem westlichen Ufer, etwa funfzig Schritte vom Wasser entfernt. Sie hat ein freundliches Ansehen, und man hat von ihr eine schöne Aussicht auf den See und auf die entfernten Ufer. Da sie ziemlich hoch liegt, so sollte man glauben, sie müsse einen besonders gesunden Aufenthalt abgeben; aber unglücklicherweise findet gerade das Gegentheil statt. Als wir in der Stadt ankamen, mußten wir bei vier verschiedenen Gasthöfen vorfahren, ehe wir unterkommen konnten. Die Leute des Wirthshauses, wo wir zuerst anhielten, lagen so schwer am Fieber darnieder, daß sie uns nicht aufnehmen konnten. Wir hörten hier, es sei in der gan-

zen Stadt kein Haus, in welchem sich nicht mehr oder weniger Fieberkranke befänden. In einigen Häusern waren ganze Familien bettlägerig, und auf dem Fort, an der entgegengesetzten Seite des Flusses, war die ganze neue Garnison, bis auf einen Korporal nnd neun Mann, außer Stand gesetzt, Dienste zu thun. Natürlich gerieth jeder von unserer Gesellschaft, als wir in einer Stadt ankamen, wo Epidemien herrschten, in die größte Bestürzung; aber man versicherte uns, die Gefahr angesteckt zu werden, sei jezt vorüber, alle gegenwärtige Kranken wären schon vor mehreren Wochen befallen, und seit vierzehn Tagen habe kein Einziger die Krankheit bekommen, der nicht schon im Verlauf des Sommers unpäßlich gewesen wäre. Zur Vorsicht nahm indeß jeder von der Gesellschaft des Morgens nüchtern ein Glas Branntwein, mit einem Löffel voll China, zu sich. Man hält dieses für eins der sichersten Vorbauungsmittel, und die, welche es regelmäßig nehmen, werden nur selten vom Fieber befallen.

Nicht allein die Stadt Niagara und ihre Nachbarschaft ist sehr ungesund, sondern auch fast jeder Theil von Oberkanada und des Gebietes der vereinigten Staaten, der an die Seen gränzt. Die ungesunde Jahreszeit fängt in der Mitte des Julius an, und hört etwa in der ersten Woche des Septembers, wenn die Nächte kalt werden, wieder auf. Intermittirende Fieber sind die gewöhnlichsten Krankheiten; aber in einigen Gegenden des Landes leiden auch die Einwoh-

ner viel von anhaltenden Fiebern, deren Art nach den besonderen Distrikten, in welchen sie herrschen, verschieden ist. So werden die Bewohner der Gegend, welche an den Genesee-Fluß gränzt, der sich an der südlichen Seite in den Ontario-See ergießt, häufig von einem sehr bösartigen Fieber befallen, welches gewöhnlich das Genesee-Fieber genannt wird, und jährlich viele Menschen wegrafft. In der Gegend am Miami-Flusse, der sich innerhalb des nordwestlichen Gebietes der Staaten in den Erie-See ergießt, ist wieder eine andere Fieberart im Schwange. Uebrigens scheint man die Natur dieser verschiedenen Fieber noch nicht genau zu kennen. In den hintern Gegenden Nordamerika's trifft man nur selten einen Arzt, und wäre auch das Gegentheil der Fall, so liegen doch die Niederlassungen zu weit auseinander, als daß ein Arzt großen Nutzen schaffen könnte.

Es ist merkwürdig, daß die Amerikaner, ungeachtet ärztliche Hülfe in den hintern Gegenden so selten ist, doch bei der Veränderung ihres Wohnortes selten oder niemahls darauf sehen, ob der Theil des Landes, zu welchem sie sich begeben, gesund oder ungesund ist. Sind die Ländereien einer Gegend denen einer andern in Ansehung der Fruchtbarkeit vorzuziehen, ist ein schiffbarer Strom in der Nachbarschaft, oder befinden sich andere Bequemlichkeiten dabei, sind sie wohlfeil und ist zu vermuthen, daß ihr Werth noch steigen werde, so wandert der Amerikaner mit Freuden dahin, das Klima mag der Gesundheit so

nachtheilig sein, wie es wolle. Kein Jahr geht vorüber, wo nicht eine große Anzahl Menschen die schönen, gesunden Ufer des Susquehannah-Flusses verläßt, und sich in die Gegend am Genesee begiebt, wo unter zehn Menschen, während des Herbstes, kaum einer von bösartigen Fiebern befreiet bleibt. Aber das Land, welches an den Susquehannah gränzt, ist im Allgemeinen ärmlich. Das Erdreich am Genesee hingegen ist an vielen Stellen so fett, daß, wenn es nicht durch wiederholten Maisbau etwas ausgesogen wird, der Weizen viel zu üppig, oder wie man zu sagen pflegt, bloß zu Stroh wächst. Wo er ohne solche Vorbereitung ausgesäet wurde, hat man oft gefunden, daß die Halme 14 bis 15 Fuß lang wurden, und zwei Drittel ihrer Länge auf dem Boden lagen.

Nahe am Niagara-Flusse, etwa drei Viertelmeilen von der Stadt, steht ein Gebäude, welches Navyhall genannt wird, und den See-Offizieren zur Winterszeit, wenn die Schiffe abgetakelt werden, zur Wohnung dient. Ihm gegenüber befindet sich ein geräumiger Schiffsplatz, wo die Fahrzeuge im Winter vor dem Eise sicher liegen, und der das Landen der Waaren erleichtert, wenn die Schiffahrt offen ist. Alle Schiffsladungen, die den See hinan und nach Niagara gehen, werden hier ans Land gesetzt. Dicht neben diesem Schiffsplatze stehen große Waarenhäuser, die theils der Krone zugehören, theils Privateigenthum sind. Navyhall ist jezt von den Truppen eingenommen, weil das Fort an der entgegen gesetzten

Seite des Flusses, wo sie vorher in Garnison lagen, der lezten Unterhandlung zwischen England und den vereinigten Staaten zu Folge, abgetreten worden ist. Die Mannschaft wird indeß nur so lange in Navyhall bleiben, bis für dieselbe ein Blockhaus aufgeführt ist, mit dessen Baue man schon bei meiner Anwesenheit beschäftiget war.

Das Fort Niagara steht an der Mündung des Flusses, auf einer Landspitze, deren eine Seite vom Flusse, und die andere vom See bespühlt wird. Nach dem Wasser zu ist es mit Pallisaden versehen, hinter denen sich, an der Seite, die nach dem Flusse geht, eine hohe, mit Schießscharten versehene, Schanze erhebt. An der Seite nach dem Lande zu ist es mit verschiedenen Batterien, Reduten und parallel liegenden Faschinen versehen. An den Thoren und an verschiedenen andern Stellen befinden sich starke Blockhäuser, und dem See gegenüber, innerhalb der Pallisaden, steht ein großes, steinernes Haus, welches befestiget ist. Das Fort nimmt, mit den Außenwerken, an fünf Morgen Landes ein. Um es gehörig zu vertheidigen, würden wenigstens 30 bis 40 Stücke schweres Geschütz, und eine Garnison von 500 Mann erforderlich sein. Die Föderal-Garnison besteht indeß nur aus 50 Mann; und 4 kleine Feldstücke, die an den vier Ecken des Forts aufgepflanzt sind, machen das ganze Geschütz aus. Dieses Fort wurde von den Franzosen erbauet, und machte ein Glied der großen Kette von Posten aus, welche sie längs den Seen

und den westlichen Gewässern anlegten. Man machte mit dem Baue des steinernen Hauses den Anfang, nachdem die Indianer feierlich hatten versprechen müssen, daß sie die Arbeiter bei ihren Beschäftigungen nicht stören wollten. Die Indianer thaten dieses Versprechen ohne Umstände, weil es, nach ihren Grundsätzen, nicht mit der Gastfreundschaft bestehen konnte, Fremden innerhalb ihres Gebietes ein Obdach gegen die Unfreundlichkeit des Wetters zu versagen. Aber wie erstaunten sie, als sie ein Gebäude vollendet sahen, das so sehr von anderen Häusern verschieden war, und von dem sie vorher gar keinen Begriff gehabt hatten. Jezt fingen sie an zu argwöhnen, die Fremden könnten vielleicht Absichten haben, die ihrem Vortheile zuwider wären, und wünschten sie wieder aus ihrer neuen Wohnung zu vertreiben — aber es war zu spät. Auf der Flur des Hauses hatte man einen Brunnen gegraben, um immer Vorrath an Wasser zu haben. Das Haus wurde mit Provision versehen; als daher die Thüren einmahl verschlossen waren, konnten die Bewohner desselben, in Ansehung feindlicher Angriffe der Wilden, vollkommen ruhig sein. Nach und nach wurde das Haus mit Festungswerken versehen, so daß es im Jahre 1759 so fest war, daß es dem Angriffe der Truppen unter der Anführung Sir William Johnston's eine Zeit lang Trotz bieten konnte. Als das Fort den Engländern in die Hände fiel, wurden die Festungswerke noch ansehnlich verbessert. Das steinerne Haus ist ein

sehr geräumiges Gebäude, und dienet jezt, wie vormahls, den vornehmsten Offiziers der Garnison zur Wohnung. Im hintern Theile desselben befindet sich ein großes Zimmer, aus dessen Fenstern man eine prächtige Aussicht auf den See und auf die entfernt liegenden Berge hat. Dieses Zimmer war ehemahls das Speisegemach der Offiziers und ein Muster von Sauberkeit; jezt aber halten es die Herren für bequemer, in einer der Küchen zu speisen, und das schöne Zimmer ist gänzlich in Verfall gerathen. Ueberhaupt stellt jezt jeder Theil des Forts ein Gemählde der Vernachlässigung und schlechter Wirthschaft dar. Die Reinlichkeit der Soldaten ist nicht größer als die ihrer Wohnungen. Obgleich es Sonntag war, als wir das Fort besuchten, an welchem Tage in den Staaten selbst der gemeine Soldat einer Garnison sich mehr herausputzt, als an anderen, so waren doch die mehrsten derer, die ich hier sah, so schmutzig, als ob sie eine Woche lang ohne Aufhören Schanzarbeiten verrichtet hätten. Ihre gräßlichen Bärte und Köpfe zeigten an, daß sich ihrem Gesichte seit mehreren Tagen kein Scheermesser, und ihrem Haare kein Kamm genähert hatte; ihre Wäsche war schmutzig, ihre Gewehre waren mit Rost überzogen, und ihre Kleider zerlumpt. Daß die Kleider und Rüstungen dieser Leute nicht besser sind, ist nicht zu bewundern, wenn man bedenkt, wie schlecht für die westliche Armee der Staaten in dieser Hinsicht gesorgt wird; sonderbar ist es indeß, daß die Offiziers eben so

wenig Freunde der Reinlichkeit sind, als ihre Soldaten. Die Garnisonen der Staaten an den Gränzen haben allesamt mehr durch Krankheiten gelitten, als die Brittischen; welches, wie ich glaube, größtentheils ihrer Unreinlichkeit zuzuschreiben ist, denn diese Menschen sind übrigens so rüstig und stark, als möglich. Die westliche Armee der Staaten ist gleich beim Abmarsche auf eine schändliche Art vernachlässiget worden. Ich selbst habe zu Philadelphia vom damahligen Oberbefehlshaber, General Wayne, gehört, daß, gleich beim Anfange ihres Marsches in den Wäldern, mehr als zwei Drittel der Leute zu gleicher Zeit von der Ruhr befallen worden sind, und daß die Wundärzte auch nicht einmahl einen Medizin-Kasten mit sich geführt haben. Auch würde der größere Theil der Truppen hingerafft worden sein, wenn nicht glücklicherweise, nachdem allerlei vergebens versucht war, einer der jungen Wundärzte in der Wurzelrinde einer gewissen gelben Pappelart ein kräftiges Mittel gegen diese Krankheit entdeckt hätte. Oft, sagte der General, sei seine Armee, der Sorglosigkeit der Kommissarien wegen, sehr nahe dabei gewesen, Hunger zu leiden. Wirklich ist die Armee, selbst noch ganz neuerlich, so schlecht mit Provision versehen gewesen, daß der General auf die Anzeige der Brittischen Offiziers, daß sie Befehl bekommen hätten, zu Folge des Traktats ihre Posten zu verlassen, und daß sie dieses auch thun würden, sobald er Besitz davon nehmen wolle, antworten mußte: er könne unmöglich einen Marsch

von mehreren Wochen unternehmen, wenn die Brittischen Offiziers seine Armee nicht mit einer ansehnlichen Menge Provision versorgen wollten. Der Föderalarmee wurden von der Brittischen, auf eine großmüthige Art, 50 Fässer Schweine-Pöckelfleisch ausgeliefert; demungeachtet erschien jene erst eine geraume Zeit nach dem Tage, der zur Abtretung der Posten angesetzt worden war. Die Föderalarmee besteht größtentheils aus Irländern und Deutschen, die als Redemptioners herüber gebracht, und sobald sie ans Land kamen, angeworben wurden, noch ehe sie erfahren konnten, daß der Arbeitslohn in den vereinigten Staaten sehr ansehnlich sei. Die Eingebohrnen des Landes lieben den Gewinnst zu sehr, als daß sie mit dem Solde eines gemeinen vorlieb nehmen sollten.

Bis zur Ratifikation des Friedenstraktates lieferten die Amerikanischen Pressen eine Menge der gröbsten Schmähschriften auf die Brittische Regierung, weil sie, als die Unabhängigkeit der Staaten bereits anerkannt und Frieden geschlossen war, im Besitze des Forts Niagara blieb. Man bedachte nicht daß, wenn die Brittischen Truppen die Posten unmittelbar nach der Unterzeichnung des Traktates auf einmahl geräumt hätten, wahrscheinlicherweise die Festungswerke von den Indianern, in deren Territorien sie lagen, noch ehe sie von der Mannschaft der vereinigten Staaten in Besitz genommen werden konnten, zerstört worden wären. Kein Theil der Staaten-Armee war den Posten auf 100 Meilen nahe, und die Gegend, durch welche sie

hatten dahin marschiren müssen, war eine vollkommene Wildniß. Wäre aber auch die Armee früh genug zu den Posten gelangt, so waren doch die Staaten unmittelbar nach dem Kriege nicht im Stande, diese so stark mit Mannschaft zu besetzen, als, bei den Feindseligkeiten zwischen ihnen und den Wilden, zur Vertheidigung derselben nothwendig gewesen wäre; es ist daher gar nicht unwahrscheinlich, daß sie dieselben bald wieder hätten räumen müssen. Daß die Brittische Regierung diese Posten bis jezt zurück behielt, war daher, so viel auch dagegen geschrien wurde, für die Staaten ein sehr glückliches Ereigniß; denn diesem Umstande haben es die Amerikaner zu verdanken, daß sie jezt im Besitze großer, wohleingerichteter Gränz-Festungen sind, ohne nöthig gehabt zu haben, auf die Erbauung derselben Kosten zu verwenden, oder sie zehn Jahre hindurch (in welcher Periode sie doch keinen großen Vortheil von denselben gehabt haben würden) mit Mannschaft zu besetzen. Man muß übrigens nicht glauben, daß die Brittische Regierung bei der Zurückbehaltung dieser Posten Vortheil irgend einer Art für die neuen Staaten beabsichtigte. Man wußte gar wohl, daß die Staatenbewohner früher oder später begierig sein würden, in den Besitz der Forts zu kommen, welche innerhalb ihrer Territorien lagen, und von Fremden besetzt waren. Bloß weil sich einige Artikel in den Friedenstraktaten befanden, mit denen mehrere der Staaten nicht ganz zufrieden zu sein schienen, behielt das Brittische Gouvernement die Po-

sten zurück. Da man sich im lezten Friedens = und Handlungstraktate über die streitigen Punkte verglich, so wurden die Posten den Staaten ohne Umstände abgetreten. Bei Gelegenheit der Uebergabe derselben überhäufte man in allen öffentlichen Blättern der vereinigten Staaten die Brittischen Offiziers, ihrer Höflichkeit und Artigkeit wegen, die sie dabei gezeigt hatten, mit verdientem Lobe. Die Gärten der Offiziers befanden sich bei der Uebergabe im höchsten Zustande der Vollkommenheit; so wie man es überhaupt an nichts, was auf irgend eine Art zur Bequemlichkeit und Zufriedenheit der Föderaltruppen etwas beitragen konnte, fehlen ließ.

Die mehrsten Staatenbewohner waren ganz voll von dem Gedanken, daß der Besitz dieser Posten unendlich großen Vortheil für sie haben müsse; vorzüglich glaubten sie vollkommen überzeugt zu sein, daß ihnen dadurch der Handel auf den Seen, und wenigstens drei Viertel des Pelzhandels (welcher lezтere, wie sie sagten, unbilligerweise und zu ihrem großen Schaden von den Brittischen Kaufleuten allein getrieben wäre) in die Hände gespielt werden würde. Jezt sind sie im Besitze derselben, und sehen ein, wie sehr sie sich verrechnet haben.

Der übergebenen Posten sind vier, nähmlich Fort Oswego an der Mündung des Oswego=Flusses, der sich in den Ontario=See, an der südlichen Seite ergießt; Fort Niagara an der Mündung des Niagara=Flusses; Fort Detroit am westlichen Ufer des De=

troit-Flusses, und Mitschillimakinack an der Enge desselben Nahmens, zwischen dem Mitschigan- und Huronen-See. Von Oswego konnten die Engländer nicht den geringsten Vortheil ziehen. Die umliegende Gegend war, mehrere Meilen weit, ein dicker Wald, und wurde nur von einigen wenigen Wilden bewohnt, die überdies ihr Pelzwerk nach Kadaragui oder Kingston brachten, wo sie, der größern Zahl der Käufer wegen, besser bezahlt wurden, als zu Oswego. Auch lag der Fluß, an dessen Mündung das Fort steht, immer den Bewohnern der Staaten offen, die auf demselben einen kleinen Handel zwischen Neu-York und dem Ontario-See trieben, welches nicht immer von den Truppen des Forts verhindert werden konnte. Durch die Uebergabe dieses Ortes haben die vereinigten Staaten daher nichts weiter gewonnen, als was sie vorher schon hatten, und die Brittische Regierung ist jezt der Kosten, welche ihnen ehemahls eine unnütze Garnison von 50 Mann verursachte, überhoben.

Die Menge der Pelze, welche zu Niagara gesammelt werden, ist sehr beträchtlich, und da die Gegend umher gut bevölkert ist, so geht der Handel daselbst ziemlich gut von Statten. Da die Stadt, in welcher dieser Handel getrieben wird, an der Brittischen Seite der Gränzlinie liegt, so begaben sich die wenigen Kaufleute, die innerhalb der Gränzen des Forts wohnten, sogleich zu der andern Seite hinüber, als sie hörten, das Fort solle abgetreten werden. Durch den Besitz des Forts allein haben daher die Staaten

nicht den geringsten Theil des Handels auf den Seen bekommen. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß viele der Staatenbewohner es für vortheilhaft halten wer= den, sich, des Handels wegen, nahe beim Fort nieder= zulassen, denn die Brittischen Kaufleute an der ent= gegen gesetzten Seite sind, wie schon gesagt ist, im Stande, ihre Waaren, die sie den St. Laurenz her= aufkommen lassen, für einen weit niedrigern Preis zu verkaufen, als diejenigen, welche dieselben von Neu= York bekommen. Was das Einsammeln des Pelzwerkes betrifft, so läßt sich nicht denken, daß die Wilden, die einen eingewurzelten Haß gegen die Bewohner der Staaten haben; die den Britten so sehr anhangen, und die ihre alten Freunde nicht leicht vergessen, ihr Pelzwerk Feinden bringen, und ihre Verbindung mit Leuten aufgeben werden, mit denen sie schon lange Zeit gehandelt haben, und die weit besser bezahlen kön= nen, als die Aufkäufer an der entgegen gesetzten Seite des Wassers.

Detroit ist von allen abgetretenen Plätzen der wich= tigste, denn diese Stadt zählt wenigstens 1200 Ein= wohner. Seit der Uebergabe dieses Ortes ist indeß am entgegen gesetzten Ufer des Flusses, 18 Meilen weiter unten, eine neue Stadt angelegt, nach welcher sich bereits viele Pelzhändler begeben haben. Der größte Theil derselben ist zu Detroit geblieben; doch haben die Staaten wenige oder keinen von ihnen zu Bürgern bekommen, auch möchte dies fürs erste wohl schwerlich geschehen. Ein Punkt im Friedens = und

Handlungs-Traktate betraf auch die Pelzwerkhändler; man erlaubte ihnen nähmlich ein Jahr lang an Ort und Stelle zu bleiben, ohne daß sie deshalb verpflichtet wären, sich für irgend eine oder die andere Parthei zu erklären. Wenn sie, nach Verlauf dieser Zeit, sich entschließen würden, Brittische Unterthanen zu bleiben, so sollten sie auf keine Weise beeinträchtiget werden, sondern es sollte ihnen vergönnet sein, ihren Handel nach wie vor in seinem ganzen Umfange zu treiben *). Hieraus erhellet, daß der Theil des Pelzhandels, den die Engländer durch die Abtretung dieses Ortes verlieren werden, sehr unbedeutend ist.

Der vierte Posten, Mitschillimakinak, ist ein kleines Fort, welches auf einer Insel liegt. Die Agenten

*) Man hat, von Seiten der Staaten, auf diesen Theil des Traktates keinesweges strenge geachtet. Die Offiziers der Föderalarmee eigneten sich, ohne deshalb um Erlaubniß gebeten zu haben, und ganz gegen den Wunsch verschiedener der übrig gebliebenen Brittischen Einwohner, mehrere derjenigen Häuser und Magazine zu, deren Besitzer sich nach der neuen Stadt begeben und erklärt hatten, daß sie nicht Bürger der Staaten werden wollten. Auch sind viele der Einwohner aufgefordert worden, Kriegsdienste zu thun, wovon sie doch, als Brittische Unterthanen, vermöge eines Artikels im Traktate, frei sind. Als wir uns zu Detroit aufhielten, versammelten sich die Brittischen Unterthanen, und setzten ein Memorial auf, worin sie ihre Klagen deshalb vortrugen. Man gab es uns zur Besorgung, und wir überreichten es dem Brittischen Minister zu Philadelphia.

ten der Nordwest=Kompagnie zu Montreal und einige Privat=Pelzhändler wohnten innerhalb der Gränzen des Forts, und vertauschten daselbst Waaren für Pelzwerk, welches von verschiedenen Stämmen der Wilden, den einzigen Bewohnern der benachbarten Gegenden, dahin gebracht wurde. Bei der Räumung dieses Ortes wurde sogleich in einer geringen Entfernung auf der Insel St. Joseph, an der Enge zwischen dem Ober= und Huron=See, ein anderer Posten angelegt, den man mit einer kleinen Garnison versah, die jezt bis zu mehr als 50 Mann angewachsen ist. Verschiedene Kaufleute, Bürger der Staaten, haben sich zu Mitschillimakinak niedergelassen; da aber die Brittischen Kaufleute ihren neuen Posten so dicht neben dem alten angelegt haben, so ist es, der angeführten Ursache wegen, beinahe gewiß, daß die Wilden noch ferner den Handel mit ihren alten Freunden forttreiben werden.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß die Bewohner der Staaten durch ihre neuen Besitzungen nur einen kleinen Theil Eines Zweiges des Pelzhandels an sich bringen können, nähmlich den, der auf einem der nähern Seen betrieben wird. Das Pelzwerk, welches aus den entfernten Gegenden nordwestlich zum großen Trageplatze (grand portage), und von da, in Kanots, nach Montreal auf dem Utawas=Flusse gebracht wird, macht, sowohl in Ansehung der Menge, als auch des Werthes, bei weitem den größten Theil desjenigen aus, welches von Montreal ausgeführt wird. Die Behaup=

Bayerische Staatsbibliothek München

tung, daß die Staaten mit den Posten an den Seen drei Viertel des Pelzhandels an sich gebracht haben, ist daher im höchsten Grade abgeschmackt. Auch ist es nicht wahrscheinlich, daß sie einen großen Theil des Handels auf den Seen überhaupt bekommen werden, der, wie ich bereits gezeigt habe, durch Brittische Kaufleute, von Montreal und Quebec auf dem des St. Laurenz mit größerem Vortheile getrieben werden kann.

Es ist noch zu bemerken, daß, als militairischer Posten betrachtet, alle neuerlich von den Engländern errichteten Posten, den abgetretenen, in Ansehung der Lage, bei weitem vorzuziehen sind. Der Boden an der Brittischen Seite des Niagara-Flusses, auf welchem das neue Blockhaus gebauet wird, liegt 9 Fuß höher, als der Gipfel des steinernen Hauses im Amerikanischen Fort, so daß man von ihm das ganze Fort übersehen kann. Die Hauptstärke des alten Forts befindet sich an der Landseite, nach dem Wasser hin sind die Festungswerke äußerst schwach, und das Ganze könnte von einem einzigen Zwölfpfünder, wenn er zweckmäßig an der Brittischen Seite des Flusses aufgepflanzt würde, in Grund geschossen werden. Bis jezt ist man noch nicht Willens, andere Festungswerke an der Brittischen Seite des Flusses anzulegen, als nur das Blockhaus; sollte indeß in der Folge ein Fort aufgeführt werden, so wird die Missisaguis-Spitze dazu gewählt werden; ein Platz, welcher noch vortheilhafter ist als der, auf welchem

das Blockhaus steht, da man von demselben den Eingang in den Fluß vollkommen übersehen kann.

Vom neuen Posten am Detroit-Flusse übersieht man den Kanal weit besser, als vom alten Fort in der Stadt Detroit; denn alle Fahrzeuge, welche den Fluß auf- oder abfahren, kommen in einer Entfernung von einigen Schritten vor demselben vorbei. Es ist merkwürdig daß die Franzosen, als sie zuerst in diesen Theil des Landes eindrangen, den Platz für dieses neue Fort dem, wo jezt Detroit steht, vorzogen. Sie hatten bereits den Bau des Forts und der Stadt angefangen, als die ganze Gesellschaft von den Wilden vertrieben wurde.

Die Insel St. Joseph ist auch in so fern ein zweckmäßigerer Platz für einen Brittischen militairischen Posten, als man von ihr den Ober-See vor sich hat; dahingegen für Mitschillimakinak bloß die Fahrt auf dem Mitschigan-See offen ist, der sich gänzlich im Gebiete der vereinigten Staaten befindet.

Es ist übrigens sehr zu wünschen, daß Großbrittannien und die vereinigten Staaten immer in freundschaftlichen Verhältnissen mit einander bleiben, und daß wir niemahls Gelegenheit haben mögen, auf diese Posten in einer andern Hinsicht unsere Aufmerksamkeit zu richten, als in so fern sie zur Beförderung des Handels beitragen werden.

Einunddreißigster Brief.

Beschreibung des Niagara-Flusses, seiner Wasserfälle und der Gegend, die an den schiffbaren Theil des Flusses, unterhalb der Wasserfälle, gränzt.

Theurer Freund

Fort Chippeway im September.

In einer Entfernung von 18 Meilen von der Stadt Niagara oder Newark befinden sich die berühmten Wasserfälle im Niagara-Flusse, die man mit Recht zu den größten Natur-Seltenheiten der bekannten Welt zählen kann. Die Straße, welche vom Ontario- zum Erie-See führt, befindet sich einige hundert Schritte davon; sie läuft innerhalb der Brittischen Besitzungen, dicht an den steilen Ufern des Flusses, und von ihr sieht das Auge des Reisenden die mannigfaltigen, schönen und wirklich großen Aussichten in ihrem ganzen Zauber. Statt schmäler zu werden nimmt der Fluß, je weiter man hinauf geht, immer mehr an Breite zu, bis er endlich, 9 bis 10 Meilen weiter oben, eine Meile breit wird, und fast das Ansehen eines Sees bekommt. Es scheint, als ob er an allen Seiten von hohen Bergen eingeschlossen wäre. Was diese Täuschung noch vermehrt, ist, daß der

Strom, der großen Tiefe des Wassers wegen, so sanft fließt, daß man von dem hohen Ufer seine Bewegung kaum bemerken kann. Er behält die angegebene Breite beinahe auf zwei Meilen, alsdann zieht sich die Wasserfläche plötzlich zwischen den, an jeder Seite befindlichen, hohen Bergen zusammen. Von hier bis zu den Wasser-Fällen ist der Strom äußerst unregelmäßig und reissend. Am obern Ende des breitern Theils des Flusses liegt, beinahe am Fuße des hohen Ufers, ein kleines Dorf, welches eigentlich Queenstown heißt, aber in dieser Gegend unter dem Nahmen the Landing bekannter ist. Kauffahrteischiffe können vom See mit größter Sicherheit bis zu diesem Dorfe hinauffahren, und gewöhnlich thun sie es auch, um hier alle die Waaren, die weiter hinauf in das Land geschickt werden sollen, in den Magazinen niederzulegen, und dafür Pelzwerk von verschiedener Art zurück zunehmen, das in verschiedenen Gegenden am Huron- und Erie-See gesammelt und hierher geschickt wird, um über den Ontario-See weiter hinunter nach Kingston gebracht zu werden. Der Trageplatz von diesem Orte bis zum nächsten schiffbaren Theile des Niagara-Flusses, oberhalb der Wasserfälle, ist 9 Meilen lang.

Einige hundert Schritte von Queenstown befindet sich, etwa die Hälfte des hohen Ufers hinauf, eine lange Reihe hölzerner Baracken, die sich, in einer kleinen Entfernung betrachtet, sehr vortheilhaft ausnehmen. Sie stehen jezt leer, und werden es wahrscheinlich bleiben, bis sich das Klima bessern wird.

Die ersten Truppen, welche darin einquartirt wurden, erkrankten in wenigen Tagen, mehrere starben, und wenn nicht noch die, welche leben blieben, auf Anrathen der Aerzte andere Quartiere bekommen hätten, so würde vielleicht vom ganzen Regimente kein einziger Mann übrig geblieben sein.

Von der Stadt Niagara bis nach Queenstown ist das Land, in der Nachbarschaft des Flusses, sehr eben; aber hier nimmt es eine ganz andere Gestalt an. Eine unregelmßäige Bergreihe, mit ungeheuren Eichen bedeckt, steigt hier plötzlich empor. Der Weg, der sich an der Seite derselben hinaufwindet, ist so steil und uneben, daß der Reisende, wenn er fährt, gezwungen ist, sein Fuhrwerk zu verlassen, um den Gipfel zu Fuß zu ersteigen. Ueber diese Berge hinaus kommt man wieder auf sehr ebenes Land, aber der Boden ist hier von dem der entgegen gesetzten Seite wesentlich verschieden. Er besteht größtentheils aus einer fetten, dunkelfarbigen Erde, die mit Klai gemischt ist und einen Ueberfluß an Steinen hat. Das Erdreich an der dem Ontario-See nächsten Seite ist gelblich und größtentheils sandig.

Vom Gipfel eines der Berge dieser Reihe, der über das kleine Dorf Queenstown hinüber hängt, weidet sich das Auge des Reisenden an einer Aussicht, der nichts in der Natur gleich kommt. Man steht hier, etwas zur Linken von der Heerstraße, unter einer Gruppe mächtiger Eichen. Sieht man hinab, so entdeckt man, durch die Aeste der Bäume, die den

Berg von oben bis unten bedecken, die Dächer der Häuser von Queenstown, und, dem Dorfe gegenüber, die vor Anker liegenden Schiffe, welche man wenigstens 200 Fuß tief unter sich hat, und deren Maste dem Auge wie dünne, durch das dicke Laubwerk der Bäume hervorbrechende, Schilfröhre vorkommen. Blickt man gerade vor sich hin, so kann man den Fluß in allen seinen Wendungen verfolgen und sehen, wie er sich zulezt zwischen der Stadt und dem Fort in den Ontario-See ergießt. Der See selbst begränzt in dieser Richtung den Horizont des Beobachters, ausgenommen an einer Stelle, wo man noch etwas weniges von den blauen Bergen von Toronto sieht. Das Ufer des Flusses zur Rechten hat seinen natürlichen Zustand behalten; es ist mit einem zusammenhangenden Forste bedeckt. An der linken Seite erblickt man aber gebauete Felder und Bauerhäuser, beinahe bis ganz zum Wasser hinab. Das Land, welches sich über die Berge hinaus befindet, ist bei weitem weniger abgetrieben, als das in der unmittelbaren Nachbarschaft von Niagara, am schiffbaren Theile des Flusses.

Die plötzliche Veränderung der Ansicht des Landes in der Gegend von Queenstown, und die nicht minder plötzliche Veränderung des Flusses, in Ansehung seiner Breite, Tiefe und der Beschaffenheit seines Stromes, haben Gelegenheit zu der Vermuthung gegeben, daß die großen Wasserfälle des Flusses ursprünglich an der Stelle gewesen, wo die Gewässer so plötzlich zwischen den Bergen zusammenge-

drängt erscheinen. Wirklich kommt es auch mir sehr wahrscheinlich vor, daß dies der Fall war; denn es ist eine ausgemachte Sache, daß die Wasserfälle, seitdem sie zuerst von Europäern besucht wurden, ansehnlich zurückgetreten sind, und daß sie noch immer mit jedem Jahre zurücktreten.

Es war frühmorgens, als wir, in Gesellschaft eines General-Prokurators und eines Brittischen Ingenieur-Offiziers, um diese ungeheuren Wasserfälle zu besuchen, die Stadt Niagara oder Newark verließen. Mit jedem Schritte, den wir uns näherten, stieg auch unsere Erwartung höher. Unsere Augen irrten umher, die weiße Nebelsäule zu entdecken, die sich beständig über dem Falle befindet, und vielleicht hundert Mahl ließen wir unsern Wagen still halten, weil wir alsdann das donnernde Geräusch zu vernehmen hofften; aber weder der Nebel wurde gesehen, noch der Donner gehört, und so gelangten wir zum Fuße der Berge. Wir gingen über dieselben weg, aber noch immer hörten und sahen wir nichts. Unser Verdruß deshalb war nicht geringe; wir fingen an zu argwöhnen, daß die wunderbaren Sachen, welche man uns so oft von den Wasserfällen erzählt hatte, Mährchen und bloß darauf berechnet wären, die Leichtgläubigkeit fern wohnender Menschen auf die Probe zu stellen. Diese Zweifel wurden beinahe zur Gewißheit, als wir uns eine halbe Meile weit von dem Orte entfernt sahen, und nur wenig vom Nebel, vom Geräusche aber gar nichts verspürten. Demungeachtet

ist es aber buchstäblich wahr, daß das fürchterliche Geräusch dieser Wasserfälle zu Zeiten deutlich 40 Meilen weit gehöret, die Wasserwolke aber in einer noch größeren Entfernung gesehen werden kann *). Nur dann sieht man indeß die Wolken in einer solchen Entfernung, wenn die Luft sehr hell und der Himmel schön blau ist, welches sich in dieser Gegend sehr oft trifft. Ob man das Geräusch der Wasserfälle weit davon hören kann, hängt gleichfalls von der Beschaffenheit der Atmosphäre ab. Man hat die Bemerkung gemacht, daß der Schall besonders dann in einer gro-

*) Wir selbst sahen einige Zeit nachher, als wir auf dem Erie-See fuhren, mit unbewaffnetem Auge, die Wolke in einer Entfernung von nicht weniger als 54 Meilen. Der Tag, an welchem wir sie erblickten, war ungemein heiter und ruhig; wir saßen im Hintertheile des Schiffes und bewunderten die kühnen Szenen am südlichen Ufer des Sees, als der Steuermann, der oben einige Beobachtungen angestellt hatte, zu uns kam, mit dem Finger auf eine kleine weiße Wolke am Horizonte wies und uns sagte, daß dieses die Wolke vom Wasserfalle sei. Dies schien uns anfangs nichts weiter als eine Vermuthung zu sein; wir untersuchten die Sache aber genauer, und fanden, daß die Bemerkung des Mannes vollkommen richtig sei. Alle andern leichten, hellen Wolken zogen fort zu einem andern Theile des Horizonts: diese hingegen blieb immer unbeweglich auf demselben Flecke. Als wir sie durch ein Fernglas ansahen, konnten wir deutlich bemerken, daß sich ihre Gestalt, wegen des beständigen Aufsteigens des Nebels vom Wasserfalle, mit jedem Augenblicke änderte.

ßen Entfernung gehört wird, wenn ein starker Regenguß herabkommen will, oder wenn der Wind eine solche Richtung hat, daß er den Schall zum Ohre des Horchers hinführt. Der Tag, an welchem wir uns zuerst den Fällen näherten, war dick und wolkig.

In derjenigen Gegend der Straße zum Erie-See, die den Fällen am nächsten ist, befindet sich ein kleines Dorf, welches etwa ein halbes Dutzend einzeln stehender Häuser hat. Hier stiegen wir aus, besorgten unsere Pferde, nahmen, um uns zu den Mühseligkeiten des Weges zu stärken, eine kleine Mahlzeit ein, gingen alsdann über ein Feld, und kamen zu einem tiefen, hohlen Wege, der mit starken Bäumen umgeben war, und aus dessen Hintergrunde dicke Säulen eines weißlichen Nebels hervorkamen, die dem Rauche nicht unähnlich waren, der von großen Haufen brennender Pflanzen emporsteigt. Als wir das äußerste Ende dieses hohlen Weges erreicht hatten, stiegen wir eine steile Anhöhe von etwa 50 Schritten hinab, gingen über ein nasses, morastiges Stück Landes, das mit dickem Buschwerke besetzt war, und kamen zulezt zum Tafel-Felsen (table-rock), der seinen Nahmen von der außerordentlichen Flachheit seiner Oberfläche und von seiner Aehnlichkeit mit einem Tische bekommen hat. Er liegt dem großen Wasserfalle, über welchen er an 40 Fuß erhaben ist, beinahe gegenüber. Die Aussicht von demselben ist wahrhaft majestätisch; ehe ich es aber versuche, Ihnen einen Begriff von dieser Ansicht beizubringen, wird es nöthig sein, eine

allgemeine Beschreibung des Flusses und der Fälle vorauszuschicken.

Der Niagara-Fluß entspringt aus dem östlichen Ende des Erie-Sees und ergießt sich, nach einem Laufe von 36 Meilen, wie schon bemerkt worden, in den Ontario-See. Für die ersten Meilen vom Erie-See beträgt die Breite desselben etwa 300 Yards (900 Fuß), auch ist er für Fahrzeuge, die 9 bis 10 Fuß untertauchen, tief genug. Der Strom ist indeß so ungemein reißend und unregelmäßig, und die Fahrt in der Mitte, der unzähligen großen Felsen wegen, so mühsam, daß sich keine andere Fahrzeuge als Flachboote hierher wagen dürfen. Fährt man den Fluß weiter hinab, so sieht man, daß er breiter wird, man erblickt keine Felsenklippen mehr, weder an den Ufern, noch im Kanale des Flusses, und das Wasser fließt sanft dahin, obgleich der Strom noch immer stark bleibt. So sanft und ruhig läuft der Fluß bis zum Fort Chippeway, welches etwa 3 Meilen oberhalb der Wasserfälle liegt, auch kann er bis dahin von Flachbooten mit Sicherheit befahren werden. Beim Fort wird sein Bett von neuem felsicht, und das Wasser, durch die vielen Stürzungen, so sehr in Bewegung gesetzt, daß wenn ein Boot sich nur eine geringe Strecke über Chippeway, wo die Schiffer anhalten, hinauswagen wollte, dasselbe unfehlbar, noch weit vor seiner Ankunft bei den Wasserfällen, zerschmettert werden würde. Die Wellen brechen sich bei diesen Stürzungen mit so ungeheurem Ungestüme an den Felsen,

daß der bloße Anblick derselben vom Gipfel der Ufer hinlänglich ist, Schauder zu erwecken. Uebrigens muß ich hier bemerken, daß das Wasser nur an beiden Seiten des Flusses so heftig tobt; in der Mitte desselben ist zwar der Strom ungemein reißend, aber die Wellen sind nicht so gefährlich, daß nicht Boote, wenn sie mit Geschicklichkeit regieret werden, zu einer Insel hinabfahren könnten, welche den Fluß dicht bei den Fällen von einander theilt. Um zu dieser Insel hinabzukommen ist es erforderlich, in einiger Entfernung oberhalb Chippeway, wo der Strom sanft ist, auszufahren, und sich, den ganzen Weg dahin, genau in der Mitte des Flusses zu halten. Läßt man die Boote auch nur im Geringsten nach der rechten oder nach der linken Seite weichen, so ist es durchaus unmöglich den Strom entgegen zu arbeiten, und sie wieder auf den rechten Weg zu bringen; sie werden, ohne widerstehen zu können, zu den Wasserfällen hinabgeführt, und nichts ist im Stande sie zu retten. Die Rückfahrt von der Insel ist mit noch mehr Mühe und Gefahr verknüpt, als die Hinfahrt; demungeachtet haben viele Leute die Tollkühnheit, sich nach der Insel hin zu begeben, bloß um die Wasserfälle von der entgegen gesetzten Seite zu sehen, oder um sagen zu können, daß sie da gewesen sind.

So wie sich der Fluß den Fällen nähert, bahnet er sich, mit gedoppeltem Ungestüme, einen Weg zwischen den Klippen, kommt zulezt an den Rand des furchtbaren Abgrundes, und ohne ein Hinderniß von

Abbildung des grosen Wasserfalles im Niagara = Fluße

Felsen auf seinem Wege anzutreffen, stürzt er sich hinab. Gerade am Abgrunde nimmt der Fluß eine ansehnliche Krümmung nach der rechten Seite an, und die Fläche des Falles läuft, statt sich in der kürzesten Richtung von einem Ufer zum andern zu erstrecken, schräg hinüber. Die Breite des Wasserfalles ist daher um vieles ansehnlicher, als die Breite des Flusses, unten am Abgrunde gemessen. Durch die beigefügte Zeichnung *) werden sie sich einen deutlichern Begriff vom Ganzen machen können, als ich es durch meine Beschreibung zu thun im Stande bin. Ob sie genau sein wird, dafür kann ich nicht bürgen, weil sie bloß nach dem Augenmaße gezeichnet ist. Ich schicke sie Ihnen indeß so gut wie ich sie habe, weil eine etwas unvollkommene Abbildung doch immer besser ist, als gar keine. Sie werden aus der Zeichnung sehen, daß sich der Fluß nicht in einer ununterbrochenen Fläche hinab in den Abgrund stürzt, sondern daß er durch Inseln in drei verschiedene, in gerader Linie befindliche, Fälle getheilt wird. Der majestätischste von diesen ist der an der nordwestlichen oder Brittischen Seite des Flusses, welcher, wegen Aehnlichkeit mit einem Hufeisen, gewöhnlich der Hufeisen- oder große Wasserfall genannt wird. Die Höhe dieses Falles beträgt nur 142, die der andern 160 Fuß. Aber eben dieser geringern Höhe hat er vorzüglich seine Pracht zu verdanken. Da der Abhang, folglich auch

*) Siehe die Titel-Vignette zum zweiten Bande.

das Bett des Flusses oberhalb desselben, viel niedriger an der einen Seite als an der anderen ist, so nimmt auch bei weitem der größere Theil des Wassers im Flusse seinen Weg nach dieser niedrigen Stelle, und stürzt sich an derselben mit weit größerer Gewalt hinab, als an der andern, weil die Stromschnellen oberhalb des Abhanges daselbst am stärksten sind. Aus dem Mittelpunkte des Hufeisenfalles steigt die ungeheure Nebelwolke hervor, die man in einer so großen Entfernung wahrnehmen kann. Die Größe des Hufeisenfalles kann bloß nach dem Augenmaaße bestimmt werden. Nach der Meinung derjenigen, die ihn am häufigsten in Augenschein genommen haben, hat er nicht weniger als 600 Yards (1800 Fuß) im Umfange. Die Insel, durch welche er von dem benachbarten Wasserfalle getrennt wird, soll an 350 Yard's (1050 Fuß) breit sein. Der zweite Wasserfall ist etwa 15 Fuß breit; die folgende Insel 95 Fuß, und der dritte, der gewöhnlich der Fort Schloper-Wasserfall genannt wird, weil er sich an der Seite des Flusses befindet, wo dieses Fort steht, soll wenigstens eben so viel messen, als die große Insel. Dieser Rechnung zu Folge beträgt die ganze Länge des Abgrundes, mit Einschluß der Inseln, 1335 Yards. Diese Angabe ist sicher nicht übertrieben. Einige glauben die ganze Fläche der Wasserfälle sei über eine Englische Meile lang. Die Menge des Wassers, welches die Fälle hinabgeführt wird, erregt Erstaunen. Der erfahrne Kapitain eines Königlichen Schiffes auf

dem Erie-See, ein Mann, der, in jeder Hinsicht, mit diesen Gewässern aufs genaueste bekannt ist, hat berechnet, daß sich in einer Minute 670,255 Tonnen hinabstürzen. Da, wo der Erie-See an seinem östlichen Ende eine Breite von $2\frac{1}{2}$ Meilen hat, ist das Wasser 6 Fuß tief, und der Strom läuft 2 Knots in einer Stunde. Nun nimmt aber der Niagara-Fluß, zwischen diesem Theile des Erie-Sees und den Wasserfällen, das Gewässer verschiedener großer Waldströme in sich auf; die Menge des Wassers, welche die Fälle hinabgeführt wird, muß daher noch größer sein, als die von dem Schiffskapitain angegebene. — Wir können ohne zu übertreiben annehmen, daß sich in jeder Minute 672,000 Tonnen Wasser die Fälle hinabstürzen.

Wir kehren wieder zum Tafelfelsen zurück, der an der Brittischen Seite des Flusses, und oben am Hufeisenfalle liegt. Hier hat der Beobachter eine durchaus freie Ansicht der furchtbaren Stürzungen oberhalb des Falles, und der Ufer, die mit dicken Holzungen bedeckt sind. Ferner sieht er von hier, nur wenige Fuß tiefer, als die Stelle worauf er steht, den Hufeisenfall; so wie auch, in einiger Ferne zur Linken, den Fort Schloper-Fall, und den grausenvollen Schlund, in welchen er, wenn er Muth genug hat, sich der freien Kante des Felsens zu nähern, senkrecht hinabsehen kann. Staunen bemeistert sich hier, beim Anblicke der verschiedenen ungeheuren Gegenstände, der Seele des Zuschauers; er ist, wenn

er zum ersten Mahle hierher kommt, einige Minuten lang unfähig, das Erhabene dieser Szene zu fassen. Es ist seinem Auge unmöglich, das Ganze auf Einmahl zu übersehen; nur nach und nach muß es sich mit den einzelnen Theilen der Szene, deren jeder für sich einen Gegenstand der Bewunderung darstellt, bekannt machen; und selbst dieses erfordert eine sehr lange Zeit. Ich kenne Viele, die Gelegenheit gehabt hatten, die Szene mehrere Jahre mit Muße zu betrachten, und doch jedes Mahl, wenn sie sich an diesem Schauspiele weideten, neue Wunder und neue Schönheiten entdeckten.

Als wir lange genug auf dem Tafelfelsen zugebracht hatten, kehrten wir, nach dem Rathe des uns begleitenden Ingenieur-Offiziers, der mit jedem Theile des Wasserfalles aufs vollkommenste bekannt, und vielleicht der beste Wegweiser war, den wir uns wünschen konnten, auf demselben Wege, dessen wir uns beim Hinaufsteigen bedient hatten, zu den Feldern zurück. Es würde nicht unmöglich sein, den Weg längs dem Rande der Felsenklippen, vom Tafelfelsen eine ansehnliche Strecke weiter abwärts zu verfolgen; aber das Gebüsch ist so außerordentlich dick, und der Boden so uneben, daß dieses die mühseligste Arbeit von der Welt sein müßte.

Wir begaben uns jezt, um die Wasserfälle aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, zu der Gegend der Felsenklippen, die der Seite des Fort Schloper-Falles, welche der Insel am nächsten ist, gegenüber liegt.

Man

Man steht hier am Rande des Felsens, hinter einem Gebüsche, dessen Gipfel, zur Oefnung der Aussicht, abgehauen sind. An dieser Stelle hat man eine bessere Ansicht des ganzen Wasserfalles, auch kann man sich daselbst einen deutlichern Begriff von der Lage des Abgrundes machen, als an irgend einer andern. Die Ansicht desselben ist hier schöner, aber wie ich glaube, weniger majestätisch, als von einem andern Standpunkte aus betrachtet. Der Offizier, unser gütiger Begleiter, war ehemahls so sehr von der Ansicht des Wasserfalles an dieser Stelle bezaubert worden, daß er sich hier ein kleines hölzernes Haus gebauet, und, bis zur Vollendung mehrerer Zeichnungen von Szenen, in demselben zugebracht hatte. Eine dieser Zeichnungen, die eine Ansicht des Wasserfalles im tiefsten Winter darstellt, bekamen wir zu sehen. Das Eis thürmt sich, zu dieser Jahreszeit, unten am Abgrunde zu hohen Bergen auf, und ungeheure Eismassen hangen an vielen Stellen, wie die Säulen eines kolossalischen Gebäudes, am obern Theile des Abgrundes, und reichen beinahe ganz zum Boden hinab.

Wir verließen diesen Platz, kehrten nochmahls, durch die an den Abgrund gränzenden Waldungen, zu den offenen Feldern zurück, und begaben uns darauf, auf einem Umwege von einer Meile, nach einem Theile des Felsens, wo es möglich ist, bis zum Grunde des Wasserfalles hinab zu steigen. Der Fluß ist, auf mehrere Meilen unterhalb des Abgrundes, an beiden Seiten von steilen, und an vielen Stellen von

ganz senkrechten Klippen eingefaßt, die aus Erde und Felsenstücken gebildet sind. Es ist unmöglich, zu Fuß diese Klippen hinab zu kommen, ausgenommen an zwei Stellen, wo sich große Felsen = und Erdmassen losgerissen haben, und wo von einem der abgerissenen Stücken zu den andern, zur Bequemlichkeit des Forschers, Stufenleitern angebracht sind. Die Stelle, welche man, wenn man längs dem Flusse vom Hufeisenfalle abwärts geht, zuerst trifft, heißt die Indianische Leiter (Indian ladder), weil die hier befindlichen Stufenleitern von Indianern angelegt worden sind. Sie bestehen bloß aus langen, mit Ausschnitten versehenen, Fichtenstämmen, die so schlank und dünn sind, daß selbst die neu angelegten bei jedem Tritte wanken müssen; das Alter hat ihnen aber vollends alle Festigkeit geraubt. Sie sind jezt nichts weniger als sicher, demungeachtet pflegen sich noch viele Leute derselben zum Hinabsteigen zu bedienen. Wir stiegen hier nicht hinab, sondern gingen zu der andern Stelle, die sich weiter unten am Flusse befindet, und Mistriß Simcoes Leiter (Mrs. Simcoes Ladder) genannt wird, weil sie ursprünglich zur Bequemlichkeit der Gemahlin des vorigen Gouverneurs angelegt worden ist. Man bedienet sich dieses Weges zum Abgrunde weit häufiger, als des anderen. Die Leitern sind stark und liegen fest, und keine derselben ist, da der losgebrochenen Felsenstücke viele sind, so lang ausgefallen, daß nicht selbst ein Frauenzimmer ohne Furcht auf = und absteigen könnte. Uebrigens ist es keine

Kleinigkeit, den ganzen Weg hinab bis zum Boden über Felsenstücken zu nehmen, und nur wenige Frauenzimmer möchten körperliche Kräfte genug haben, sich über die Mühseligkeiten eines solchen Unternehmens wegzusetzen.

Kommt man unten an, so sieht man sich von großen ungestalteten Felsenklumpen umgeben; große, mit Fichten und Zedern bewachsene, Erd = und Felsenmassen hangen über dem Haupt des Zuschauers, und drohen herabzustürzen und ihn zu zermalmen. Viele der großen Bäume wachsen mit den Gipfeln nach unten, und sind an den Wurzeln aufgehangen, die so tief gefasset haben, daß wenn ein Theil des Erdbodens oben auf dem Felsen losbrechen sollte, die Bänme dennoch nicht herabfallen würden. Der Fluß ist hier etwas breiter als eine Viertelmeile. An der entgegen gesetzten Seite desselben, etwas zur Rechten, zeigt sich der Fort Schloper = Fall in einem vortheilhaften Lichte; der hervorstehende Felsen verbirgt fast die Hälfte desselben. Dieser Wasserfall ist auf dem Grunde stets mit einem milchweißen Schaume eingefaßt, der sich in dicken Säulen von den Felsenklippen erhebt. Dieser Schaum steigt zwar nicht, wie beim Hufeisenfalle, in Gestalt einer Wolke empor, doch ist er so stark, daß er, an der entgegen gesetzten Seite des Flusses, am untern Theile der Simcoe's Leiter, wie ein Regen herabfällt.

Als wir den Rand des Ufers erreicht hatten, gingen wir am Strande bis zum großen Wasserfalle.

Der Strand besteht hier größtentheils aus wagerechten Kalksteinschichten, die eine Sandlage über sich haben, ausgenommen an den Stellen, wo große Steinhaufen von den Seiten der Felsen herab gerollet sind. Diese wagerechten Kalksteinschichten erstrecken sich, an einigen Stellen, weit in den Fluß hinein, und bilden Spitzen, welche die Gewalt des Stromes schwächen, und an mehreren Gegenden des Ufers ein starkes Zurückströmen des Wassers hervorbringen. Hier werden unzählige Fische, Eichhörnchen, Füchse und verschiedene andere Thiere, welche vom Strome oberhalb der Fälle fortgerissen und in den Abgrund gestürzt wurden, an das Land gespühlt. Auch sieht man eine Menge Bäume und große Stücke Bauholz am Ufer umherliegen, die von den Sägemühlen oberhalb der Fälle weggeschwemmt, und mit dem fallenden Wasser hinab geführt sind. Das Bauholz findet man gewöhnlich durchaus zerschmettert, und die Körper der großen Thiere, vorzüglich der großen Fische, ganz zerquetscht. Der Gestank, den die faulenden Substanzen am Ufer von sich geben, ist fürchterlich, und zieht unzählige Raubvögel herbei, die man beständig in dieser Gegend umher fliegen sieht.

Unter den vielen Merkwürdigkeiten, die man sich hier zu Lande von diesen wunderbaren Wasserfällen erzählt, befindet sich auch die traurige Geschichte eines armen Wilden, die ich Ihnen, da die Wahrheit derselben nicht im geringsten zu bezweifeln ist, mittheilen will. Der unglückliche Held dieser Geschichte hatte

sich, vielleicht im Rausche, auf den Boden seines Kanots, welches er einige Meilen oberhalb der Wasser-Fälle am Ufer befestiget hatte, zum Schlafen niedergelegt. Sein Weib (Squaw) saß am Ufer und bewachte ihn. So standen die Sachen, als ein Matrose von einem der Kriegsschiffe auf den benachbarten Seen vorbeifuhr. Bezaubert von den Reizen der Squaw stieg sogleich der Gedanke in ihm auf, sich ihrer zu bemächtigen. Das treue Weib weigerte sich, seine wollüstigen Wünsche zu erfüllen, und eilte zum Kanot, um ihren Ehemann aufzuwecken. Aber ehe sie noch ihren Zweck erreicht hatte, schnitt der Matrose das Seil, womit das Kanot befestiget war, entzwei. Das Fahrzeug wurde schnell dem unglücklichen Platze entrissen, und, ehe einige Minuten verflossen waren, in die Mitte der Stromschnellen geführt. Hier wurde es von verschiedenen, am nächsten Ufer stehenden, Personen, welchen der Anblick eines Kanots in einer solchen Gegend des Flusses vollkommen fremd war, deutlich gesehen. Die heftige Bewegung der Wellen weckte den Wilden bald aus dem Schlafe; er raffte sich auf, blickte wild umher, ergriff, als er sich in so großer Gefahr sah, sein Ruder und versuchte es, mit der bewundernswürdigsten Anstrengung seiner Kräfte, sich zu retten. Da er bald einsah, daß alle Mühe, der Gewalt des Stromes entgegen zu arbeiten, vergebens sei, so legte er sein Ruder mit großer Gelassenheit nieder, wickelte sich in seine Decke, und legte sich wieder auf den Boden seines Kahnes.

Nach einigen Augenblicken fuhr er himunter in den Abgrund, und weder er noch sein Kanot wurden jemahls wieder gesehen. — Man nimmt an, daß von den vielen Sachen, die mit den Wasserfällen hinab geführt werden, kaum ein Drittel wieder zum Vorschein kommt.

Vom untern Theile der Simcoe's Leiter kann man, eine Strecke lang, am Strande hin gehen, ohne aufgehalten zu werden; so wie man sich aber dem Hufeisenfalle nähert, wird der Weg immer schlechter. An einigen Stellen, wo sich Felsenstücke losgerissen haben, sind Erde, Steine und Bäume zu großen Haufen aufgethürmt, die sich bis zum Wasser hin erstrekken, und nicht zu übersteigen sind. Wirklich würde ein Fremder den Weg zur entgegen gesetzten Seite dieser Bollwerke ohne Begleiter kaum finden können; denn um dahin zu kommen, ist es nothwendig, sich bis auf den Gipfel derselben zu begeben, und dann, auf Händen und Füßen, durch lange, schwarze Höhlungen zu kriechen, welche zwischen den Felsenstücken und den Bäumen offen geblieben sind. Ist man über diese Bollwerke hinweg, so muß man, dicht unter dem Abhange, von einem Felsen zum andern klettern, die alle, wegen des beständig dick herabfallenden feinen Regens, so feucht und glatt sind, daß die größte Vorsicht erfordert wird, wenn man nicht hinabstürzen will. In der Entfernung einer Meile vom großen Falle waren wir doch von dem Sprudelregen so durchnäßt, als ob wir in den Fluß gefallen wären.

Man wird durch nichts verhindert, bis ganz zum Fuße des großen Wasserfalles zu gehen; ja man könnte sich sogar hinter die ungeheure Wasserfläche begeben, die sich vom Abhange herabstürzt; denn das Wasser fährt über den Rand eines hervorragenden Felsens. Ueberdies befinden sich auch in den Felsen, unten am Abgrunde, ansehnliche Höhlen, die durch das heftige Kochen und Sprühen des Wassers entstanden sind. Sie wölben, eine Strecke weit, das Bett des obern Theiles des Flusses. Ich näherte mich dem Rande der herabstürzenden Wasserfläche auf etwa sechs Schritte, so daß ich gerade in die Höhlen, welche sich hinter derselben befinden, hinein sehen konnte; aber hier wäre mir durch den heftigen Wirbelwind, welcher immer auf dem Boden des Wasserfalles wüthet, und durch das gewaltsame Schlagen der ungeheuren Wassermasse gegen die Felsen verursachet wird, beinahe der Athem benommen worden. Ich bekenne es gern, ich fand jezt keinen Beruf, weiter zu gehen; auch hat es weiterhin keiner von uns gewagt, diese grausigen Höhlen näher zu untersuchen; denn der Tod scheint in dem geöffneten Schlunde denjenigen zu erwarten, der sich erkühnt hineinzugehen. Worte sind nicht vermögend, die feierliche, Ehrfurcht einflößende Szene an dieser Stelle nach Würden zu beschreiben. Die Sinne des Zuschauers werden betäubt, wenn er den ungeheuren Wasserkörper betrachtet, der, ihm so nahe, vom Gipfel des furchtbaren Abhanges herabkommt; wenn er den donnernden Schall der Wellen

hört, die gegen die Felsenwände der Höhlen im Abgrunde schlagen. Ehrfurchtsvoll schaudert er zurück bei dem Gedanken, daß ein einziger Windstoß ihn von dem glatten Felsen, auf dem er steht, hinab in den graufenvollen Schlund stürzen könnte, aus welchem ihn keine menschliche Gewalt wieder erlösen kann. Demüthig und ehrfurchtsvoll verehrt er das mächtige Wesen, das diese Gewässer fließen hieß.

Die Niagara-Wasserfälle sind seit der Zeit, da man sie entdeckte, ansehnlich zurück getreten; denn die Felsen, welche den Abhang ausmachen, haben eine Trennung erlitten. Die Felsen am Boden sind durch die beständige Einwirkung des Wassers zuerst losgerissen, und dann fortgeführt; die Felsen oben, die auf diese Art untergraben waren, sind gleichfalls bald durch die Gewalt des über sie wegrauschenden Wassers losgerissen und hinabgestürzt worden. Selbst viele der gegenwärtigen Bewohner dieser Gegend haben es erlebt, daß die Fälle auf mehrere Schritte zurück gewichen sind. Der Admiral der Königlichen Schiffe auf dem Erie-See, auf welchem derselbe mehr als dreißig Jahre beschäftiget war, sagte mir: bei seiner Ankunft in dieser Gegend sei es sehr gewöhnlich gewesen, daß sich junge Leute auf die Insel in der Mitte der Wasserfälle begeben hätten; auch pflegten sie daselbst zu Mittage zu essen, und sich nachher einander aufzufordern, in den Fluß und nach großen Felsen zu gehen, die sich nicht weit von den Fällen in der Mitte des Stromes befanden. Zuweilen gingen sie noch über

diese Felsen hinaus. Heut zu Tage sieht man keine solche Felsen mehr, und wollte sich jezt Jemand nur zwei Schritte weit von der Insel in den Fluß hineinbegeben, so würde er ohne Rettung von dem Strome fortgerissen werden. Man vermuthet, wie ich oben bemerkt habe, daß sich die Niagara-Wasserfälle ursprünglich bei Queenstown befunden haben. Je sorgfältiger man den Lauf des Flusses, von den jetzigen Fällen abwärts, untersucht, desto mehr Ursache hat man anzunehmen, daß diese Vermuthung nicht ungegründet sei. Vom Abgrunde an, bis beinahe nach Queenstown hinab, ist das Bette des Flusses mit großen Felsen bestreuet, und die Ufer sind gebrochen und wild; lauter Beweise, daß irgend eine große Revolution in dieser Gegend des Flusses statt gefunden hat. Da sich an den Seiten der Gestade, beträchtlich oberhalb ihrer jetzigen Grundflächen, deutliche Zeichen der Einwirkung des Wassers befinden, sich aber Niemand zu erinnern weiß, daß das Wasser, selbst bei den größten Fluthen, diesen zurückgebliebenen Zeichen nahe gekommen wäre, so ist es beinahe gewiß, daß das Bette des Flusses vormahls höher gewesen sei, als wir es jezt sehen. Unterhalb Queenstown findet man keine Spuren, die es wahrscheinlich machen könnten, daß der Wasserstand daselbst viel höher gewesen sei, als er es jezt ist. Das plötzliche Zunehmen der Tiefe und Breite des Flusses, gerade unterhalb der Berge bei Queenstown, scheint anzuzeigen, daß sich das Wasser eine ansehnliche Zeit von den Gipfeln der Berge

herabstürzt, und so das große tiefe Bassin unterhalb des Dorfes gebildet habe. Zwei oder drei Meilen über Queenstown befindet sich ein fürchterlicher Strudel im Flusse, der durch ein tiefes Loch im Bette hervorgebracht wird. Dieses Loch hat wahrscheinlich sein Dasein dem, lange Zeit auf einen und denselben Fleck herabstürzenden, Wasser zu verdanken. Es geht die Sage, daß der große Wasserfall ehemahls nicht die Gestalt eines Hufeisens, sondern in der Mitte eine Hervorragung gehabt habe. Seit einem Jahrhundert hat er indeß fast dieselbe Gestalt gehabt, in welcher wir ihn noch jezt sehen, und da das Kochen und Toben des Wassers auf dem Boden, in der Mitte des Falles weit heftiger ist, als an irgend einer andern Stelle, folglich das Wasser daselbst eine größere Gewalt übt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er seine Gestalt noch mehrere Jahrhunderte beibehalten wird.

Auf dem Grunde des Hufeisenfalles findet sich eine weiße, zusammenhangende Substanz, welche von den Bewohnern dieser Gegend Spray genannt wird. Wie Einige glauben, wird sie aus den erdigen Partikeln des Wassers erzeugt, die, ihres größeren spezifischen Gewichtes wegen, geschwinder als die andern Partikeln niederfallen, sich an die Felsen hangen, und zu Massen anhäufen. Diese Substanz hat genau das Ansehen des verhärteten Schaumes, und befindet sich besonders an denjenigen Felsen, an welchem der größte Theil des, auf dem Wasser schwimmenden, Schaumes, durch die Brandungen hin gespühlt wird.

Es fiel uns nicht eher ein, die Felsen wieder hinan zu steigen, als bis es Abend wurde; und wäre es möglich gewesen den Weg im Dunkeln zu finden, so würden wir vielleicht bis Mitternacht unten geblieben sein. Als wir eben die Grundfläche des großen Falles verließen, brach die Sonne durch die Wolken, und es zeigte sich in den Schaumwolken, die von dem Falle emporsteigen, der schönste und vollkommenste Regenbogen, den ich je gesehen habe. Nur Morgens und Abends kann man einen vollkommenen Regenbogen sehen; denn die Ufer des Flusses und der steile Abhang halten zu andern Tageszeiten die Sonnenstrahlen von dem Schaume zurück.

In einer großen Entfernung vom Fuße der Leiter machten wir Halt. Es wurde einer der Gesellschaft abgeschickt, eine Flasche mit Branntwein und ein Paar Becher zu holen, die wir, auf unserm Wege zum großen Falle, unter einigen Steinen am Rande des Flusses versteckt hatten. Da wir von oben bis unten naß und sehr ermattet waren, so befand sich sicher keiner unter uns, der nicht das größte Verlangen nach diesem Getränke gehabt hätte, um den Schutzgöttern des Wasserfalles eine Libation zu bringen; aber es wurde uns nicht vergönnet, diese Feierlichkeit ins Werk zu stellen, denn der Abgeordnete kehrte nach einigen Minuten mit der traurigen Nachricht zurück, der Branntwein sei mit den Bechern gestohlen worden. Es wurde uns nicht schwer zu entdecken, wer die Diebe waren, denn wir sahen auf

dem Felsen, nicht weit von uns entfernt, ein Paar Nymphen des Flusses sitzen; freilich keine schilfbekränzte, harmlose Nymphen mit bescheidenem Blicke, sondern ein Paar runde, stämmige alte Hexen, mit dicht anschließenden Hauben und geschürzten Röcken, welche die Felsen hinabgekrochen waren, und mit großen Angelruthen dem Fischfange oblagen. Ihr lautes Geschnatter zeigte deutlich an, daß ihnen unser Branntwein sehr gut geschmeckt hatte. Wir gaben alle Hofnung auf, ihnen die Beute wieder abzujagen, stillten unsern Durst mit dem gesunden Naß des Flusses, machten uns alsdann schnell auf den Weg, und erreichten, noch ehe es ganz dunkel war, das Haus, welches wir frühmorgens verlassen hatten. Hier erwartete uns, unter dem Vordache des Hauses, ein gut besetzter Tisch; wir ließen es uns sehr wohl schmecken, denn die Mühseligkeiten des Tages hatten unsern Appetit nicht wenig geschärft. Unsere freundschaftlichen Führer gaben uns noch einigen Unterricht, wie wir die Wasserfälle genauer untersuchen könnten, und gingen darauf, bei Mondenschein, nach Niagara ab; wir selbst begaben uns nach Fort Chippeway, 3 Meilen oberhalb der Wasserfälle, welchen Ort wir, so lange wir uns in dieser Gegend aufhielten, zu unserm Hauptquartier machten; denn es war daselbst ein ziemlich gutes Wirthshaus. In dem Dorfe bei den Wasserfällen gab es kein einziges Haus, das frei von Kranken gewesen wäre.

Die Niagara-Fälle sind jezt bei weitem zugäng-

licher, als sie es vor etlichen Jahren waren. Charlevoix, der sie im Jahre 1720 besuchte, berichtet uns, man könne nur von Einer Stelle eine Ansicht derselben haben; und auch an dieser Stelle könne man sie bloß im Profil sehen. Wäre er im Stande gewesen, bis auf den Boden hinabzusteigen, so würde er die Höhlen unten am Abgrunde mit eigenen Augen gesehen haben, deren Dasein er aus dem hohlen Schalle des fallenden Wassers nur vermuthet; auch würde er alsdann von der Wahrheit eines Umstandes, den er läugnet, nähmlich daß die Fische oft nicht im Stande sind, der Gewalt des Stromes entgegen zu arbeiten, und deshalb in den Abgrund hinabgeführt werden, vollkommen überzeugt worden sein.

Die günstigste Jahreszeit, die Wasserfälle zu besuchen, ist etwa die Mitte des Septembers, zu welcher Zeit auch wir da waren Man sieht alsdann die Waldungen in ihrer ganzen Pracht, schön geschmückt mit den bunten Farben des Herbstes, und der Beobachter wird nicht durch feindselige Thiere belästiget. Im Sommer trifft man mit jedem Schritte, den man thut, Klapperschlangen, und die Muskiten ziehen in großen Schwärmen in der Luft umher, daß man sie, nach dem Ausdrucke des Landes, „mit einem Messer schneiden kann.“ Die kalten Septembernächte vertreiben diese schädlichen Thiere.

Zweiunddreißigster Brief.

Beschreibung des Forts Chippeway. — Plan, einen Kanal zu ziehen, um der Landwege bei den Niagara-Wasserfällen überhoben zu sein. — Abreise von Fort Chippeway. — Große Hitze. — Beschreibung des, oberhalb der Fälle, an den Niagara-Fluß gränzenden Landes. — Klima in Oberkanada. — Klapperschlangen sind in Oberkanada häufig. — Fort Erie. — Schlechte Bewirthung daselbst. — Eichhörnchen-Jagd. — Seneka-Indianer. — Ihre Geschicklichkeit mit dem Blaserohre. — Wanderung nach dem Dorfe der Seneka-Wilden. — Die ganze Nation abwesend. — Fahrt über eine gefährliche Sandbank an der Mündung des Buffalo-Creek. — Abfahrt vom Fort Erie. — Werden vom Sturme zurückgetrieben. — Ankern an der Abineau-Spitze. — Beschreibung dieser Spitze. — Sandberge daselbst. — Bären-Jagd. — Hunde, deren man sich dabei bedienet. — Der Wind drehet sich. — Das Fahrzeug leidet vom Sturme vor Anker. — Abfahrt von der Abineau-Spitze. — Allgemeine Beschreibung des Erie-Sees. — Anekdote. — Erreichen die Inseln am westlichen Ende des Sees. — Ankern daselbst. — Beschreibung der Inseln. — Schlangen verschiedener Art daselbst. — Klapperschlange. — Medizinischer Gebrauch derselben. — Fabelhafte Erzählungen von Schlangen. — Abfahrt von den Inseln. — Ankunft zu Mulden. — Detroit-Fluß.

Theurer Freund

Mulden im Oktob.

Chippeway, wo ich meinen lezten Brief an Sie schrieb, ist ein kleines palissadirtes Fort, und liegt an dem Ufer eines kleinen Waldstromes desselben Nahmens, der etwa 200 Schritte vom Niagara-Flusse läuft. Hätte man es unmittelbar am lezteren Flusse aufgebauet, so würde seine Lage weit besser ausgefallen sein, denn das Wasser des Waldstromes ist so schlecht, daß es nicht getrunken werden kann, daher auch die Garnison genöthiget ist, ihren Wasservorrath täglich aus dem Niagara-Flusse zu holen. Das Fort nimmt nur den vierten Theil eines Ackers ein, und besteht aus einem kleinen Blockhause, welches von 12 Fuß hohen Cederpfählen verpalissadirt ist, die bloß hinreichend sind, die Garnison vor dem Musqueten-Feuer zu schützen. Dicht am Fort stehen sieben oder acht Bauerhäuser, und einige große steinerne Gebäude, wo Waaren abgesetzt werden, ehe man sie in Flach-Booten den Fluß hinan, oder über den Trageplatz in Karren, nach Queenstown transportirt. Man sagt, es sei möglich, einen Kanal von hier nach Queenstown zu ziehen, wodurch man des lästigen und kostbaren Umladens, und des Transportirens der Waaren überhoben werden würde. Wahrscheinlich wird ein solcher Kanal früher oder später angelegt werden, und zwar, wie ich glaube, an der Neu-Yorker Seite des

Flusses, aus gedoppeltem Grunde: Erstlich weil an dieser Seite der Boden zu einem solchen Unternehmen weit günstiger ist, und zweitens weil der Staat Neu-York bei weitem bevölkerter und besser, als die Provinz Oberkanada, im Stande ist, die großen Geldsummen, die zum Ziehen eines Kanals erfordert werden, vorzustrecken.

Gewöhnlich liegen in Fort Chippeway 15 Mann in Quartier, die unter dem Kommando eines Lieutenants stehen, und deren Beschäftigung hauptsächlich darin besteht, die Provision für die Truppen in den obern Gegenden, und die Geschenke für die Wilden, in Flachbooten, von hier nach Fort Erie zu transportiren.

Als unsere Neugierde, in Ansehung der wunderbaren Gegenstände in der Nachbarschaft, so weit es die Zeit erlaubte, befriediget worden war, versah uns der Offizier auf Fort Chippeway, an welchen wir Briefe mitgenommen hatten, mit einem Flachboote, das uns nach Fort Erie bringen sollte. Meine Reisegesellschafter schifften sich am Morgen, der zur Abreise bestimmt war, mit unserm Gepäcke ein; ich hingegen wünschte noch ein Mahl die Wasserfälle zu sehen, und blieb daher zurück, mit dem Versprechen, daß ich im Verlauf des Tages zu Fuß nachfolgen wolle. Nachdem wir gefrühstückt hatten, ging ich vom Fort Chippeway hinab zu den Fällen, brachte daselbst einige Stunden zu, und kehrte alsdann wieder zum Fort zurück. Als ich mich hier gehörig erquickt hatte, denn das Erklimmen der Felsen bei den Fällen

hatte

hatte meine Kräfte erschöpft, machte ich mich, mit meinem treuen Bedienten Edward, auf den Weg nach Fort Erie, welches 15 Meilen von Chippeway entfernt liegt. Der Tag war zu einer Fußreise nichts weniger als günstig; es war so außerordentlich heiß, daß wir bald unsere Jacken und Westen ausziehen, und sie, nebst den Halstüchern, in Bündeln auf dem Rücken tragen mußten. Einige Truppe Indianer, die wir den Fluß in Kanots hinabfahren sahen, waren vollkommen nackend.

Die Ufer des Niagara-Flusses, zwischen Chippeway und dem Fort Erie, sind sehr niedrig, und größtentheils mit Stauden besetzt, in deren Schatten der müde Wanderer, auf dem Sandgestade, einen angenehmen Ruheplatz findet. Auf einige Meilen von Chippeway erblickt man kaum ein einziges Haus; aber etwa auf der Hälfte des Weges zwischen diesem Orte und dem Fort Erie sieht man sie, an den Ufern des Flusses, in großer Menge. Sie waren in dieser Gegend besonders gut gebauet, und schienen im Zustande der größten Sauberkeit erhalten zu werden. Die mehrsten waren mit Brettern ausgelegt und weiß angemahlt. Die Ländereien um dieselben her sind fruchtbar und werden gut bestellt. Der Mais war noch nicht eingeärndtet, sondern stand jezt in größter Ueppigkeit; auf vielen Feldern erblickte ich keine einzige Maispflanze, die unter 8 Fuß hoch gewesen wäre. In den Furchen zwischen dem Mais waren mehrere Arten Kürbisse und Melonen ausgesäet, welche leztern

in den bewohnten Gegenden der beiden Provinzen auch in freier Luft sehr wohl gedeihen. Auch Pfirsichen kommen in dieser Gegend im Freien zur Reife; aber in Unterkanada sind die Sommer zu kurz, als daß diese Früchte vollkommen reif werden könnten. Der Winter ist hier, so lange er dauert, sehr strenge; doch bleibt der Schnee nur selten länger als 3 Monathe liegen. Der Sommer ist ungemein heiß; das Quecksilber des Fahrenh. Thermometers stieg oft bis auf 60°, und zuweilen selbst über 100°.

Ich tödtete auf dem Wege nach dem Fort Erie viele große Schlangen, die sich an der Sonne wärmten. Klapperschlangen traf ich nicht unter ihnen, obgleich diese hier zu Lande nicht selten sind. In einer Entfernung von 20 bis 30 Meilen vom Flusse, landeinwärts, sollen sie in so großer Anzahl getroffen werden, daß die Untersuchung dieser Gegenden mit großer Gefahr verknüpft ist. Es ist wirklich ein sehr vortheilhafter Umstand für Unterkanada, daß man daselbst keine Klapperschlangen findet; sie werden nordwärts vom fünf und vierzigsten Grade nördlicher Breite nur selten getroffen.

Fort Erie liegt am östlichen Ende des Erie-Sees. Es ist ein kleines palissadirtes Fort, und hat einige Aehnlichkeit mit dem zu Chippeway. Es befinden sich dabei eben solche große Magazine, und etwa eiu halbes Dutzend elender kleiner Wohnhäuser. Es wurde mir bei meiner Ankunft nicht schwer, meine Gesellschafter auszuforschen; sie befanden sich in einem klei-

nen, mit einer einzigen Stube versehenen, Balkenhause, beim Abendessen, welches sie sich durch den Beistand eines Herrn vom Indianischen Departement verschafft hatten, der mit ihnen von Chippeway abgefahren war. Dieses Haus gehörte einer alten Frau, die in ihren jüngern Jahren der Trommel gefolgt war, und sich jezt ihren Unterhalt mit Bewirthung der hier durchpassirenden Reisenden zu verschaffen wußte. Wir befanden uns in einer wahrhaft traurigen Wohnung; die gebrechliche Thüre war im Begriffe aus den Angeln zu fallen, und in den drei Fenstern des Gebäudes war auch nicht eine einzige Glasscheibe, weil sie alle von einem jungen Herrn aus Detroit, der hier, kurz vor unserer Ankunft, durch widrige Winde aufgehalten war, des Zeitvertreibes wegen, mit Pfeilen zerschossen worden waren. Es war nicht zu vermuthen, daß diese Fenster bald wieder in Stand gesetzt werden würden, denn es befand sich kein Glaser näher als zu Newark, welches 36 Meilen von hier entfernt ist. Wir lagen hier, in unsere Häute gewickelt, auf dem Boden, wurden vom Regen durchnäßt, und der Wind pfiff uns um die Ohren. Aber dies war noch nicht das schlimmste. Am folgenden Morgen waren wir in Verlegenheit, wie wir unsern Hunger stillen sollten; Mittagsessen war noch schwieriger herbei zu schaffen als Frühstück, und mit dem Abendessen sah es noch übler aus; denn der Mangel an Nahrungsmitteln war am zweiten Tage noch größer als am ersten. Da wir zulezt befürchte-

ten Hungers zu sterben, wenn wir länger in der Kost der alten Mutter Palmer blieben, so gingen wir unverzüglich an Bord des vor Anker liegenden Kriegsschiffes, auf welchem wir über den See zu fahren Willens waren. Hier wurden wir zwar von widrigen Winden zuweilen weidlich geschüttelt, bekamen aber doch bequemes Nachtlager und täglich satt zu essen.

Der Ankerplatz für die Schiffe befindet sich dem Fort Erie gegenüber, etwa 100 Schritte vom Ufer entfernt. Sie sind hier der Wuth der Westwinde ausgesetzt; übrigens ist aber der Platz vortrefflich, und die Schiffe liegen durchaus sicher. Drei Kriegsschiffe, jedes von 200 Tonnen und 8 bis 12 Kanonen, nebst 2 oder 3 Kauffahrern mußten hier, bei unserer Anwesenheit, liegen bleiben, weil sie vom Winde zurückgehalten wurden. Das kleine Fort, mit den umliegenden Häusern, die am felsichten Ufer aufgebauet sind, die vor Anker liegenden Schiffe, die prächtigen Holzungen, die entfernten Berge an der anderen Seite des Sees und der ungeheure See selbst, der sich bis bis zum entferntesten Horizonte ausbreitet, dies alles zusammen genommen stellte eine ungemein reizende Szene dar.

So lange wir hier von widrigen Winden aufgehalten wurden, streiften wir regelmäßig nach dem Frühstücke in den Gehölzen umher, wo wir uns zuweilen damit belustigten, zwischen den Stauden und jungen Bäumen an den Ufern des Sees, Eichhörnchen

mit Hunden zu jagen. Diese Thiere fanden wir zu Tausenden in der Nachbarschaft des Forts. Aufgeschreckt durch das Bellen der Hunde, springen sie mit unglaublicher Geschwindigkeit von einem Baume zum andern. Man verfolgt sie, schüttelt die Bäume und schlägt mit Stangen gegen die Zweige. Zuweilen wird man weiter als eine Viertelmeile von ihnen umhergetrieben, aber früher oder später thun sie einen falschen Sprung, und fallen, ohne Schaden zu nehmen, auf den Boden. Die Hunde, die immer aufpassen, bedienen sich dieser Gelegenheit, sie zu packen. Oft entkommen die Eichhörnchen und sind, ehe man sich umsieht, wieder auf einem andern Baume.

Auf unseren Streifereien begegneten wir oft Gesellschaften von Seneka-Indianern, von der entgegengesetzten Seite des Sees, die sich mit der Eichhörnchen-Jagd belustigten. Sie schießen diese Thiere größtentheils mit Bogen und Blaseröhren, mit welchen letzteren die Seneka-Indianer ungemein geschickt umzugehen wissen. Das Blasrohr besteht aus einer engen, gewöhnlich 6 Fuß langen, Röhre aus Schilfrohre oder markigem Holze, durch welche sie kurze dünne Pfeile blasen. Ein solcher Pfeil ist nicht viel dicker als die Baßsaite einer Violine, unten mit einem dreieckigen Stückchen Zinn, und oben, auf 2 Zoll lang, mit den Haarkronen von Disteln oder etwas ähnlichem besetzt, wodurch er an diesem Ende so dick wird, daß er nur gerade in die Röhre hineingebracht werden kann. Mit solchen Blaseröhren schießen sie

50 Schritte (Yards) weit. Ich habe oft junge Seneka-Indianer, die sich auf diese Art belustigten, Stunden lang verfolgt, und während der ganzen Zeit kein einziges Mahl gesehen, daß sie ihr Ziel in einer Entfernung von 10 bis 15 Schritte verfehlten, wenn sie auch nach kleinen rothen Eichhörnchen schossen, die nicht halb so groß als eine Ratze sind. Sie treiben den Pfeil mit einer solchen wunderbaren Kraft aus dem Rohre, daß er oft bis zur Wolle durch den Kopf des größten schwarzen Eichhörnchens fährt. Die Wirkung dieser Blaseröhre scheint gleichsam magisch zu sein. Der Pfeil fliegt mit Blitzesschnelle durch die Luft, und man sieht ihn nicht eher, als bis er im Körper des Thieres steckt.

Die Seneka-Nation ist eine der sechs Nationen, die sonst den allgemeinen Nahmen Irokesen hatten. Ihr vornehmstes Dorf liegt am Buffalo-Krihk, der sich, am Neu-Yorker Ufer, in das östliche Ende des Erie-Sees ergießt. Wir fuhren eines Morgens im Boote des Schiffes zu diesem Dorfe hinüber; aber alle Indianer, Männer, Weiber und Kinder, zusammen an 600 Personen, hatten sich frühmorgens zum Fort Niagara begeben, wo man ein Gastmahl für sie bereitet hatte. Wir wandelten in der Gegend des Dorfes umher, verzehrten, auf einem Grasplatze, etwas kalte Küche, die wir mit uns genommen hatten, und kehrten Abends wieder zum Boote zurück.

Der Mündung des Buffalo-Krihks gegenüber befindet sich eine große Sandbank, über welche man

zuweilen mit keinem andern Fahrzeuge als einem Flachboote kommen kann. Auch wir fanden es nicht leicht mit dem großen vierrudrigen Boote des Schifes in den Krihk hinein zu kommen; aber bei der Rückkehr waren wir wirklich in der größten Gefahr. Der Wind, der westlich war, mithin die ungeheure Wassermasse im See gegen die Mündung des Krihks hintrieb, hatte, bei unserer Abwesenheit am Ufer, ansehnlich zugenommen, und die Wellen hatten angefangen, sich mit solcher Gewalt über der Bank zu brechen, daß wir nicht ohne Graus an die Ueberfahrt denken konnten. Der Admiral der Königlichen Schiffe auf dem See, der am Steuerruder saß, entschloß sich demungeachtet noch bei Nacht hinüber zu fahren; er legte uns daher ein tiefes Stillschweigen auf, damit die Matrosen seine Befehle hören könnten, und nun begaben wir uns dreist mitten in die Wellen. Das Boot wälzte sich jezt auf die fürchterlichste Art umher; zuweilen stieg es auf einer mächtigen Welle in die Höhe, kam dann wieder herab und stieß mit unglaublicher Gewalt auf die Bank, und zulezt blieb es fest auf dem Sande sitzen. Weder Ruder noch Steuerruder waren jezt vom geringsten Nutzen; wir gaben alle Hofnung auf, gerettet zu werden; die Wellen, die auf uns zu rollten, brachen sich an allen Seiten mit einem Geräusche, das dem Donner glich. Mit jedem Augenblicke erwarteten wir, daß das Boot von einer derselben umgeschlagen werden würde, als glücklicherweise eine große Welle, die etwas weiter

fortlief als die anderen, ehe sie sich brach, uns wieder flott machte. In diesem Augenblicke boten die Rudernden alle Kräfte auf, und so gelangten wir wieder in das tiefe Wasser; indeß dauerte es doch noch mehrere Minuten ehe wir glücklich aus den furchtbaren Brandungen herauskamen. Ein Boot mit zwei Rudern wagte es, uns zu folgen, wurde aber augenblicklich von einer Welle verschüttet, die sich über dasselbe hinstürzte. Unsere Bemühung, der Mannschaft desselben zu Hülfe zu kommen, war vergebens; wir wurden daher eine Zeit lang von dem traurigen Gedanken gequält, daß sie, vielleicht einige wenige Schritte von uns, mit dem Tode kämpfen möchten; aber ehe wir noch das Ufer aus dem Gesichte verloren, hatten wir das Vergnügen, sie alle wohlbehalten am Gestade stehen zu sehen, wohin sie sich durch Schwimmen gerettet hatten.

Als wir uns etwa sieben Tage zu Fort Erie aufgehalten hatten, nahm der Wind eine günstige Wendung, die Signal-Kanonen wurden gelöset, die Passagiere begaben sich an Bord, und eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang stachen wir in See. Es war beinahe ein solcher Abend, wie der, den wir bei unserer Abfahrt von Kingston hatten. Der mächtige, nur durch den Horizont begränzte, See glühete von den prächtigen Farben des westlichen Himmels, die er von seiner glatten Oberfläche zurückwarf; und der Gipfel des hohen Forstes, die Zierde des Gestades, schien, als die Sonne hinter ihm unterging, mit Gold

gesäumt zu sein. Wir hatten während des ersten Theils der Nacht nur wenig Wind, aber nachher erhob sich eine lebhafte Kühle, so daß wir um 10 Uhr des folgenden Morgens schon 40 Meilen vom Forste entfernt waren. Dieser günstige Wind hielt indeß nicht lange an; der Himmel überzog sich mit Wolken, die Wellen fingen an, sich mit Ungestüm zu wälzen, der Kapitain hielt es daher für rathsam, einen Sicherheitsort vor dem herannahenden Sturme zu suchen, und so machten wir denselben Weg, der uns so viel Vergnügen gewährt hatte, mit aller möglichen Eile zurück. Wir hatten indeß nicht nöthig, ganz zum Fort Erie zurück zu kehren, sondern liefen in einer kleinen Bai ein, die sich an derselben Seite des Sees befindet, und von der Abineau-Spitze beschützt wird. Um 3 Uhr Nachmittags war das Schiff glücklich vor Anker gelegt, worauf wir uns, im großen Boote, an das Ufer begaben, welches noch etwa 2 Meilen entfernt war.

Die Abineau-Spitze ist eine lange, enge Erdzunge, welche, in beinahe südlicher Richtung, in den See hinein ragt. An jeder Seite derselben befindet sich eine geräumige Bai, die beide gute Ankerplätze geben. Der äußere Theil der Spitze ist mit Felsen bedeckt, die eine horizontale Lage haben und sich, fast in gleicher Höhe mit dem Wasser, so weit in den See erstrecken, daß sich Boote dem Ufer nur an wenigen Stellen nähern können. Die Felsen haben eine Schieferfarbe, dabei aber Flecken und in verschiedener

Richtung laufende Streifen, von einer schmutzig gelben Farbe. An vielen Stellen sind sie durchlöchert, gleichsam als ob sie der Wirkung des Feuers ausgesetzt gewesen wären. Die Ufer der Bai's haben diese Beschaffenheit nicht, sondern sind mit Sand bedeckt; indeß glaube ich, daß man, beim Nachgraben, an den mehrsten Stellen des Ufers dieselbe Felsenart finden würde, die man an dem äußern Theile der Spitze sieht; denn da, wo der sandige Theil des Ufers anfängt, fällt es in die Augen, daß die Felsen mit Sand bedeckt gewesen sind, der nachher von den Wellen des Sees fortgespühlt worden ist. Das nördliche Ufer des Sees hat gleichfalls viele Felsen von der beschriebenen Art.

An der westlichen Seite der Abineau-Spitze hat der Strand ganz das Ansehen der Seeküste. Er ist mit einer Menge großer Muscheln von verschiedener Art bestreuet; man sieht beständig unzählige Mewen über demselben, und wenn der Wind aus Westen kommt, brechen sich die Wellen an demselben so fürchterlich, als es an irgend einer Gegend der Englischen Küste der Fall ist. Die Sandberge, die sich auf der Abineau-Spitze aufgehäuft haben, erregen Staunen. Die, welche dem See am nächsten und noch nicht lange von den Stürmen zusammengetrieben sind, haben nicht das geringste Grün; andere hingegen, welche sich hinter diesen, beinahe im Mittelpunkte der Spitze, befinden, scheinen von Anbegin der Welt vorhanden gewesen zu sein, und sind von oben

bis unten mit den stämmigsten Eichen bewachsen. Im Allgemeinen haben diese Berge eine unregelmäßige Gestalt, doch sind sie an einigen Stellen so eben und gerade, daß sie der Hand der Kunst ihren Ursprung zu verdanken scheinen, und daß man sich einbildet, Bollwerke von großen Festungen zu erblicken. Diese regelmäßigen Bollwerke laufen nach allen Richtungen, vorzüglich aber von Norden nach Süden; ein Beweis, daß die Westwinde ehemahls in dieser Gegend des Landes eben so sehr die Oberhand hatten, als es noch heut zu Tage der Fall ist. Ich bin überzeugt, daß sich einige dieser Berge mehr als 100 Fuß über die Wasserfläche des Sees erheben.

Der Boden an der östlichen Seite der Spitze ist weder so gebrochen noch so sandig, als der Boden der entgegen gesetzten Seite; auch trafen wir daselbst zwei Meierhöfe, deren jeder an 30 Morgen abgetriebenes Land neben sich hatte. In einem der Häuser kauften wir ein Paar Schaafe, etwas Geflügel und Kartoffeln, womit wir unsern Vorrath an Lebensmitteln verstärkten, denn wir hatten Ursache zu vermuthen, daß unsere Wasserfahrt nicht sobald beendiget werden würde. Indeß die Leute die Kartoffeln ausgruben, deckte die alte Hausfrau ihren kleinen Tisch, und trug Speisen auf, so gut sie hier zu haben waren, nähmlich groben Brodkuchen, gebratene Kartoffeln, und eingesalzenes Bärenfleisch, welches lezteres keinesweges unschmackhaft war. Die Schinken von jungen Bären sind hier zu Lande eine beliebte Speise, die wir in den obern

Gegenden des Landes sehr häufig auf den Tischen sahen. Dieses Fleisch ist außerordentlich saftig und fett, soll aber dennoch dem Magen nie beschwerlich fallen.

Gegen Abend kehrten wir an Bord zurück, und da sich der Sturm fast gänzlich gelegt hatte, so konnten wir ruhig und ungestört schlafen.

Beim Anbruche des folgenden Tages fuhr ich in einem Boote ans Ufer, um mich einer Gesellschaft anzuschließen, die, wie ich Abends vorher gehört hatte, auf die Bären-Jagd gehen wollte. Als ich an das Land gestiegen war, fand ich Jäger und Hunde zum Aufbrechen bereit; wir luden jezt unsere Flinten und begaben uns in die Wälder. Die hiesigen Einwohner widmen, so wie die der hintern Gegenden der vereinigten Staaten, einen großen Theil ihrer Zeit der Jagd, und sind in der Verfolgung aller Arten von Wild nicht ungeschickt. Sie schießen fast ohne Ausnahme mit gezogenen Büchsen, deren sie sich mit der größten Geschicklichkeit zu bedienen wissen. Diese Büchsen kommen fast alle aus England. Am mehrsten werden die geschätzt, welche Kugeln schießen, von denen dreißig auf ein Pfund gehen. In den Staaten schießen die Jäger gewöhnlich mit weit kleineren Kugeln, von denen sechszig nicht mehr als ein Pfund wiegen. Die Hunde, deren man sich zur Bären-Jagd bedienet, sind von großer Art; am mehrsten scheint man diejenige Spielart zu schätzen, welche zwischen dem Schweißhunde und Bullenbeißer in der Mitte steht. Diese Hunde verfolgen, wie es die mehrsten

Jagdhunde thun würden, die Spur des Bären; vorzüglich gebraucht man sie aber dazu, das Thier aufzuhalten, wenn es angeschossen ist, oder es zu verfolgen, wenn es, indeß der Jäger von neuem ladet, davon laufen will. So lange die Bären noch entfliehen können fallen sie weder Menschen noch Hunde an; sind sie aber einmahl verwundet oder umzingelt, so fechten sie mit der größten Wuth. Die jungen Bären klettern, sobald sie den Hund erblicken, gewöhnlich auf die Bäume; die alten hingegen, die sich gleichsam ihres Vermögens, es mit einem Hunde aufzunehmen, und der Gefahr, welcher sie ausgesetzt sind, wenn sie auf die Bäume steigen, bewußt sind, thun dieses niemahls, ausgenommen wenn sie einen Jäger zu Pferde ankommen sehen, welcher Anblick ihnen große Furcht einjägt.

Die Wilden gehen gewöhnlich in großen Gesellschaften auf die Bären-Jagd. Kommen sie in eine Gegend, wo sie diese Thiere im Hinterhalte vermuthen, so bilden sie einen großen Kreis, und suchen dieselben im Anrücken aufzuscheuchen. Nur selten vereinigen sich weiße Einwohner in hinlänglicher Anzahl mit einander, um auf diese Art das Wild aufzujagen; haben sie aber Leute genug, um sich so vertheilen zu können, so thun sie es immer. Wir bedienten uns jezt dieser Methode, und rückten auf diese Art bis zur Abineau-Spitze vor, wo drei bis vier Menschen vollkommen hinreichend sind, einen Bären zwischen dem Wasser und dem festen Lande einzusperren. Die Abi-

neau = Spitze war, für dieses Jahr, eine sehr günstige Gegend zum Jagen, denn die Bären waren, wie oben erwähnt ist, auf ihrer Wanderung nach Süden begriffen, und näherten sich, als sie aus den obern Gegenden herab kamen, dem äußern Ende der Spitze, gleichsam als ob sie wünschten, auf dem allerkürzesten Wege zur entgegen gesetzten Seite des Sees zu kommen. Nur selten verging ein Morgen, wo wir nicht eins oder zwei dieser Thiere auf dem See trafen. Ein erfahrner Jäger hier zu Lande kann die Spur eines Bären, Rehes oder irgend eines anderen großen Thieres in den Wäldern leicht von einander unterscheiden, und mit ziemlicher Bestimmtheit sagen, vor wie langer Zeit das Thier diesen Weg genommen hatte. Als wir, zwischen zweien der Sandberge auf der Spitze, an ein langes Thal kamen, durch welches die Bären ihren Weg zu nehmen pflegen, wenn sie zum Wasser wollen, so sagten die Jäger, welche ich begleitete, einstimmig, wie viele derselben die vergangene Nacht aus der obern Gegend herab gekommen wären, und wie viele junge sich unter denselben befunden hätten. Für das Auge eines gewöhnlichen Beobachters ist die Spur dieser Thiere zwischen den Blättern durchaus unmerkbar, und wirklich konnte ich oft, wenn mir die Jäger die Stelle zeigten, mit der größten Anstrengung kaum den Eindruck der Füße bemerken; die Jäger hingegen entdeckten diese Fußstapfen auf den ersten Blick.

Haben die Jäger einen großen Bären getödtet,

so ist ihre erste Sorge, ihm das Fell abzuziehen. Dieses ist eine Arbeit von wenigen Minuten, denn sie tragen immer Messer bei sich, die besonders dazu eingerichtet sind. Nach diesem wird die Karkasse zerschnitten, wozu der Tomahawk, ein Instrument, welches sie gleichfalls immer bei sich zu führen pflegen, besonders gut zu gebrauchen ist. Die besten Theile des Thieres werden alsdann gesammelt, und mit nach Hause genommen; das Uebrige bleibt im Walde liegen. Die Wilden schätzen besonders die Klauen der Bären; sie werden mit dem Fleische junger Bären gedämpft, und machen bei allen Festlichkeiten eins der vorzüglichsten Gerichte aus. Wenn das Thier getödtet ist, werden die Klauen mit einem Messer abgeschnitten, und alsdann eingeräuchert. Die Bärenfelle werden von den Pächtern auf dem Lande, die einen großen Werth auf dieselben setzen, zu allen möglichen Zwecken angewendet. Die Zubereitung derselben ist ganz einfach; sie werden an einer Mauer oder zwischen zweien Bäumen vor der Sonne ausgebreitet, und alsdann täglich mit einem Messer oder einem Stücke Eisen geschabt, wodurch das Fett oder Oel herausgebracht wird, welches sich in ansehnlicher Menge absondert. Die Felle der Waschbären, Rehe u. s. w. werden auf dieselbe Art zubereitet. Auch haben die Wilden eine Methode diese verschiedenen Häute so zu gerben, daß die Haare auf denselben sitzen bleiben, und sie zugleich so geschmeidig als ein Stück Tuch werden. Hauptsächlich wird dieses dadurch zuwege

gebracht, daß man die Felle, im Rauche eines Holzfeuers, mit den Händen reibt.

Gegen Mittag wurde die Jagd aufgehoben, und die Gesellschaft kehrte zu ihrer Wohnung auf der Spitze zurück. Bei meiner Ankunft daselbst traf ich meine Reisegesellschafter, die so eben an das Ufer gekommen waren; wir lustwandelten eine kurze Zeit in dem Gehölze umher, und gingen darauf wieder an Bord, um daselbst unser Mittagsessen zu uns zu nehmen.

Der Himmel war den ganzen Tag trübe gewesen, und wurde es immer mehr, je weiter es auf den Abend kam; Alle an Bord prophezeieten noch vor Morgen einen fürchterlichen Sturm. Da ich zu keiner Zeit ein großer Freund des Wassers war, so faßte ich sogleich den Entschluß, die Nacht am Ufer zuzubringen; ich ließ mich daher mit meinem Bedienten, in einem Boote, zum obern Theile der Bai an der östlichen Seite der Spitze fahren, und stieg daselbst ans Land. Ganz uns selbst überlassen schlugen wir hier, geschützt von einem der Sandberge, unser Zelt bei Mondenschein auf, zündeten vor demselben ein großes Feuer an, legten uns alsdann nieder, und wurden bald von dem hohlen Gebrülle des Windes, der zwischen den hohen Bäumen des Waldes tobte, in Schlaf gewiegt. Ganz anders ging es meinen Gesellschaftern; diese kamen am folgenden Morgen zu mir und stimmten ein Klagelied an, daß sie mir nicht am Ufer Gesellschaft geleistet hatten. Der See war

die

die ganze Nacht sehr ungestüm gewesen; der Wind hatte sich nach Süden gedrehet, die Abineau = Spitze konnte daher dem Schiffe nur wenig Schutz verleihen. Durch das fürchterliche Hin = und Herstoßen hatte es einen Leck bekommen, das Wasser war hineingedrungen, als ob es aus einer Pumpe gekommen wäre; die größte Verwirrung hatte sich aller bemächtiget, und die Matrosen waren den größern Theil der Nacht beschäftiget gewesen, den Leck auszustopfen. Da das Schiff alt, gebrechlich und auf seiner lezten Reise war, so hatte man besorgt, es würden sich, ehe der Morgen erschiene, noch schlimmere Vorfälle ereignen, und weder das Schiffsvolk noch die Passagiere waren eher ruhig geworden, als bis Tagesanbruch, da sich denn der Wind zulezt gelegt hatte. — Wir streiften diesen Morgen, zum Vergnügen, mit unsern Vogelflinten in den Wäldern und an den Ufern des Sees umher. Am Strande fanden wir eine Menge Mewen und verschiedene Raubvögel, als Habichte, Falken u. s. w. Auch trafen wir hier große Heere von Sandlerchen, wie sie von den hiesigen Einwohnern genannt werden, die, in Ansehung der Farbe, des Ganges und des Benehmens, Aehnlichkeit mit grauen Kibitzen haben, so daß sie, wenn sie sich auf dem Boden befinden, für dieselben Vögel angesehen werden können; sie sind indeß viel kleiner als diese und nicht viel größer als Sperlinge. In den Waldungen trafen wir zum ersten Mahle eine Flucht Spruce-Rebhüner oder Fasanen, wie sie hier zu Lande

genannt werden. In Ansehung der Farbe ist dieser Vogel dem Englischen Rebhuhne nicht unähnlich, aber er ist größer, und sein Fleisch hat beinahe denselben Wohlgeschmack, als das Fleisch der Englischen Fasanen. Er unterscheidet sich sowohl von den Rebhühnern, als den Fasanen, die man in Maryland und in den mittleren Staaten findet, in mancher Hinsicht; am mehrsten aber durch seine außerordentliche Zahmheit oder vielmehr Dummheit. Ehe die Flucht sich davon machte, schoß ich drei dieser Vögel, einen nach dem andern, vom Baume herab, und wenn ich mit der gehörigen Verfahrungsart bekannt gewesen wäre, so ist es wahrscheinlich, daß ich sie allesammt nach einander herab geschossen haben würde. Es scheint, als ob man immer denjenigen Vogel zuerst schießen muß, der am tiefsten auf einem Baume sitzt, und dann die höher sitzenden. Fängt man es auf diese Art an, so werden die Ueberlebenden ganz und gar nicht in Schrecken gesetzt. Da ich dieses Geheimniß noch nicht wußte, so schoß ich einen der zu oberst sitzenden Vögel, und die Störung, welche dieser durch sein Herabfallen verursachte, vertrieb sogleich die ganze Schaar.

Als wir von unserm Spaziergange in den Wäldern zum Gestade des Sees zurück kehrten, fanden wir, zu unserer größten Freude, daß der Wind zur Fortsetzung unserer Fahrt vollkommen günstig war; nach wenigen Minuten hörten wir das Signal und sahen das Boot des Schiffes herankommen, uns

vom Ufer abzuholen. Wir kamen noch früh genug an Bord, um uns mit zu Tische zu setzen, aber erst um Mitternacht waren wir im Stande, weiter zu see= geln, denn das Hochwasser war noch so stark, daß es der Kapitain für unvorsichtig hielt, sich früher als um diese Zeit aus der Bai hinaus zu wagen. Des Morgens befanden wir uns bei den fruchtbaren, präch= tigen Gegenden der südlichen Seite des Sees. Die Wasserfläche war eben, der Himmel heiter, und Jeder war entzückt durch die Fahrt. An diesem Tage war es, als wir, wie oben gesagt ist, die Wolke über dem Niagara=Wasserfalle, in der großen Entfernung von 54 Meilen, erblickten.

Der Erie=See hat eine elliptische Gestalt, ist an 300 Meilen lang, und an der breitesten Stelle 90 Meilen breit. Die Tiefe seines Wassers beträgt nicht mehr als 22 Klafter. Ist das Wetter ruhig, so können Schiffe in jeder Gegend desselben mit Si= cherheit vor Anker liegen; bei stürmischem Wetter hin= gegen ist das Ankern in einem offen liegenden Theile des Sees nicht sicher, denn der Boden hat lockeren Sand, die Anker können daher nicht fest halten. So= bald sich ein Wind erhebt, wird das Wasser gleich trübe, des gelben Sandes wegen, der vom Grunde des Sees hinauf gespühlt wird. Bei stillem Wetter ist das Wasser hell und dunkelgrün. Das nördliche Ufer des Sees ist sehr felsicht, so wie dies auch der Fall bei den Inseln ist, die in großen Gruppen nahe am westlichen Ende des Sees liegen; doch trifft man

an den mehrsten Stellen des südlichen Ufers ein schönes Sand-Gestade. Die Höhe des, an den See gränzenden, Landes ist sehr unbestimmt; an einigen Stellen steigen lange Reihen steiler Berge unmittelbar aus dem Wasser hervor; an anderen hingegen sind die Ufer so flach und niedrig, daß wenn das Wasser nur etwas über seine gewöhnliche Höhe steigt, die Gegend, eines starken, Landeinwärts gehenden, Windes wegen, Meilen weit unter Wasser gesetzt wird.

Ein junger Mann, der, kurz vor unserer Ankunft hieselbst, mit Depeschen über den See geschickt worden war, mußte, mit mehreren der Gesellschaft, weil eine solche Ueberschwemmung an niedrigen Stellen des Ufers statt fand, sein Leben einbüßen. Ich habe hier zu bemerken, daß es, wenn man den See mit einem Bateau beschiffet, gewöhnlich ist, sich so dicht am Ufer zu halten als möglich. Ist ein Sturm zu befürchten, so rudert man sogleich an das Ufer; welches mit vollkommener Sicherheit geschehen kann, da der Boden eines solchen Fahrzeuges sehr flach ist. Auch dieser junge Mann war der Küste nahe, als sich plötzlich ein heftiger Sturm erhob. Man seegelte sogleich auf das Ufer zu, aber unglücklicherweise wurde das Fahrzeug, als es eben auflief, nicht gehörig regieret, es neigte sich nach einer Seite und saß fest. Die Wellen hatten bereits angefangen, mit schrecklichem Ungestüme auf das Ufer los zu stürmen; eine lief immer weiter fort als die andere. Die guten Leute wurden bestürzt, und statt alle Kräfte aufzu-

bieten, dem Bateau seine vorige Lage wieder zu geben, packten sie einige ihrer Sachen auf, und suchten sich durch die Flucht zu retten; aber das Wasser verfolgte sie, des zunehmenden Sturmes wegen, mit solcher Schnellheit, daß, ehe sie noch einen Zufluchtsort erreichen konnten, alle davon überwältiget wurden, ausgenommen zwei von ihnen, die Gegenwart des Geistes und Geschicklichkeit genug besaßen, einen hohen Baum zu erklimmen. — Die Ursache, warum die Stürme auf dem Erie-See so gewöhnlich sind, soll in der unregelmäßigen Höhe des Landes beider Seiten zu suchen sein. Die Ufer des Ontario-Sees sind niedriger und gleichförmiger, als die Ufer aller übrigen Seen; daher ist dieser auch, wie bereits bemerkt worden, der ruhigste.

Es fehlt den Ufern dieses Sees sehr an guten Häfen. An seiner nördlichen Seite finden sich nur zwei Stellen, die Fahrzeugen, welche tiefer als sieben Fuß untertauchen, Schutz verleihen könnten, nähmlich die Abineau- und die lange Spitze (long point). Aber selbst diese gewähren nicht immer Schutz; dreht sich der Wind, wenn die Schiffe bei demselben vor Anker liegen, nach Süden, so sind sie großen Gefahren ausgesetzt. Am südlichen Ufer ist der erste Hafen, den man trifft, wenn man vom Fort Erie kommt, der Presqu' Isle-Hafen. Schiffe, die sieben Fuß untertauchen, können in demselben mit größter Sicherheit vor Anker liegen; aber es ist keine leichte Sache hinein zu kommen, denn vor seiner Mündung

befindet sich eine große Sandbank. Presqu' Isle liegt 60 Meilen von Fort Erie entfernt. Weiter oben, zwischen dem westlichen und dem südlichen Ende des Sees beinahe in der Mitte, befindet sich, an der Mündung des Kayahega-Flusses, noch ein Hafen, der kleine Fahrzeuge aufnehmen kann, und noch ein anderer an der Mündung des Sandusky-Flusses, welcher sich, innerhalb des westlichen Gebietes der Staaten, in den See ergießt. Nur selten laufen Brittische Schiffe in einen dieser Häfen ein, denn sie fahren fast ohne Ausnahme nur zwischen Fort Erie und dem Detroit-Flusse. Fahren sie ja höher hinan, und machen sich widrige Winde auf, denen sie nicht entgegen arbeiten können, so begeben sie sich gewöhnlich zum Fort Erie zurück, wenn sie zum Detroit-Flusse wollen, oder zu einer der Bai's, zwischen den Inselgruppen am westlichen Ende des Sees, wenn Fort Erie das Ziel ihrer Fahrt ist. Es ereignet sich nicht selten, daß Schiffe, selbst wenn sie schon bis zu diesen Inseln, deren nächste doch 240 Meilen vom Fort Erie entfernt liegt, vorgerückt sind, wieder bis ganz zu diesem Fort von den Stürmen zurück getrieben werden. Als wir eben im Begriff waren, bei der Mittel-Insel (Middle Island), welche eine der nächsten ist, Anker zu werfen, erhob sich plötzlich ein starker Wind, der es uns sehr schwer machte, unseren Standpunkt zu erhalten. Der Kapitain sagte nachher, er habe wirklich befürchtet, wieder zu der lezten Station zurück getrieben zu werden.

Es war um 2 Uhr des dritten Tages nach unserer Abfahrt von der Abineau-Spitze, als wir die Mittelinsel erreichten. Wir lagen bis zum folgenden Morgen vor Anker, alsdann nahm der Wind eine etwas günstigere Richtung, und setzte uns in den Stand, einige Meilen weiter nach einer sicheren Stelle zu fahren, die von allen Seiten mit Inseln umgeben war; aber hier mußten wir, des Windes wegen, drei Tage liegen blieben. Es ist ein sehr seltener Fall, daß Schiffe, die vom Erie-See nach irgend einem Orte am Detroit-Flusse seegeln, ihre Fahrt vollenden, ohne zwischen diesen Inseln angehalten zu haben; denn derselbe Wind, welcher ihnen vom östlichen zum westlichen Ende des Sees günstig war, kann sie nicht auch zugleich den Fluß hinan führen. Der Fluß läuft beinahe in einer südwestlichen Richtung, sein Strom ist sehr stark, und wenn der Wind nicht frisch und beinahe in entgegen gesetzter Richtung wehet, so kann man nicht von der Stelle kommen. Die Schiffahrt auf dem Erie-See ist, im Allgemeinen, sehr ungewiß, und Passagiers, die in einem der Königlichen oder vornehmsten Handels-Schiffe hinüberfahren, müssen nicht allein doppelt so viel bezahlen, als die Ueberfahrt über den Ontario-See kostet, sondern auch Ankergeld geben, das ist, eine gewisse Summe täglich, so lange das Schiff von ungünstigen Winden in einem Hafen aufgehalten wird. Jeder Passagier in der Kajüte muß täglich 3 Dollars Ankergeld bezahlen.

Die Inseln des westlichen Endes des Sees, die von verschiedener Größe sind, liegen dicht neben einander, und gewähren einen ungemein schönen Anblick. Die größten derselben haben nicht mehr als 14 Meilen, und manche kaum so viele Schritte im Umfange. Sie sind alle, selbst die kleinsten, mit allerlei Bäumen besetzt. Die größeren Inseln bringen viel gutes Nutzholz, vorzüglich Eichen, Heckerynußbäume und rothe Zedern hervor; welche leztern hier eine weit ansehnlichere Höhe, als in einer andern benachbarten Gegend des Landes erreichen, und selbst bis zu den Brittischen Niederlassungen am Detroit-Flusse, 40 Meilen weit, versendet werden. Keine dieser Inseln ragt besonders über den See hervor; auch befinden sich keine Anhöhen auf denselben; die mehrsten sind durchaus flach, und auf einigen der größeren trifft man große Teiche und Sümpfe. Das schöne Bauholz, welches diese Inseln hervorbringen, zeigt an, daß der Boden ungemein fruchtbar sein muß. Im Winter, wenn der See zwischen den Inseln und dem festen Lande zugefroren ist, findet man auch Bären auf einigen derselben; doch bleiben sie nicht beständig da. Alle Inseln sind mit Schlangen überhäuft; auf einigen derselben sind die Klapperschlangen in so großer Menge zu finden, daß es weit im Sommer wirklich gefährlich ist, an denselben zu landen. Es war schon spät im September, als wir uns in dieser Gegend befanden; kaum hatten wir aber einige Minuten am Ufer der Baß-Insel zugebracht, als wir auch schon

mehrere dieser schädlichen Thiere zwischen den Büschen sahen. Einige größere wurden von den Seeleuten getödtet.

Man trifft in dieser Gegend des Landes zwei verschiedene Arten der Klapperschlange. Die eine hat eine dunkelbraune Farbe, mit gelb untermengt, und wird selten unter 30 Zoll lang gefunden. Sie hält sich vorzüglich in sumpfigen Gegenden und niedrig liegenden Wiesen auf, wo sie den Kühen, die von ihr beim Grasen in die Lippen gebissen werden, großen Schaden zufügt. Die andere Art hat eine grünliche Farbe, mit braun gemischt, und wird beinahe zwei Mahl größer als die erste. Die mehrsten erreichen eine Länge von 3 bis 4 Fuß, und sind so dick wie ein Mannsarm. Die Klapperschlange ist, im Verhältnisse zu ihrer Länge, weit dicker als jede andere Schlange; am dicksten ist ihr Körper, der beinahe eine dreieckige Gestalt hat, in der Mitte; der Bauch ist platt und der Rückgrath ragt mehr hervor, als irgend ein anderer Theil des Körpers. Man sagt, das Thier bekomme jährlich ein neues Gelenke an seine Klapper, woran ich indeß zweifle, denn die größten Schlangen haben oft die wenigsten Gelenke an ihren Klappern. Ein Arzt in der Gegend von Newmarket, hinter den blauen Bergen in Virginien, besaß eine Klapper, mit nicht weniger als dreißig Gliedern, und doch war die Schlange, welcher sie zugehört hatte, kaum 5 Fuß lang. Dahingegen hat man Klapperschlangen in derselben Gegend und von dersel-

ben Art gefunden, die weit länger waren, und deren Klappern nur aus 10 Gliedern bestanden. Eine der Schlangen, die wir auf der Baß-Insel, im Erie-See, tödten sahen, hatte nur 5 solcher Glieder, und war doch beinahe 4 Fuß lang.

Verwundet oder reizt man die Klapperschlange, so zeigt ihre Haut eine Menge schöner Farrben, die man zu einer andern Zeit nicht sehen kann. Nicht mit den Zähnen verwundet die Klapperschlange ihren Feind, sondern mit zwei langen, gekrümmten, mit den Spitzen zur Kehle hinlaufenden, Zungen in der obern Kinnlade. Will sie dieselben brauchen, so richtet sie sich so hoch als möglich auf, wirft den Kopf zurück, läßt die untere Kinnlade sinken, springt, auf dem Schwanze stehend, vorwärts und sucht sich gleichsam an ihrem Gegner fest zu haken. Um sich zu erheben, rollt sie sich zuerst in einer Spiral-Linie auf, und zwar mit dem Kopfe in der Mitte. Sie kann nicht weiter vorwärts springen, als etwa die Hälfte ihrer eigenen Länge.

Das Fleisch der Klapperschlange ist so weiß als der zarteste Fisch, und wird von denen, die das Vorurtheil nicht vom Genusse desselben abhält, sehr geschätzt. Die Suppe, die davon gekocht wird, soll wohlschmeckend und sehr nahrhaft sein.

Bei meinem Spaziergange auf den Inseln, zwischen denen wir vor Anker lagen, fand ich mehrmahls die abgeworfenen Häute dieser Schlangen, welche, nach der Meinung der Landleute in Oberkanada, sehr

wirksam bei Rheumatismen sein sollen, wenn man sie auf den kranken Theil legt und mit einer Binde befestiget. Auch behauptet man, der Körper der Klapperschlange gebrannt, alsdann zu einem feinen Pulver gestoßen und mit Branntwein übergossen, sei ein unfehlbares innerliches Mittel gegen diese Krankheit. Man nimmt von diesem Aufgusse drei Mahl des Tages ein Weinglas voll. Am ersten Tage thut es kaum irgend eine andere Wirkung, als bloßer Branntwein; am Ende des zweiten hingegen überzieht sich der Körper des Kranken mit einem kalten Schweiße, alle Gelenke schmerzen ihm, und seine Glieder werden so schwach, daß er sich kaum aufrecht halten kann. Es wird zuerst immer schlimmer mit ihm, fährt er aber einige Tage mit dem Gebrauche des Mittels fort, so verliert sich nach und nach aller Schmerz, und die verlornen Kräfte kehren wieder zurück.

Außer den Klapperschlangen finden sich noch vielerlei andere Schlangen auf diesen Inseln im Erie-See. Ich selbst tödtete einige, die von allen andern, welche ich in irgend einer Gegend dieses Landes gesehen hatte, durchaus verschieden waren. Unter diesen befand sich eine, die, wie man mir sagte, im höchsten Grade giftig war. Sie war etwas länger als 3 Fuß, ihr Rücken war vollkommen schwarz, und der Bauch hatte eine lebhafte Orangefarbe. Ich fand sie zwischen den Felsen auf der Mittelinsel; als ich sie am Schwanze verwundet hatte, drehete sie sich mit unbeschreiblicher Wuth um, und wollte sich vertheidigen.

Herr Carver spricht von einer Schlange, welche diesen Inseln eigenthümlich sein soll, und von ihm die zischende Schlange genannt wird. „Sie ist," sagt er, „von der kleinen, gefleckten Art, und an 18 Zoll lang. „Nähert sich ihr etwas, so legt sie sich sogleich platt „nieder, und ihre bunten Flecke werden, durch die „Wuth, viel deutlicher. Auch bläs't sie alsdann mit „großer Gewalt einen feinen Wind aus dem Maule, „der einen ekelhaften Geruch hat, und der, wenn er von „dem sorgenlosen Wanderer eingeathmet wird, eine so „üble Wirkung auf den Körper desselben hervorbringen „soll, daß nach einigen Monathen der Tod erfolgen muß, „weil noch kein heilsames Gegenmittel entdeckt wor„den ist." Herr Carver sagt nicht, daß er diese Schlange selbst gesehen habe; ich bin daher geneigt, anzunehmen, daß er hintergangen worden, und daß die ganze Nachricht eine Fabel sei. Ich erkundigte mich bei Leuten, von denen diese Inseln oft besucht wurden, genau nach dem Daseyn einer solchen Schlange, aber weder sie, noch irgend andere, mit denen ich darüber sprach, hatten irgend etwas von derselben gesehen oder gehört, ausgenommen in Herrn Carvers Reisen. Wollte ein Reisender alle die Geschichten von Schlangen glauben, welche hier im Umlaufe sind, so müßte er auch für wahr annehmen, daß es eine Peitschenschlange giebt, welche, wie die Sage geht, das Rindvieh durch Wiesen und Wälder verfolgt, und es mit ihrem Schwanze so lange peitschet, bis es, vom Laufen ermüdet, athemlos zu Bo-

den fällt, da denn die Schlange ihr Fleisch verzehrt. Ferner muß er glauben, daß es eine Faßreifschlange giebt, die es versteht, ihren Schwanz in einer gewissen Höhle ihres Maules zu befestigen, und sich alsdann, wie ein Faßreif oder ein Rad, mit solcher wunderbaren Geschwindigkeit fort zu rollen, daß ihrem mörderischen Rachen weder Mensch noch Vieh entrinnen kann.

Die Teiche und Sümpfe im Innern dieser Inseln sind reich an Enten und anderem wilden Geflügel, und die Ufer sind ganz mit Mewen bedeckt. In den Wäldern finden sich einige wenige kleine Vögel; doch sah ich keinen unter ihnen, der sich durch seinen Gesang oder sein Gefieder ausgezeichnet hätte.

Am lezten Tage des Septembers, bei Sonnenuntergange, verließen wir die Inseln, und am folgenden Morgen fuhren wir in den Detroit-Fluß. Dieser Fluß ist an seiner Mündung etwa 5 Meilen breit, und behält beinahe dieselbe Breite eine ansehnliche Strecke weit. Die Ufer sind mäßig hoch und dick mit Bäumen bewachsen; doch wurde die Aussicht nicht eher angenehm und schön, als bis wir in die, 4 bis 5 Meilen von dem neuen Brittischen Posten gelegene, Gegend kamen. Hier zeigten sich Ufer mit Indianischen Lägern und Dörfern geschmückt, und über dieselben hinaus erblickte man die Brittischen Niederlassungen in ihrer ganzen Schönheit. Der Fluß war mit Indianischen Kanots und Flachbooten bedeckt, und verschiedene Lustboote, die den Offiziers

der Garnison und Kaufleuten gehörten, waren ausgefahren, uns zu empfangen, und kreuzten hin und her. Die beiden anderen Kriegsschiffe, welche wir beim Fort Erie hinter uns gelassen hatten, und die Handelsschiffe holten uns ein, gerade als wir uns in den Fluß begeben wollten; wir spannten alle Seegel aus, die wir hatten, und fuhren mit ihnen in Gesellschaft hinein. Der Tag war ungemein heiter, und die Szene um uns her schön und angenehm.

Die anderen Schiffe seegelten den Fluß hinan, um sich zu dem Englischen Posten zu begeben; das unsrige aber, welches mit Geschenken für die Indianer beladen war, warf, der Wohnung des erwähnten Herrn beim Indianischen Departement (welche im Distrikte Malden liegt) gegenüber, seine Anker aus. Er lud uns mit herzlicher Freundschaft ein, während unsers Aufenthaltes in dieser Gegend, in seinem Hause zu wohnen; wir nahmen dieses Anerbieten mit Freuden an, und begaben uns mit ihm ans Ufer.

Dreiunddreißigster Brief.

Beschreibung des Distriktes Malden. — Anlegung neuer Englischer Posten daselbst. — Die Insel Bois-blanc. — Streitigkeiten zwischen den Engländern und Amerikanern des Eigenthumsrechts wegen. — Blockhäuser. — Kapitain E—'s Meierei. — Wilde. — Beschreibung des Detroit-Flusses und des daran gränzenden Landes. — Stadt Detroit. — Hauptquartier der Amerikanischen Armee. — Offiziers der westlichen Armee. — Vergebliche Mühe der Amerikaner, den Indianern eine große Meinung von ihrer Wichtigkeit beizubringen. — Gegend um Detroit. — Zweifel wegen unserer Rückkehr nach Philadelphia. — Beschließen unsern Weg über Presqu' Isle zu nehmen. — Abreise von Detroit.

Theurer Freund

Malden im Oktober.

Malden ist ein beträchtlich großer Distrikt, an der östlichen Seite des Detroit-Flusses, etwa 18 Meilen unterhalb der Stadt Detroit. In der untern Gegend des Distriktes befinden sich nur wenige Häuser, und diese stehen sehr weit auseinander; in der obern hingegen, die an den Fluß gränzt, und neben dem neuen Brittischen Posten, der seit der Räumung von Detroit angelegt wurde, ist eine kleine Stadt gegründet, die

schon mehr als 20 Häuser enthält, und immer mehr in Flor kommt; auch haben sich schon mehrere der Kaufleute, die ehemahls zu Detroit wohnten, dahin begeben. Weder diese kleine Stadt noch der neue Posten haben bis jezt einen Nahmen erhalten; man nennt sie gewöhnlich die neuen Brittischen Posten, und die Stadt bei der Insel Bois-blanc. Diese Insel liegt im Flusse, Malden gegenüber, ist an 2 Meilen lang und eine halbe Meile breit.

Als zuerst von der Einräumung der Stadt Detroit die Rede war, so richteten die Engländer ihr Augenmerk auf diese Insel, als einen nicht unzweckmäßigen Ort für den neuen Posten; es kam Befehl, daß man sie den Indianern abkaufen und im Nahmen des Königs von England in Besitz nehmen solle. Zu dieser Absicht marschirten Truppen von Detroit dahin, errichteten ein Blockhaus am nördlichen Ende der Insel und ließen, zur Vertheidigung desselben, eine Wache mit einem Unteroffiziere zurück. Nachher machte man Vorbereitungen, ein Fort daselbst aufzubauen, aber das Gouvernement der vereinigten Staaten widersetzte sich diesen Maaßregeln *), und bestand darauf,

*) Die Regiernng der vereinigten Staaten hat es für gut gefunden, sich gegen die Besitznehmung dieser Insel aufzulehnen, die mehrsten Staatenbewohner halten dieses aber für ganz unnöthig, weil sie für ihren Theil überzeugt sind, daß doch alle Brittische Besitzungen in Nord-Amerika früher oder später in ihre Hände zurück fallen

darauf, die Insel liege nicht innerhalb der Brittischen Besitzungen. Da es wirklich etwas zweifelhaft war, und die Sache nicht auf der Stelle ausgemacht werden konnte, so wurde der Plan, das Fort aufzuführen, für damahls aufgegeben. Das Blockhaus auf der Insel ist indeß noch immer besetzt, und wird es bleiben, bis die Sache von dazu angesetzte Komissarien untersucht sein wird. Der Streit ist nähmlich

müssen. — Die größesten Reiche der Welt sind im Fortgange der Zeit aufgelöset, und wie mächtig das Brittische Reich auch jezt ist, so wird doch kein Geschichtskundiger behaupten, daß seine jetzige innere Festigkeit es vor einem künftigen Verfalle schützen werde. Kanada kann sich daher vielleicht in späten Jahren, so gut wie andere Kolonien, von seinem Mutterlande losreißen; aber wenn auch diese Periode, die wenigstens sehr entfernt ist, eintreten wird, so möchte es doch wohl schwerlich ein Glied der großen Nordamerikanischen Staatenkette werden. Ich bin überzeugt, daß wenn sich die Brittischen Besitzungen in Nordamerika auch schon im nächsten Jahre von den übrigen Bestandtheilen des Königreichs trennen sollten, sie sich dennoch nicht mit den Amerikanischen Staaten vereinigen werden, und zwar aus folgenden Gründen: Erstlich ist die Konstitution der Staaten nicht auf ein so großes Territorium berechnet. Fürs andere ist es nicht wahrscheinlich, daß sich die beiden Kanada's jemahls mit den Staaten vereinigen werden, weil die Bewohner dieser Provinzen und die der angränzenden Staaten nichts weniger als freundschaftliche Gesinnungen gegen einander hegen. Fürs Dritte sind die Brittischen Besitzungen in Nordamerika von Natur dazu geeignet, ein getrenntes, für sich bestehendes Territorium auszumachen.

darüber entstanden, wie folgende Worte im lezten Traktate auszulegen sind: „Die Gränzlinie", heißt es in demselben, „soll durch die Mitte des Erie-Sees „laufen, bis zur Wasserverbindung zwischen diesem „und dem Huronen-See, von da längs der Mitte „besagter Wasserverbindung." — Die Staatenbewohner verstehen unter der Mitte der Wasserverbindung die Mitte des besten und besuchtesten Kanals des Flusses; die Engländer hingegen verstehen die Mitte des Flusses darunter, in der Voraussetzung, daß sich ein erträglich guter Kanal an beiden Seiten befindet. Nun liegt die Insel Bois-blanc augenscheinlich zwischen der Mitte des Flusses und dem Brittischen Territorium; aber der tiefste und am mehrsten besuchte Kanal für Schiffe befindet sich zwischen der Insel und dem Brittischen Ufer. So wie also die Engländer das Wort verstehen, gehört die Insel ohne Widerspruch ihnen; nach der Auslegung der Staatenbewohner hingegen gehört es diesen. Mir scheint es, als wäre das Recht auf Seiten der Engländer; denn obgleich der beste und bequemste Kanal an ihrer Seite ist, so ist doch der Kanal an der andern Seite der Insel hinlänglich tief, um die größten der jezt auf den Seen fahrenden Schiffe aufzunehmen.

Es sind bereits Plane zu einem Fort auf dem festen Lande, und zu einem andern auf der Insel Bois-blanc gezeichnet worden; da aber bloß eins derselben aufgeführt werden wird, so hat man den Bau desselben hinausgesetzt, bis es ausgemacht sein wird,

wem die Insel gehört. Liegt sie innerhalb der Brittischen Territorien, so wird auf ihr das Fort angelegt werden, weil hier die Lage vortheilhafter ist, als auf dem festen Lande. Es ist mittlerweile auf dem festen Lande ein großes Blockhaus gebauet worden, das bequem 100 Mann nebst Offiziers fassen kann. Um dasselbe her sind etwa 4 Morgen Landes in Beschlag genommen worden, im Fall das Fort nicht auf der Insel angelegt werden könnte.

Ein Blockhaus (wovon hier schon so häufig die Rede gewesen ist) nennt man ein Gebäude, dessen Mauern aus dicken, viereckig gehauenen, Holzblöcken zusammengesetzt sind. Diese Häuser haben gewöhnlich zwei Stockwerke, und in diesem Falle ist das obere 2 bis 3 Fuß weiter vorgebauet als das untere. In dem Boden dieses herausragenden Theiles sind Schießlöcher angebracht, so daß die Garnison, wenn etwa ein Versuch gemacht werden sollte, das Haus zu stürmen, gleich auf die Köpfe der Angreifenden hinabfeuern kann. Auch in den Wänden werden verschiedene solcher Schießlöcher gelassen, von denen einige, wie es bei diesem neuen Blockhause zu Malden der Fall ist, gerade groß genug sind, um eine kleine Kanone durch dieselben abzufeuern. Diese Oefnungen sind mit großen hölzernen Pfropfen versehen, die im Winter, wenn kein Angriff zu befürchten ist, hineingeschoben werden. Die Zwischenräume, so wie überhaupt alle Ritzen zwischen den Balken, werden alsdann sorgfältig mit Werg ausgestopft, damit die

Kälte nicht eindringen kann. Ein gut gebauetes Blockhaus muß so eingerichtet sein, daß wenn die eine Hälfte niedergeschossen ist, die andere Hälfte dennoch fest stehen bleibt. Jeder Balken im Dache und in den Wänden ist so eingefügt, daß er von dem benachbarten ganz unabhängig ist; auch jede Wand ist für sich bestehend, und das Dach hängt nur an einigen Stellen mit andern Theilen zusammen; wenn daher eine Kanone auf das Haus abgefeuert wird, so weicht bloß dasjenige Stück Holz aus der Stelle, welches von der Kugel getroffen ist, und jeder andere Theil bleibt unbeschädigt stehen. Ein Blockhaus bietet dem stärksten Musketenfeuer Trotz. — Da diese Häuser in sehr kurzer Zeit aufgebauet werden können, und jede Gegend des Landes einen Ueberfluß an Bauholz hat, so trifft man sie in Nordamerika fast bei jedem militairischen Außenposten, und beinahe in jeder Festung des Landes. Auch in der Oberstadt von Quebec sieht man mehrere derselben.

Unter den einzeln stehenden Häusern in der untern Gegend des Distriktes Malden giebt es einige, die vorzüglich schön sind; auch sind die daran stoßenden Meiereien sehr ansehnlich. Bei der Meierei, welche unserm Freunde, dem Kapitain E—, bei welchem wir uns jezt aufgehalten, gehört, befinden sich nicht weniger als 2000 Morgen Landes. Ein großer Theil desselben ist abgetrieben, und auf eine Art angebauet, die man selbst in England gut heißen würde. Sein Haus, das beßte im Distrikte, hat eine

angenehme Lage; in einer Entfernung von 200 Schritten läuft der Fluß, den man, nebst der Insel Bois-blanc, aus den Fenstern des Wohnzimmers vollkommen gut übersehen kann. Die Szene wird durch die vielen Indianischen Kanots, die man hin- und herfahren sieht, noch um vieles lebhafter. An der Vorderseite des Hauses befindet sich ein schöner, ebener Platz, der von Pfählen eingeschlossen und mit Baumgruppen gezieret ist. Im Hintergrunde desselben, nicht weit vom Wasser, steht ein großes Indianisches Wigwam, das Conciliumhaus genannt, in welchem sich die Indianer versammeln, wenn zwischen ihnen und den Offiziers des Indianischen Departements Sachen von Wichtigkeit zu verhandeln sind. Eine große Anzahl dieser Leute kommt täglich von der Insel Bois-blanc, wo nicht weniger als 500 Familien derselben ihr Lager aufgeschlagen haben, zu uns, und wir besuchen dafür fleißig die Insel, um ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen.

Unser Freund hat ihnen gesagt, wir hätten eine Fahrt über den großen See (das Atlantische Meer) gemacht, bloß um *sie* zu sehen. Dieser Umstand hat ihnen eine vortheilhafte Meinung von uns beigebracht; sie billigen ein solches Unternehmen gar sehr, und meinen, wir wüßten unsere Zeit doch recht gut anzuwenden. Kein Volk der Erde hat wohl einen so hohen Begriff von seiner Wichtigkeit, als diese Wilden; sie glauben über alle andere Menschen erhaben zu sein.

Wir hielten uns eine kurze Zeit in Malden auf, und fuhren alsdann, in einem kleinen zierlichen Lustboote, welches einer der Kaufleute gütig genug war, uns zu leihen, nach Detroit. Der Fluß ist zwischen diesen beiden Oertern von zwei Meilen bis zu einer halben Meile breit. Die Ufer sind größtentheils sehr niedrig, und an einigen Stellen derselben befinden sich große Sümpfe, die sich weit Landeinwärts erstrecken. Die Ufer sind mit vortrefflichem Nutzholze verschiedener Art gezieret, und die Waldparthien um die Sümpfe her, wo die Bäume hinlänglichen Spielraum haben, um ihre Aeste auszubreiten, sind äußerst schön. Zwischen diesen Sümpfen macht der Fluß einige ansehnliche Krümmungen, und hat daselbst verschiedene große Inseln, durch welche viele Abwechselung in diese Landschaft gebracht wird.

Ueber Malden hinaus sind an beiden Seiten des Flusses, die wenigen elenden Hütten in den Indianischen Dörfern ausgenommen, keine Häuser zu sehen; nähert man sich aber Detroit auf etwa 4 Meilen, so erblickt man wieder an beiden Seiten, vorzüglich an der Brittischen, eine Menge Niederlassungen. Das Land ist hier sehr reich an Baumgärten, welche die vortrefflichsten Pfirsichen, Aepfel und Kirschen hervorbringen; in vielen derselben hingen die Aeste der Aepfelbäume, mit schön gefärbten Früchten belastet, bis in das Wasser hinab. Von Aepfeln giebt es in dieser Gegend des Landes verschiedene schöne Sorten, aber eine, die pomme caille heißt, übertrifft die an-

dern alle uud wird besonders hoch geschätzt. Obgleich die pomme caille dieser Gegend nicht ausschließlich angehören mag, so erinnere ich mich doch nicht, sie in irgend einer anderen Gegend gesehen zu haben. Sie hat eine sehr ansehnliche Größe und eine dunkelrothe Farbe, die nicht allein der Haut eigen ist, sondern sich bis zum Kerngehäuse erstreckt. Zieht man die Haut vorsichtig ab, so ist die Frucht noch so roth, als ob sie unversehrt wäre. Wir konnten der Versuchung nicht widerstehen, sondern hielten bei einem dieser Obstgärten still, wo man uns denn für einige Pence die Erlaubniß gab, das Boot mit so vielen Früchten zu beladen, als wir bequem fortschaffen konnten. Die Pfirsichen waren in Ansehung der Größe, des Geschmacks und der Saftigkeit denen, die man gewöhnlich in den Obstgärten der mittleren Staaten trifft, bei weitem vorzuziehen.

Die Häuser in dieser Gegend des Landes sind alle auf dieselbe Art, wie in Unterkanada, gebauet; auch der Ackerbau wird eben so wie in der nutern Provinz betrieben; der Körperbau und die Sitten der Einwohner sind eben so wenig verschieden. Da überdies die Französische die herrschende Sprache ist, so glaubt sich ein Reisender wieder in die Gegend von Montreal oder Troisrivieres zurückgezaubert zu sehen. Die vornehmsten Posten durch das ganze westliche Land längs den Seen, dem Ohio, dem Illinois u. s. w. sind alle von Franzosen errichtet worden. Nur allein in Detroit und seiner Nachbarschaft und

im Illinäer-Lande haben sich die Französischen Ansiedler mit der größeren Anzahl derer die Englisch sprachen so genau vereinigt, daß ihre Muttersprache fast gänzlich ausgestorben ist.

Detroit enthält an 300 Häuser und ist die größte Stadt der westlichen Gegend. Es ligt dicht am Flusse, oben auf dem Bergufer, welches hier an 20 Fuß hoch ist. Am Fuße dieser hohen Ufer befinden sich große, von Holz erbauete, Kai's, die denen in den Atlantischen Seehäfen nicht unähnlich sind. Die Stadt hat mehrere Straßen, die mit einander parallel zum Fuße hinlaufen, und von anderen unter rechten Winkeln durchschnitten werden. Sie sind alle sehr eng, nicht gepflastert nnd daher im höchsten Grade dreckig, wenn es geregnet hat; doch befinden sich in den mehrsten auch Nebenwege für Fußgänger, die aus viereckigen, quer und dicht zusammen liegenden Balken bestehen. Die Stadt ist von sehr starken Palissaden umgeben; durch diese gehen vier Thore, von denen zwei zu den Kai's führen; von den zwei andern öffnet sich das eine nach der nördlichen, das andere nach der südlichen Seite der Stadt. Die Thore werden von starken Blockhäusern beschützt, und an der Westseite der Stadt befindet sich ein kleines Fort, in Gestalt eines Vierecks, mit Bastionen an den Winkeln. An jeder der Ecken dieses Forts ist ein kleines Feldstück aufgepflanzt worden; diese machen für jezt das ganze grobe Geschütz dieses Orts aus. Die Engländer hatten hier eine ansehnliche Artillerie, aber der

Ort war nie im Stande, eine regelmäßige Belagerung auszuhalten, denn die Festungswerke waren eigentlich nur als Schutzwehr gegen die Wilden aufgeführt worden.

Detroit ist jezt das Hauptquartier der westlichen Armee der Staaten. Die Garnison besteht aus 300 Mann, die in Kasernen einquartirt sind. Auf strenge Disziplin sehen die Offiziers nur wenig, und so sehr sich die Leute auch im Felde ausgezeichnet haben mögen, so nehmen sie sich doch auf der Parade höchst armselig aus. Die Schönen der Stadt sind, des Abmarsches der Englischen Truppen wegen, ganz au desespoir, obgleich die Amerikanischen Offiziers ihnen sagen, daß sie gar keine Ursache dazu hätten, weil sie, bei näherer Bekanntschaft, an ihnen weit klügere, angenehmere Leute finden würden, als die Brittischen Offiziers wären. Diese Sprache, so seltsam sie auch vorkommen mag, wird nicht selten von ihnen geführt. Eine Zeit von drei Monathen hat indeß die erste Meinung der Damen nicht umgestimmt. — Sie werden sich von dem unhöflichen, groben und zänkischen Benehmen der mehrsten Offiziers der westlichen Staaten-Armee einen Begriff machen können, wenn ich ihnen sage, daß diese Herren nicht einig genug nnter sich sind, um gemeinschaftlich mit einander speisen zu können. Man hat es zu Detroit oft versucht, einen Regiments-Speisetisch für die Offiziers zu Stande zu bringen, aber ihre ewigen Zänkereien machten, daß sie bald wieder auseinander gehen mußten.

Es war eine Zeit, wo ein Raufer und ein Offizier von der westlichen Armee beinahe gleichbedeutende Ausdrücke waren; denn als sie zu Grenville im Kantonirungsquartier lagen, hörten die Duelle unter ihnen gar nicht auf.

An zwei Drittel der Einwohner Detroits, so wie auch der größere Theil der Ansiedler am Flusse, sowohl oberhalb als unterhalb der Stadt, sind von Französischer Abkunft. Die ersteren beschäftigen sich größtentheils mit dem Handel, und scheinen so ziemlich im Stande der Gleichheit unter einander zu leben. Detroit ist eine ansehnliche Handelsstadt; es gehören ihr nicht weniger als zwölf Kauffartheischiffe, so wie auch Brigs, Jachten und Schoners, von 50 zu 100 Tonnen Last jedes. Die Schiffahrt ins Land ist hier wirklich sehr bedeutend, denn an der einen Seite ist der 300 Meilen lange Erie-See den Schiffen offen, die zum Hafen gehören, und an der andern Seite befinden sich die Seen Mitschigan und Huron, von denen jener über 200 Meilen lang und 60 breit ist, und dieser nicht weniger als 1000 Meilen im Umfange hat; des Sees St. Clair und des Detroit-Flusses, welche die genannten Seen mit einander verbinden, und der vielen großen Flüsse, die sich in dieselben ergießen, nicht einmahl zu gedenken. Die Magazine und Kramläden in der Stadt sind gut mit Waaren versehen, und man kann feine Tücher, Leinewand und allerlei andere Stoffe hier so gut in ihrer

Art, und beinahe eben so wohlfeil als zu Neu-York oder Philadelphia kaufen.

Die Einwohner sind mit Nahrungsmitteln jeder Art reichlich versehen. Die Fische, welche im Flusse und in den benachbarten Seen gefangen werden, sind vortrefflich; vorzüglich beliebt ist hier eine große Art der Forellen, die man Mitschillimakinak-Weißfisch nennt, weil sie in dem engen Passe dieses Nahmens häufig gefangen wird. So reichlich indeß die Bewohner Detroits und der umliegenden Gegenden mit Nahrungsmitteln versehen sind, so fehlt es ihnen doch an der nöthigsten Würze derselben, an Salz. Vor nicht langer Zeit mußten sie noch alles Salz von Europa kommen lassen, jezt sind aber Salzquellen in verschiedenen Gegenden entdeckt worden; sie fangen daher an, diesen Artikel selbst zu bereiten. Die besten und einträglichsten Quellen sind in den Händen der Regierung geblieben, und das Geld, welches durch den Verkauf des Salzes einläuft, kommt in die Schatzkammer der Provinz. In der ganzen westlichen Gegend des Landes gewinnt man Salz aus Quellen, deren einige mehrere hundert Scheffel (bushels) in einer Woche liefern.

Eine große Römisch-Katholische Kirche befindet sich in der Stadt Detroit, und eine andere an der entgegen gesetzten Seite, welche die Huronen-Kirche heißt, weil sie für diese Indianer gebauet worden ist. Die Straßen von Detroit sind fast immer mit Wilden mehrerer Stämme angefüllt, und unter ihnen

sieht man unzählige alte Squaws, welche ihre Töchter umherführen, um sie den Meistbietenden eine kurze Zeit lang abzutreten. Des Nachts jägt man alle Wilden, ausgenommen die, welche Zutritt in Privathäusern haben und sich daselbst ruhig verhalten, aus der Stadt, und schließt die Thore hinter ihnen zu.

Die Amerikanischen Offiziers hieselbst haben sich die größte Mühe gegeben, es den Indianern einzuprägen, daß sie vornehmer als die Englischen sind; da sie aber nicht daran denken, Geschenke zu geben, so bekümmern sich diese Leute um das, was ihnen die Herren vorsagen, sehr wenig. General Wayne, der ihnen beständig Geschenke versprach, sie aber, wenn sie dieselben forderten, auf weiterhin vertröstete, bekam von ihnen den bedeutungsvollen Spottnahmen, General Wabang, das heißt General Morgen.

Das Land um Detroit, so wie auch das an der Brittischen Seite des Flusses, bis auf eine ansehnliche Strecke über die Stadt hinaus, ist gut abgetrieben. Die Niederlassungen erstrecken sich beinahe bis zum Huronen-See, aber oberhalb des Flusses la Trenche, der sich in den St. Clair ergießt, liegen sie einzeln an den Ufern umher. An den Gestaden des Flusses la Trenche oder der Themse, wie er jezt heißt, thut die Bevölkerung, wegen der häufigen Auswanderungen aus der Gegend von Niagara und auch von Detroit, seitdem es die Engländer verlassen haben, sehr große Schritte. — Wir machten eines Morgens eine Exkursion in unserm kleinen Boote bis zum

See St. Clair, trafen aber weder in Ansehung der Eingebohrnen, noch der Beschaffenheit der Gegend selbst, etwas, das Aufmerksamkeit verdient hätte. Die Gegend um Detroit ist ungemein flach, und der Strom in keinem der Flüsse stark genug, nur ein kleines Mühlenrad zu treiben. Der Detroit-Fluß hat einen stärkern Strom, als alle übrigen. Ein Franzose erfand Einmahl eine schwimmende Mühle, die vermittelst Ketten in der Mitte des Flusses erhalten wurde, wo man den Strom für geschwinde genug hielt, das Wasserrad zu drehen; der Bau derselben verursachte den Einwohnern Detroits große Kosten, und doch entsprach sie, als sie fertig war, ihrer Erwartung keinesweges. Jezt mahlen sie ihr Korn in Windmühlen, welche ich mich nicht erinnere in irgend einem andern Theile von Nordamerika gesehen zu haben.

Der Boden des an den Detroit-Fluß gränzenden Landes ist zwar leicht, aber doch fett, und liefert guten Mais und Weizen. Das Klima ist weit gesunder als das in der Gegend des Niagara-Flusses; doch sind intermirtirende Fieber sehr gewöhnliche Krankheiten. Der Sommer ist ausnehmend heiß, und Fahrenheits Thermometer steht oft über 100°; doch geht sehr selten ein Winter hin, wo nicht der Schnee zwei bis drei Monathe auf dem Boden liegen bleibt.

Wir hatten uns, während unsers Aufenthalts zu Detroit über einen, uns, als Reisenden sehr wichtigen, Punkt zu berathschlagen, nähmlich über den Weg,

den wir zum Atlantischen Meere wieder zurück nehmen sollten. Keiner von uns hatte große Lust, nochmahls die Fahrt über den See zum Fort Erie zu machen; wir ließen daher jeden Gedanken an diesen Plan einstimmig fahren. Hierauf kamen zwei andere Wege in Vorschlag; der eine zu Lande von Detroit durch das nordwestliche Gebiet der vereinigten Staaten, bis zum Ursprunge irgend eines der Flüsse, die sich in den Ohio ergießen; hatten wir diesen erreicht, so konnten wir nachher auf = oder abwärts gehen, wie es uns am besten gefiel. Der andere Weg in Vorschlag ging nach Presqu' Isle, an der südlichen Seite des Erie = Sees, und von da den French = Creek und den Alleghenny = Fluß hinab, bis nach Pittsburg am Ohio, wo wir denn ebenfalls nach Maaßgabe der Umstände wählen konnten, ob wir den Ohio und Missisippi hinanfahren oder durch Pennsylvanien nach Philadelphia gehen wollten. Der erste Reiseplan wäre uns der angenehmste gewesen, aber wir fanden bald, daß wir nicht im Stande waren, ihn auszuführen. Wir hätten diese Reise zu Pferde machen, hätten, da der Weg durch einen, mehr als 200 Meilen langen, Wald ging, einen hinlänglichen Vorrath von Lebensmitteln mit uns nehmen, und unsere Pferde mit dem Futter befriedigen müssen, das etwa zwischen den Büschen gefunden worden wäre. Indeß konnten wir uns auch in Detroit oder der umliegenden Gegend keine Miethspferde verschaffen, und hätten wir uns Pferde kaufen wollen, welches über-

aus große Kosten verursachet haben würde, so wäre es uns doch vielleicht am Ende unserer Landreise unmöglich gewesen, sie wieder los zu werden, wenn wir sie anders nicht hätten in die Wälder jagen wollen, welches indeß unsere Finanzen wohl schwerlich erlaubt haben würden. Wäre aber auch alles dieses nicht gewesen, so kam uns doch noch ein anderes Hinderniß in den Weg, und dies war die Schwierigkeit, Wegweiser zu bekommen. Die Wilden waren schon alle bereit, ihre Jagdstreifereien anzufangen, aber wenn wir auch einen Trupp derselben zur Eskorte bekommen hätten, so müßten wir doch, wie man uns sagte, Gefahr laufen, daß sie uns, noch ehe wir das Ende unserer Reise erreichten, alle davon gingen. Wären sie unterwegs einem Trupp Landsleuten begegnet, die eine sehr glückliche Jagd gemacht hätten, wären sie in eine Gegend gekommen, welche Ueberfluß an Wildprett gehabt, oder hätten wir überhaupt nicht ganz nach ihrem Willen gehandelt, so würden sie, da ihnen auch der kleinste Zwang zuwider ist, ohne im geringsten des versprochenen Lohnes zu achten, uns vielleicht mitten in den Wäldern plötzlich im Stiche gelassen haben. Da wir das Ueble einer solchen Lage vollkommen einsahen, so beschlossen wir einstimmig, über Presqu' Isle zu gehen. Jezt entstand aber eine andere Schwierigk ; wir wußten nicht, wie wir dahin kommen sollten. Es war wohl, welches etwas sehr ungewöhnliches ist, ein kleines Fahrzeug eben im Begriffe dahin zu seegeln, aber der Pas-

sagiere waren so viele, daß auch nicht ein einziges Lager für uns übrig blieb; wäre dies aber auch nicht der Fall gewesen, so war es doch unser Wunsch keinesweges, diese Gegend so plötzlich zu verlassen. Einer der vornehmsten Kaufleute zu Detroit, dem wir Briefe überbracht hatten, entriß uns unserer Verlegenheit bald, denn er versprach uns, dem Steuermanne eines Schiffes, an welchem er einen Eigenthumsantheil hatte, Befehl zu geben, uns dort an das Land zu setzen. Das Schiff sollte in vierzehn Tagen absegeln, wir sicherten uns daher einen Platz in demselben, machten mit dem Steuermanne aus, daß er uns zu Malden abrufen möge, und fuhren darauf nochmahls in unserm kleinen Boote nach diesem Orte ab, wo wir einige Stunden nach unserer Abfahrt von Detroit anlangten.

Vierunddreißigster Brief.

Geschenke, die den Wilden von der Brittischen Regierung gemacht werden. — Art und Weise sie zu vertheilen. — Ursachen warum man sie giebt. — Das beste Mittel die Zuneigung der Wilden zu gewinnen. — Die Amerikaner geben sich wenig Mühe, mit den Wilden in gutem Vernehmen zu bleiben. — Folgen davon. — Krieg zwischen den Wilden und den Amerikanern. — Friedensschluß des Generals Wayne. — Der Friede wird wahrscheinlich nicht dauernd sein. — Ursachen. — Art und Weise wie die Wilden Frieden zu machen pflegen.

Theurer Freund

Malden im Oktob.

Neben dem Hause unsers Freundes in Malden steht eine große Reihe von Magazinen zur Aufnahme der Geschenke, welche die Regierung den Indianern dieser Gegend des Landes jährlich macht, und in welchem ohne Unterlaß mehrere Schreiber beschäftiget sind. Wir waren noch nicht lange in Malden gewesen, als wir Gelegenheit hatten, einige der hier abgelieferten Geschenke zu sehen. Eine Menge Anführer mehrerer Stämme waren vorher zu unserm Freunde gekommen, welcher der Oberste beim Departements dieser Gegend ist, und jeder derselben hatte ihm ein Bündel kleiner

Stückchen Zedernholz, von der Dicke einer kleinen Schreibtafel = Bleifeder gegeben, damit er genau die Zahl der einzelnen Glieder jeder Zunft wissen möge, welche Antheil an den Spenden ihres großen Vaters zu nehmen hofften. Die Stückchen in diesen Bündeln waren nicht von gleicher Länge. Die längsten derselben bezeichneten die Zahl der Krieger des Stammes, die mittleren zeigten die Anzahl der Weiber an, und die kleinsten die Anzahl der Kinder. Unser Freund übergab diese Bündel seinen Schreibern, die den Inhalt jedes derselben, so wie auch die Nahmen der Ueberbringer, in ihre Bücher eintrugen, um alsdann die Eintheilung der Geschenke darnach einzurichten. Der zur Austheilung dieser Geschenke bestimmte Tag war schön und hell, und überhaupt sehr zweckmäßig dazu; die Schreiber fingen daher an, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

An verschiedenen Stellen der Ebene wurde zuerst eine große Anzahl Stangen, deren jede einen Zettel hatte, auf welchem der Nahme des Stammes und die Zahl der zu beschenkenden Mitglieder desselben stand, in den Boden gesteckt. Alsdann wurden mehrere, mit dicken Decken umgebene, Ballen blaues, scharlachrothes und braunes Tuch und grob gedruckte baumwollene Zeuge aus den Magazinen geholt, so wie auch große Rollen Taback, Flinten, Feuersteine, Schießpulver, Kugeln, Schrot, Taschenmesser, Kämme von Horn und Elfenbein, Spiegel, Pfeifen = Tomahawks, Aexte, Scheeren, Nadeln, rothe Farben in Bündeln,

kupferne und eiserne Töpfe und Kessel. Der Werth des Ganzen belief sich auf 500 Pf. Sterl. Hierauf öffnete man die Ballen, zerschnitt die Decken, Tücher und baumwollenen Zeuge in kleinere Stücken, die groß genug waren, einen Umhang, ein Hemde, ein Paar Beinbedeckungen und dgl. daraus zu machen, und die verschiedenen Artikel, die für einen Stamm bestimmt waren, wurden neben der Stange, die den Nahmen desselben trug, auf einen Haufen geworfen. Da nicht weniger als 420 Indianer bedient werden sollten, so brachte man mit dieser Arbeit mehrere Stunden hin. Geistige Getränke und Zierathen von Silber giebt die Regierung den Wilden (ausgenommen begünstigten Anführern derselben ins Geheim) niemahls, so sehr sie auch darnach trachten; und Jemand der sich untersteht, diese Artikel für die Geschenke, welche sie von der Regierung bekommen haben, an sie zu vertauschen, oder überhaupt Jeder, der diese Geschenke auf irgend eine andere Art an sich zu bringen sucht, hat, nach den Gesetzen der Provinz, eine sehr harte Strafe zu erwarten.

Als alle Geschenke ausgekramt waren, wurde den Anführern angezeigt, sie möchten ihre Krieger zusammen rufen, welche außerhalb des Platzes umher wandelten. Nach Verlauf einiger Minuten waren sie alle da; sie stellten sich in einen großen Zirkel, und nun hielt unser Freund eine Rede — eine Feierlichkeit, ohne welche, den Gebräuchen der Wilden zu Folge, keine öffentliche Verhandlung vor sich geht. In

dieser Rede zeigte er ihnen an: Ihr erhabener und guter Vater, der an der entgegen gesetzten Seite des großen Sees wohne (nähmlich der König), sei für das Wohl und Glück seiner Getreuen stets besorgt; er habe, nach der ihm eigenen Freigebigkeit, seinen guten Kindern, den Indianern, die Geschenke gesendet, die jezt vor ihnen lägen. Die Flinten, Aexte und die Ammunition habe er für die jungen Männer unter ihnen, die Kleider für die bejahrten, für Weiber und Kinder bestimmt. Er hoffe, die jungen Leute würden nicht nöthig haben, ihre Waffen gegen den Feind zu richten, sondern sich ihrer bloß auf der Jagd bedienen; und er ließe sie ersuchen, die Alten sorgfältig zu verpflegen und das, was sie auf der Jagd erbeuten sollten, freigebig mit ihnen zu theilen. Er wünsche, daß der große Geist ihnen eine helle Sonne, einen heitern Himmel und eine gute Jahrszeit zum Jagen verleihen möge; und wenn er nach Verlauf eines Jahres finden würde, daß sie noch immer gute Kinder wären, so wolle er wieder seine milde Hand aufthun, und ihnen noch mehr Geschenke über den großen See hinüber senden.

Diese Rede wurde in Englischer Sprache gehalten, aber es waren Dollmetscher zugegen, die den verschiedenen Stämmen in ihren Sprachen jeden Satz derselben wiederholten, da denn jedes Mahl die Wilden ihre Freude durch ein lautes, tiefes „Hoah! Hoah!“ an den Tag legten. Als die Rede beendiget war, wurden die Anführer herbei gerufen; man zeigte

ihnen die verschiedenen Haufen, und vertrauete sie ihrer Sorgfalt an. Sie nahmen sie mit Dankbezeugungen hin, und winkten ihren Kriegern; mehrere junge Leute sprangen sogleich zwischen der Menge hervor, und in weniger als drei Minuten waren alle Geschenke vom Platze und in Kanots gebracht, die schon dazu bereit standen, sie zur Insel und zu den umliegenden Dörfern zu transportiren. Jeder Wilde beobachtete bei dieser Gelegenheit die größte Ordnung und das anständigste Betragen; auch nicht der geringste Zank erhob sich unter ihnen wegen Vertheilung der Geschenke, und bei keinem derselben zeigte sich das kleinste Fünkchen von Mißgunst. Kein Stamm bekümmerte sich um das, was der andere empfangen hatte, sondern jeder nahm den für ihn bestimmten Antheil zu sich, und ging damit stillschweigend fort.

Außer den genannten wurden dieses Jahr noch Geschenke anderer Art, nähmlich Lebensmittel, unter gewisse Stämme der Wilden vertheilt, die ihr Lager auf der Insel Bois-blanc aufgeschlagen hatten. Diese gehörten zu denjenigen Stämmen, welche mit den vereinigten Staaten in Krieg verwickelt gewesen, und deren Dörfer, Kornfelder und Magazine, während der Feindseligkeiten, vom General Wayne gänzlich zu Grunde gerichtet waren. Aller Mittel, ihr Leben zu fristen, beraubt, wendeten sie sich, gleich nach geschlossenem Frieden, an ihre Freunde, die Engländer, und erbaten sich ihren Beistand. „Unsere

„Feinde," sagten sie, „haben unsere Dörfer und „Kornmagazine zerstöret, unsere Weiber und Kinder „sind dem Hunger Preis gegeben. Ihr, die ihr euch „unsere Freunde nennt, zeigt jezt, daß ihr es wirklich „seid; gebt ihnen Nahrungsmittel bis die Sonne un„ser Korn zur Reife gebracht, und der große Geist „die zum Jagen günstige Zeit herbei geführt hat." — Ihre Bitte wurde ihnen sogleich gewährt; ein großes Magazin wurde auf der Insel erbauet, und auf Kosten der Regierung mit Lebensmitteln für sie angefüllt, die von den Schreibern beim Indianischen Departement, welche zwei Mahl wöchentlich zu ihnen hinüber fuhren, unter sie ausgetheilt wurden. Gewöhnlich wurden auf Einmahl drei Tonnen eingesalzenes Schwein = oder Rindfleisch, eben so viel Mehl, Bohnen oder Erbsen, Mais und zwei frisch geschlachtete Ochsen hergegeben. Diese Sachen empfingen die Wilden nicht mit der Dankbarkeit, welche sie bei Vertheilung der anderen Geschenke an den Tag legten, sondern so, als ob sie berechtiget wären, dieselben als eine Schuldigkeit von ihnen zu fordern. Eine Nation, ist ihr Grundsatz, darf sich nie weigern, einer andern im Unglücke beizustehen, es sei denn, daß sie mit ihr in Feindschaft lebe. Wären ihre weißen Brüder, die Britten, durch irgend einen Unglücksfall in eine ähnliche Lage versetzt worden, so würden sicher die Wilden mit der größten Bereitwilligkeit ihren lezten Bissen mit ihnen getheilt haben.

Die Geschenke für die Wilden und die Gehalte

für die Beamten beim Indianischen Departement sollen der Krone, wie ich bereits gesagt habe, jährlich etwa 100,000 Pfund Sterl. kosten. Als die Engländer zuerst Besitz von Kanada nahmen, waren die Kosten, welche die Geschenke verursachten, bei weitem größer; denn die Wilden waren damahls zahlreicher, und es war nöthig, jedem einzelnen derselben viel größere Geschenke zu machen, als es jezt der Fall ist, um nähmlich auf diese Weise die Vorurtheile zu bekämpfen, die ihnen von den Franzosen gegen dieselben beigebracht worden waren. Da diese Vorurtheile glücklicherweise besiegt worden sind, und da jezt die größte Einigkeit zwischen ihnen und ihren Grenznachbaren statt findet, so würden vielleicht noch geringere Geschenke als die, welche jezt ausgetheilt werden, zur Erhaltung des guten Vernehmens hinreichend sein; so lange indeß die Wahrscheinlichkeit da ist, daß es durch Verringerung derselben auch nur im Geringsten gestört werden könnte, so lange hält man es auch nicht für rathsam, ihnen etwas davon zu entziehen. Bedenken wir auch, wie glücklich, wie zahlreich die Wilden waren, ehe sich Europäer in das Gebiet, welches ihnen die Natur geschenkt hatte, eindrängten; bedenken wir ferner, wie viele Tausende derselben in Schlachten, in welche sie unsere Habsucht verwickelte, umgekommen sind, wie viele Tausende durch das giftige Getränk, welches wir ihnen zugeführt haben, dahingerafft sind, mit wie vielen erkünstelten Bedürfnissen wir die wenigen, noch übrig gebliebenen Natio-

nen derselben bekannt gemacht haben, und wie sehr der moralische Charakter dieser Nationen durch den Umgang mit weißen Menschen verderbt worden ist; bedenken wir endlich, daß wahrscheinlich im Verlauf von 50 Jahren auch keine Spur mehr von diesem einst tugendhaften und liebenswürdigen Volke in dem ganzen weitläuftigen Gebiete zwischen dem Missisippi und dem Atlantischen Meere anzutreffen sein wird — so müssen wir wünschen, daß die Engländer, statt die Kleinigkeiten, die den Wilden in ihrem gegenwärtigen Zustande so viel Vergnügen machen, zu verringern, sich lieber bemühen möchten, durch noch größere Freigebigkeit ihr Glück und ihre Zufriedenheit vollkommner zu machen.

Um die Liebe einer ungebildeten Nation zu gewinnen, sind gewiß keine Mittel so wirksam, als angenehme Geschenke. Auch auf die Gemüther der Wilden haben sie großen Einfluß gezeigt; um diese aber ganz zu fesseln, sind Geschenke allein nicht hinlänglich. Man muß ihnen zeigen, daß man den wärmsten Antheil an allem nimmt, was sie angeht; man muß sie wie seines Gleichen behandeln, sich zu ihnen gesellen und sogar einigermaaßen ihren Landesgebräuchen anhangen. So machten es die Franzosen, als sie zuerst Besitz von Kanada nahmen; daher gewannen sie auch das Zutrauen dieses Volkes in einem hohen Grade, und bekamen eine so unumschränkte Herrschaft über dasselbe. Alte Indianer hört man noch oft sagen, sie hätten nie glücklichere Tage verlebt,

als wie die Franzosen noch im Besitze ihres Landes gewesen wären; und es ist, wie ich schon gesagt habe, wirklich merkwürdig, daß die Wilden, wenn sie krank oder hungrig sind, wenn sie einen Zufluchtsort vor einem Gewitter suchen u. s. w. immer lieber das Haus eines alten Französischen Ansiedlers als eines Brittischen Bewohners wählen. Die Englischen Ansiedler sind gar wohl von der Nothwendigkeit, die Wilden mit Achtung und Aufmerksamkeit zu behandeln, überzeugt, und sie bemühen sich auch ihrer Ueberzeugung gemäß zu handeln; indeß können sie doch nicht so, wie die Franzosen, den Gedanken verscheuchen, daß die Wilden eine Stufe tiefer stehen als sie; und so erklärt sich der Vorzug, den die Wilden den Franzosen geben, sehr leicht. Uebrigens leben sie in sehr freundschaftlichen Verhältnissen unter einander, und viele Engländer von den Gränzen haben mir gesagt, daß wenn sich ihre Landsleute nur halb so gut gegen einander betrügen und nur halb so ehrlich wären, als sich die Wilden gegen sie zeigten, der gesellschaftliche Zustand im Lande wahrhaft neidenswerth sein müßte.

Was die Gränzen der vereinigten Staaten betrifft, so hat sich hier die Regierung nur sehr wenige, das Volk aber gar keine Mühe gegeben, sich die Liebe der Wilden zu erwerben; lezteres hat sogar, statt sie als eine unabhängige, benachbarte Nation in Ehren zu halten, nur zu oft auf die unverantwortlichste Art die Rechte verlezt, die ihnen als Menschen

zukommen. Die Folge davon ist gewesen, daß die Bewohner der Gränzen alles dasjenige Elend über sich gebracht haben, in welches sie ein grausamer, rachsüchtiger Feind hätte stürzen können. Nächtliche Ermordungen, Diebstähle und Mordbrennerei sind nichts ungewöhnliches gewesen. Zuweilen haben sie es kaum wagen dürfen, ihre Wohnungen zu verlassen, und oft haben sie Nächte lang bewaffnet auf ihrer Hut sein müssen, um den Angriffen der Wilden zu widerstehen. Niemahls haben sie ihre Nachbaren unbewaffnet besuchen, oder selbst bei hellem Tage eine Reise von einigen Meilen ohne Gesellschaft machen dürfen. Die Zeitungen der vereinigten Staaten sind täglich voll gewesen von Grausamkeiten, welche die Wilden begingen, und ganze Bände würden erfordert werden, um alle die gräßlichen Geschichten zu fassen, die sich in jenen Gegenden zugetragen haben.

Die Bewohner der Staaten haben behauptet, die Wilden wären von den Leuten an den Brittischen Gränzen in solchen Grausamkeiten bestärkt worden; auch auf die Regierung haben sie häufig geschimpft, daß sie ihnen, durch Austheilen der Flinten, Tomahawks und anderer verderblichen Waffen, dazu behülflich gewesen ist. Daß die Wilden durch Geschenke und durch andere Mittel dahin gebracht worden sind, während des Amerikanischen Krieges gegen die Kolonisten aufzutreten, ist nicht zu läugnen; daß aber auch nach geschlossenem Frieden dieselben Maaßregeln getroffen worden sind, ist eine falsche und boshafte

Behauptung. Sicher ist allein dem Betragen der Staatenbewohner, und keinem andern Umstande, die Fortdauer der Feindseligkeiten zwischen ihnen und den Wilden, nach Unterzeichnung des Friedensschlusses, zuzuschreiben. Statt daß sie damahls hätten Gelegenheit nehmen sollen, die Wilden durch Geschenke und durch ein freundschaftliches Betragen mit sich auszusöhnen, setzten sie ihre alte Feindseligkeit fort. Sie betrachteten die Indianer, welches auch noch jezt der Fall ist, als wilde Thiere, die von der Erde vertilgt werden müssen, und angetrieben durch unersättlichen Geitz und durch die ewige Unruhe und Unzufriedenheit, die ihre Seelen gefesselt halten, überschritten sie ihre Gränzen und ließen sich, ohne um Erlaubniß zu bitten, im Gebiete der Wilden nieder; denn in ihrem eigenen, wo noch Millionen Acker Landes zu haben waren, blieben sie deshalb nicht, weil sie daselbst keine Ländereien umsonst bekommen konnten. Die Wilden, welche auf Beobachtung der Gränzlinie genauer halten, als vielleicht irgend eine andere Nation der Welt, die, im Verhältnisse zu ihrer Größe, so ausgebreitete Besitzungen hat, trugen kein Bedenken, diese ungebetenen Gäste bei jeder Gelegenheit zu plündern, ja selbst umzubringen. Die Weißen bemüheten sich, sie zurück zu halten, und schossen sie mit so vieler Gleichgültigkeit nieder, als ob es Wölfe oder Bären gewesen wären. In ihren Zügen gegen die weißen Ansiedler wurden die Wilden oft mit Verlust zurück getrieben; aber ihr Unglück

bestimmte sie nur, mit gedoppelter Wuth zurück zu kehren. Ihre bekannte Rachsucht verleitete sie bei jeder Gelegenheit, Blut für Blut zu suchen. Nicht damit zufrieden ganze Familien solcher Ansiedler, die entweder ihre Anführer und Krieger verwundet oder getödtet hatten, zu morden, begaben sie sich oft, um die Manen ihrer verstorbenen Freunde zu versöhnen, gleichfalls über die Gränzlinien hinaus, und richteten die fürchterlichsten Verheerrungen unter den friedlichen weißen Bewohnern der vereinigten Staaten an, welche auf keine Weise an dem schlechten Betragen ihrer Landsleute, die sich in das Indianische Gebiet drängten, Theil genommen hatten. Traf es sich, daß sie auch hier zurück getrieben wurden, oder einen Freund verloren, so kehrten sie zurück, um von neuem Rache zu üben; und da nur selten der Fall eintrat, daß sie ohne Verlust davon kamen, so nahmen ihre Ausschweifungen und Grausamkeiten mit jedem Jahre zu. Zulezt richtete die Regierung ihre Aufmerksamkeit auf die beklagenswerthe Lage der Ansiedler an den Gränzen, und das Resultat war, daß der Kongreß bestimmte, es solle, auf Kosten der Staaten, eine Armee zur Vertreibung des Feindes auf die Beine gebracht werden.

Wirklich wurde im Jahre 1790 eine Armee errichtet, und das Kommando darüber dem General St. Clair übertragen. Sie bestand aus 1500 Mann, die aber nicht dazu gewöhnt waren, gegen Wilde zu fechten; auch der General, obgleich er ein erfahrner Offizier und wohl im Stande war, eine Armee gegen

regulirte Truppen anzuführen, war, wie viele es vorausſahen, und der Ausgang es bewies, ganz und gar nicht dazu geeignet, einen Feldzug dieſer Art zu unternehmen.

St. Clair rückte mit ſeiner Armee in das Indianiſche Gebiet hinein. Dann und wann fielen kleine Scharmützel vor, aber die Wilden zogen ſich, als wären ſie nicht vermögend, einem ſo mächtigen Feinde Widerſtand zu leiſten, immer weiter zurück. Uneingedenk der Kriegsliſt des verſchmitzten Feindes, mit dem er zu thun hatte, folgte der General kühn nach, bis er endlich, als man ihn weit in das Gebiet der Wilden, bis zu einem ihren Abſichten angemeſſenen Platz, gelockt hatte, von allen Seiten angegriffen wurde. Seine Leute gerathen in Unordnung; vergebens verſucht er es, die Ordnung unter ihnen wieder herzuſtellen; die Wilden, kühner noch als ſie die Verwirrung ſehen, ſtürzen mit ihren Tomahawks und Skalpir-Meſſern herbei, und nun erfolgt eine ſchreckliche Niederlage. Der größte Theil der Armee blieb auf dem Platze, und von denen, die dem Meſſer entrannen, wurden die mehrſten zu Gefangenen gemacht. Alle Kanonen, Ammunition, Bagage und Pferde der Armee fielen, bei dieſer Gelegenheit, den Wilden in die Hände.

Eine große Anzahl junger Kanadier, vorzüglich ſolche, die von Indianerinnen gebohren waren, fochten hier an der Seite der Wilden; ein Umſtand, welcher die Bewohner der Staaten in ihrer Meinung, welche ſie ſchon vorher gehegt hatten, daß die Wilden

von den Engländern zu ihren Angriffen aufgemuntert würden, noch mehr bestärkte. Mehrere der jungen Leute, die gegen St. Clair gefochten hatten, haben mir indeß versichert, daß sie ihre Wohnungen auf das aller geheimste hatten verlassen müssen, als sie sich zu den Indianern begaben, weil sie befürchten mußten, die Regierung würde sie dafür bestrafen. Sie hätten, sagten sie, sich der Sache der Wilden mehr deshalb angenommen, weil sie wünschten, einem Volke beizustehen, dem Unrecht widerfahren sei, als um Rache an Menschen zu üben, die sie vormahls als Rebellen angesehen hätten.

Da die Rache der Wilden durch den Sieg, den sie über St. Clair davon getragen hatten, vollkommen besänftiget war, so hätte man wahrscheinlich unter sehr vortheilhaften Bedingungen Frieden mit ihnen machen können, wenn man sich sogleich Mühe darum gegeben hätte; und wäre die Gränzlinie, die man alsdann ganz genau hätte bestimmen können, nachher pünktlich von den Bewohnern der Staaten beobachtet worden, so ist Ursache da, zu vermuthen, daß der Friede von Dauer gewesen sein würde. Da dies indeß nicht ganz sicher war, und man sich überzeugt hielt, daß der Frieden unter besseren Bedingungen erhalten werden könne, wenn die Staaten vorher als Sieger aufgetreten wären, so entschloß man sich, noch eine andere Armee aufzurichten. Der Kongreß zeigte sich, durch seine Beiträge zu diesem Zwecke, sehr freigebig, und bald standen 3000 Mann da.

Man hatte dafür gesorgt, für diese neue Armee Männer aus Kentucky und andern Gränzgegenden anzuwerben, die genau mit der Art zu fechten, deren sich die Wilden bedienen, bekannt waren; auch sammelte man eine hinlängliche Anzahl Scharfschüzzen von den Gränzen, die ein sehr großes Regiment bildeten. Das Kommando über die neue Armee wurde dem verstorbenen General Wayne übertragen. Kaum hatte dieser Mann seinen Posten angetreten, so war er auch darauf bedacht, strenge Mannszucht unter seinen Truppen einzuführen. Er hielt nachher die Armee an den Gränzen in Bewegung, drang aber nicht tief in das Land der Wilden ein, und vermied es eine Zeit lang, offensiv gegen den Feind zu agiren. Der General glaubte, diese Verzögerung würde zwei Vortheile für ihn haben: Erstlich würde sie dazu dienen, seinen Soldaten die Gedanken an das Schicksal der lezten Armee gänzlich aus den Köpfen zu bringen, und fürs Andere würde er dadurch Zeit gewinnen, diejenigen seiner Leute, die unbekannt mit der Indianischen Art zu fechten wären, dazu abzurichten; denn, wie er glaubte, durfte er sich auf keinen glücklichen Ausgang Hoffnung machen, wenn er sich nicht derselben Art zu fechten bediente, zu der die Wilden gewöhnt sind.

Als die Soldaten gehörig abgerichtet waren, rückte er vor, jedoch mit der äußersten Vorsicht. Selten ging er des Tages weiter als zwölf Meilen; der Marsch endigte sich immer Mittags, und der

Nachmittag wurde regelmäßig dazu angewendet, rund um das Lager starke Schanzen aufzuwerfen, damit die Armee vor einem plötzlichen Angriffe sicher sein könnte. Der Platz, der so an einem Tage befestiget war, wurde am folgenden nicht eher verlassen, als bis man ein neues Lager aufgeschlagen hatte. Ueberdies wurden noch, etwa 40 Meilen auseinander, große Posten angelegt, auf welchen man Wachen zurückließ, um eine sichere Retraite für die Armee zu haben, im Fall es ihr nicht nach Wunsch gehen sollte. So wie General Wayne vorrückte, schickte er Detaschements seiner Truppen vor sich her, welche alle Dörfer der Wilden, die in ihrer Nähe lagen, zerstören mußten. Man bediente sich bei diesen Gelegenheiten aller möglichen Kriegeslist. Zuweilen zogen die Soldaten ihre Kleider aus, bemahlten ihren Körper, und verkleideten sich so, daß sie den Wilden in allen Stücken ähnlich waren; alsdann näherten sie sich als Freunde und richteten eine fürchterliche Niederlage an. Auch fielen auf dem Marsche oft Scharmützel mit den Wilden vor, die um die Armee her schwärmten. Diese Gefechte fielen bald für die eine, bald für die andere Parthei günstig aus; am häufigsten aber für die Amerikaner, da diese mit der Verschlagenheit ihrer Gegner auch militairische Kenntnisse und gute Manns-zucht vereinigten.

Die ganze Zeit zogen sich die Wilden zurück, so wie sie es ehemahls vor St. Clair gethan hatten; ohne im Stande zu sein, sich in ein entscheidendes

Gefecht mit ihnen einzulassen, rückte General Wayne selbst bis zum Miami der Seen vor, einem Flusse, der durch diesen Beinahmen von einem andern Miami-Flusse unterschieden wird, und sich in den Ohio ergießt. Hier war es, wo der sonderbare Briefwechsel, in Betreff des Forts Miami, statt fand, dessen Inhalt in den mehrsten Englischen und Amerikanischen Blättern angezeigt wurde, und durch welchen sich General Wayne den Tadel mancher seiner Landsleute zuzog, der damahlige Oberst, General Campbell, hingegen, der Kommandant des Forts war, öffentlichen Dank der Londoner Kaufleute erwarb.

Fort Miami, welches am Flusse desselben Nahmens liegt, wurde von den Franzosen im Jahre 1793 erbauet, um welche Zeit man Ursache hatte, anzunehmen, die Uneinigkeiten zwischen Großbrittannien und den vereinigten Staaten würden nicht so friedlich beigelegt werden können, als es wirklich geschehen ist. Wenigstens muß dieses die Meinung des Gouvernements gewesen sein, weil dieses sonst keinen Befehl gegeben haben würde, ein Fort innerhalb der Gränzlinie der vereinigten Staaten aufzuführen; ein Umstand der nothwendigerweise den Unwillen der Bewohner derselben rege machen mußte. General Wayne hatte, wie es scheint, keinen bestimmten Befehl von seiner Regierung bekommen, dasselbe in Besitz zu nehmen. Er dachte indeß, es könne nicht fehlen, daß er sich allgemeinen Dank erwerben würde, wenn er es, ohne Gefahr dabei zu laufen, zu bekommen suchte.

Eitelkeit war seine herrschende Leidenschaft, er entschloß sich daher, alles mögliche zu versuchen, um in den Besitz dieses Forts zu kommen. Oberst Campbell überzeugte ihn indeß durch die bestimmte, männliche Art, mit welcher er seine Aufforderung, das Fort zu übergeben, weil es innerhalb der Gränzlinie der Staaten liege, beantwortete, daß er ihn weder durch seine Vorstellungen bewegen, noch ihm durch seine Drohungen Furcht einjagen würde, und daß die 200 Mann, welche die Garnison ausmachten, die Angriffe seiner 3000 Mann starken Armee mit Entschlossenheit abwarten würden. Die Hauptdivision der Amerikanischen Armee befand sich jezt etwa 4 Meilen vom Fort entfernt; ein kleines Detaschement hatte sich aber, nur in einer geringen Entfernung vom Fort, in dem Walde versteckt, um gleich bereit zu sein, wenn der General Wayne seiner bedürfte. Beinahe unglaublich ist es, daß dieser Mann, da er sah, daß sich die Aufforderung an den Kommandanten unwirksam zeigte, so sehr die Würde des Generals vergaß, daß er zum Fort hinritt, und sich der beleidigendsten Ausdrücke gegen die wachthabenden Soldaten bediente. Seine Absicht war, wie ich glaube, die Garnison zu reizen, auf ihn zu feuern, in welchem Falle er einen Vorwand gehabt hätte, das Fort zu stürmen. Oberst Campbell hatte indeß seinen Soldaten und Offiziers ernstlich befohlen, still zu bleiben, selbst wenn sie beleidiget würden, und unter keiner andern Bedingung zu feuern, als wenn das Fort

wirklich vom Feinde angegriffen würde. So wurde, durch die Klugheit dieses Mannes, Wayne's Plan vereitelt, viel Blut weniger vergossen, und vielleicht ein zweiter Krieg zwischen Großbrittannien und Amerika glücklich abgewendet.

Die Wilden hatten von den jungen Kanadiern, die unter ihnen waren, gehört, daß man gewiß vom Fort aus auf jeden Theil der Armee, welcher sich ihm nähern sollte, feuern würde; denn sie konnten sich nicht vorstellen, daß die Amerikaner in die Gegend des Forts kommen könnten, ohne zugleich offensiv zu agiren; in welchem Falle man sich ihnen auch sicher widersetzt haben würde. Als die Wilden daher hörten, man habe nicht auf General Wayne geschossen, fingen sie an zu trauern und zu klagen, daß sie sich betrogen, und jezt keinen weitern Beistand von den Engländern zu erwarten hätten. Indeß verließ sie ihr angebohrner Muth nicht; sie entschlossen sich schleunigst Halt zu machen, wählten sich hierzu einen zweckmäßigen Platz, und erwarteten nun die Ankunft des Generals, der dicht hinter ihnen war.

Die Wilden pflegen vor dem Tage, an welchem sie ein allgemeines Treffen erwarten, ein strenges Fasten zu beobachten. Durch diese Enthaltsamkeit werden sie zu kriegerischen Unternehmungen keinesweges untauglich gemacht, denn sie sind von Kindheit an dazu gewöhnt. Auch den Tag vor dem, an welchem sie den General Wayne erwarteten, wurde diese Zeremonie strenge beobachtet; sie suchten einen Hin-

terhalt im Gehölze, um ihn daselbst zu empfangen. Er rückte indeß an diesem Tage nicht so weit vor, als sie, den Berichten ihrer Kundschafter zu Folge, vermuthet hatten, und so blieben sie ruhig im Hinterhalte liegen. Der zweite Tag ging hin, ohne daß der General ihnen nahe gekommen war; da sie aber vollkommen überzeugt waren, daß er am folgenden bei ihnen sein würde, so hielten sie sich noch immer versteckt. Der dritte Tag war äußerst regnicht und stürmisch, und die Kundschafter brachten die Nachricht, der General würde sicherlich an demselben bis zu ihnen vorrücken. Die Wilden, welche jezt drei Tage gefastet hatten, entschlossen sich jezt den Hinterhalt zu verlassen und etwas Nahrungsmittel zu sich zu nehmen. Sie hatten sich noch vor der Mahlzeit in drei Haufen getheilt, um sich nach einer andern Gegend zu begeben, wo sie die Staaten-Armee zu überraschen hofften; aber sie wurden in der Lage, in welcher sie sich jezt befanden, selbst überrascht. General Wayne, der durch seine Kundschafter, die jezt eben so listig waren als die der Wilden, Nachricht von ihrem Vorhaben bekommen, und sich darauf gestellt hatte, als begäbe er sich in eine andere Gegend, wodurch die Wilden getäuscht wurden, drehete sich plötzlich um, und schickte die leichte Kavallerie gerade zu einer Zeit unter sie, als sie es am wenigsten vermuthen konnten. Die Wilden wurden in Verwirrung gebracht; ein Umstand, der bei ihnen jedes Mahl eine Niederlage zur Folge hat. Sie leiste-

ten nur schwachen Widerstand, und flohen alsdann eiligst davon.

Als General Wayne zu Anfange des Jahrs 1796 zu Philadelphia ankam, wurde ich bei ihm eingeführt, da ich denn Gelegenheit hatte, den Plan zu allen seinen Indianischen Feldzügen zu sehen. Dieser gemachte Plan erregte, wie es zu erwarten war, die Verwunderung aller alten Offiziers, die ihn sahen. Die Wilden waren in drei Linien vorgestellt, eine hinter der andern; sie hatten die Amerikanische Armee mit Standhaftigkeit empfangen, und sich bemühet, ihr mit großer Geschicklichkeit in die Flanken zu fallen, als sie durch das plötzliche Erscheinen der Scharfschützen von Kentucky, und durch die leichte Reiterei in die Flucht geschlagen wurden. Da man die Wilden bei dieser Gelegenheit mit so großer Ordnung und Regelmäßigkeit fechten ließ, so vermuthete ein Jeder, sie wären von erfahrnen und geschickten Brittischen Offiziers dazu abgerichtet worden. Wie abgeschmackt indeß dieser Plan war, erhellet daraus, daß während der ganzen Affaire die Amerikanische Armee nicht funfzig Wilde beisammen gesehen hat; ein Umstand, der selbst von dem Generale und seinen Adjutaaten nicht geläugnet werden kann. Auch weiß ein Jeder, der etwas von den Wilden gelesen hat, daß sie niemahls in der angegebenen Ordnung zu Felde ziehen, sondern immer, von Bäumen und Büschen gedeckt, auf die unregelmäßigste Art fechten. So große Mühe sich auch ehedem sowohl die Franzosen als die En-

gländer gegeben haben, ihnen diese Art zu fechten abzugewöhnen, so haben sie doch nie ihren Zweck erreichen können. Wie ich von mehreren Männern gehört habe, die selbst bei dieser Expedition waren, fochten die Wilden ganz auf die nähmliche Art gegen General Wayne. Sobald sie die Amerikanischen Truppen ausgespähet hatten, suchte sich jeder, so gut er konnte, zu decken, und auch auf dem Rückzuge beobachteten sie dieselbe Vorsicht. Hätte General Wayne seine Armee nach der, im Plane angegebenen, Art in Ordnung vorrücken lassen, so würde es ihm sicher so, wie den Generalen St. Clair und Baddock bei frühern Gelegenheiten, gegangen sein. Dies that er aber nicht, sondern focht nach ihrer Weise, und schickte kleine Haufen leichter Truppen und Kavallerie ab, die sie aus ihren Schlupfwinkeln aufjagen mußten, und nur so wurde es ihm möglich, sie zu schlagen.

Zwischen 30 und 40 Wilde wurden von der Amerikanischen Armee todt auf dem Platze gefunden; sie waren, als sie von einem Baume zum andern liefen, erschossen und mit Bajonetten niedergestoßen worden. Man glaubt, die Anzahl der Gebliebenen sei bei weitem größer; da indeß die Wilden, in Ansehung dieses Vorfalles, das tiefste Stillschweigen beobachten, so habe ich nichts bestimmtes hierüber erfahren können. Dem sei übrigens wie ihm wolle, kurz die Wilden wurden durch diesen Vorfall bald dahin gebracht, Frieden zu wünschen. Das Gouvernement der vereinigten Staaten schickte Bevollmächtigte zu den An-

führern, die sich in Unterhandlung mit ihnen einlie-
ßen, und das Resultat war, daß die Wilden einen
ansehnlichen Theil ihres, an die vereinigten Staaten
gränzenden, Landes abtreten mußten.

Die lezte und Hauptfeierlichkeit, welche bei einem Friedensschlusse von den Wilden beobachtet wird, ist das Verbrennen der Streitaxt. Als diese Feierlichkeit vor sich gehen sollte, stand einer der Anführer auf, und beklagte es, daß der lezte Friede, zwischen ihnen und den Staaten, so bald gebrochen sei; er wünsch-
te, der jezt geschlossene möge von längerer Dauer sein, und that zugleich den Vorschlag, er wolle die große Eiche, die vor ihm stand, entwurzeln, und die Streitaxt unter derselben begraben, wo sie auf ewig ruhen solle. Ein anderer Anführer sagte: Bäume könnten von den Stürmen entwurzelt werden, auf keine Weise vermöchten sie dem Untergange zu trotzen; da die Indianer aber einen ewigen Frieden mit ihren ehemahligen Feinden zu machen wünschten, so sei es, nach seiner Meinung, besser, die Axt unter dem hohen Berge zu begraben, der hinter dem Walde empor steige. Jezt nahm ein dritter Anführer das Wort: „Was mich betrifft," sagte er, „ich bin nur ein „Mensch, ich besitze nicht die Stärke des großen Gei-
„stes, kann also auch nicht die Bäume der Wälder „mit den Wurzeln ausreißen, oder Berge aus der „Stelle rücken, um unter denselben die Axt zu be-
„graben; ich thue daher den Vorschlag, daß „man die Axt in den tiefen See werfen möge,

„wo sie kein Sterblicher finden kann, und wo sie auf „immer begraben bleiben wird.“ — Dieser Vorschlag wurde freudig von der Versammlung angenommen, und die Axt mit vielen Feierlichkeiten in das Wasser geworfen. Die Wilden sagen in ihrer Bildersprache, es müsse jezt auf ewig Friede sein. „Bei vorigen „Gelegenheiten,“ sprechen sie, „als man die Axt be„grub, wurde sie nur oberflächlich mit Erde und ei„nigen Blättern bedeckt, und da sie von jeher ein „zankſüchtiges, unruhiges Wesen war, so fand sie „bald Mittel, wieder über die Erde zu kommen, wo „sie jedes Mahl großes Ungemach unter uns und „unseren weißen Brüder stiftete, und vielen guten „Menschen den Kopf zerschlug. Jezt aber, da sie in „die Tiefe des Sees geworfen ist, wird sie weiter kei„nen Schaden unter uns anrichten, denn sie kann „nicht wieder zu uns heraufkommen, und Keiner „kann sich zu ihr hinab begeben, um sie wieder zu „holen.“ — Ich zweifle nicht, daß der Frieden von Dauer sein könnte, wenn die vereinigten Staaten die Artikel des Friedensschlusses eben so pünktlich, als die Wilden, befolgen wollten; aber es bedarf nur wenig Seherkraft, voraus zu sagen, daß dies nicht der Fall sein, und daß die Axt in kurzer Zeit wieder zur Hand genommen werden wird. Wirklich waren, kurz vor unserer Ankunft zu Malden, Bothschafter von den südlichen Indianern daselbst angelanget, welche die Gesinnungen derjenigen, die nahe am See wohnen, untersuchen und sich erkundigen sollten, ob sie bereit

und Willens seien, sich in einen Krieg mit ihnen einzulassen.

Man hat gar nicht Ursache, sich über diese Begierde nach Krieg zu wundern, wenn (wie dies die Bevollmächtigten, die von der Föderal-Regierung zum neuen Staate Tenessi hinab gesendet wurden, um den Friedenstraktat zu bestätigen, und die Gränzlinie dieses Staates genau zu bestimmen, selbst eingestehen) über 5000 Menschen, ganz gegen die gemachten Friedensbedingungen, in das Gebiet der Indianer vorgedrungen sind, und sich daselbst niedergelassen haben. Diese Leute wollten sich, nach der Aussage der Bevollmächtigten, auf keine Weise überreden lassen, zu den vereinigten Staaten zurück zu kehren. Die Wahrheit dieser Aussage wurde in einem Briefe von Lexington in Kentucky bekräftiget, den ich selbst gesehen habe, und welcher nachher in mehreren Zeitungen der vereinigten Staaten im Auszuge zu lesen war.

Sehr viele der hintern Ansiedler an den Indianischen Gränzen sind, nach dem was ich von ihnen gehört habe, mit größerem Rechte Wilde zu nennen, als die Indianer. Wie man mir gesagt hat, ist es gar nichts ungewöhnliches, Skalpe, welche sie selbst den Indianern, die sie tod geschossen, von den Schädeln gerissen haben, wie die Ohren oder den Schweif eines Fuchses an die Ecken des Kamins oder an die Thüren genagelt zu sehen; und in unzähligen, in den vereinigten Staaten herausgekommenen, Druckschriften habe ich Nachrichten gelesen, daß sie Wilden die

Haut abgezogen und diese, wie Thierhäute, zu allerlei Zwecken angewendet haben. Ein Indianer wird von ihnen als ein verheerendes Raubthier angesehen; sie glauben er habe keine Vernunft, keine Seele, und müsse, wo er sich blicken läßt, wie ein Wolf gehetzt werden. Wirklich herrschen selbst unter den bessern Einwohnern der westlichen Gegend des Landes die abscheulichsten Begriffe in Ansehung dieser armen Menschen, und manche unter ihnen hört man, der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zum Hohne, Gründe für die Verbannung oder Ausrottung derselben anführen. „Der Wilde," sagen sie, „der keinen Begriff vom Ackerbau hat, oder wenigstens sich nicht „damit befassen will, braucht an hundert Morgen „Landes, um seine Familie zu erhalten; hundert „Morgen würden für einen von uns und seine Familie hinlänglich sein; warum sollen wir denn nun „leiden, daß diese Heiden, die keinen Begriff von „Künsten und Handwerken haben, die sich niemahls „mit Wissenschaften abgegeben, und nie etwas, der „Menschheit Nützliches, erfunden haben, warum sollen wir leiden, daß diese Menschen uns auf unserm „Grund und Boden zur Last fallen?" — „Die Ansiedler, welche sich jezt in den obern Gegenden „Georgiens, auf den schönen Ländereien an den Flüssen Oconec und Okemulgi niederlassen," sagt Herr Imlay, wenn er von der wahrscheinlichen Bestimmung der Wilden des südwestlichen Territoriums spricht — „werden ihnen in dieser Gegend hinläng-

„lich Trotz bieten. Die Niederlassungen von French-
„Broad haben, mit Huston vereinigt, nichts von ih-
„nen zu befürchten, und die von Cumberland sind viel
„zu mächtig, als daß sie Gefahr ausgesetzt sein
„könnten. Die Spanier sind im Besitze der Florida's
„(wie lange sie darin bleiben werden, dieses muß von
„ihrer Mäßigung und ihrem Benehmen abhangen)
„und der Niederlassungen am Natchez, die sich bald
„bis zu den südlichen Gränzen von Cumberland hin-
„auf erstrecken werden, so daß sie (die Indianer)
„nach wenigen Jahren durchaus umzingelt sein müs-
„sen. Die Bürger der vereinigten Staaten werden
„immer fortfahren, ihnen an drei Seiten Abbruch zu
„thun, sie zwingen, entweder eine minder wilde, der un-
„srigen ähnlichen, Lebensart anzunehmen, oder sich zur
„westlichen Seite des Missisippi hinüber zu begeben."

O Amerikaner! können wir eure Gerechtigkeit, eure Liebe zur Freiheit loben, wenn ihr so vom Abbruchthun und Zwange redet? Können wir eure Mäßigkeit bewundern, wenn wir sehen, wie begierig ihr seid, neue Besitzungen an euch zu reißen, da noch Millionen Acker in eurem eigenen Gebiete ohne Herren sind? Könnt ihr behaupten, die Rechte der menschlichen Natur würden von euch geachtet, wenn ihr darauf bedacht seid, den armen Indianer aus dem Lande zu verbannen, wo die Gebeine seiner Vorfahren ruhen, und welches ihm theurer ist, als es sich eure kalten Herzen vorstellen können? Werden die Rechte der Menschen von euch geachtet, wenn ihr

die Tyrannen des armen Afrikaners seid, bloß weil ihm die Natur mit einer andern Haut versehen hat, als euch?

Das Benehmen der Staatenbürger gegen die Wilden ist um so viel unvernünftiger und abscheulicher, da sie einsehen, daß diese Menschen ohne dies schon schnell genug dahin schwinden, und daß gegen die Zeit, wenn die weißen Einwohner des Landes so zahlreich geworden sind, daß der Preis der Ländereien um die Hälfte höher gestiegen ist, dem natürlichen Gange der Dinge zu Folge, im westlichen Gebiete auch nicht ein einziger Stamm derselben mehr übrig sein wird. Selbst in Kanada, wo die Wilden so menschenfreundlich behandelt werden, nehmen sie vielleicht geschwinder ab, als es je ein Volk vorher that; sie machen mit jedem Jahre den Weißen Platz, und es ist sehr wahrscheinlich, daß nach Verlauf von funfzig Jahren zwischen Quebec und Detroit kein einziger Wilder mehr zu treffen sein wird; die wenigen vielleicht ausgenommen, die darauf verfallen könnten, ein ruhiges, häusliches Leben zu führen, wie es mit einer kleinen Anzahl derselben in dem Dorfe Lorette bei Quebec, und an einigen andern Orten in der untern Provinz der Fall ist.

Es ist eine bekannte Sache, daß, ehe Europäer den Nordamerikanischen Boden betraten, es mit der Bevölkerung unter den Indianischen Nationen sehr langsam ging; so wie wir auch jezt dasselbe bei denen sehen, die noch keine Verbindung mit den Wei-

ßen eingegangen sind. Man hat dieses Phänomen auf verschiedene Art zu erklären gesucht: Einige behaupten, der Wilde habe weit weniger Temperament, als der Weiße; seine Neigung zum andern Geschlechte sei bei weitem nicht so groß, und seine Zeugungstheile hätten nicht den vollkommenen Bau, wie bei diesem. Diese Behauptung hat ihr Wahres. Die Wilden leben so keusch, daß sie in Philadelphia und andern großen Städten zum Sprichworte dienen, obgleich sie im Allgemeinen den weißen Weibern sehr zugethan sind, und gerne ihren Trieben bei ihnen nachhangen möchten. Man hat, so viel ich weiß, kein Beispiel, daß sie irgend einem gefangenen Frauenzimmer Gewalt angethan, obgleich sie oft sehr schöne Weiber von den Niederlassungen mit sich genommen haben. Daß sie nicht mit der gehörigen Zeugungskraft von der Natur ausgestattet sein sollten, läßt sich wohl schwerlich annehmen; mit mehrerem Rechte kann man die Ursachen der langsamen Fortpflanzung in der Aufführung der Weiber suchen. Die abscheuliche Gewohnheit, sich schon in frühern Jahren den Männern Preis zu geben, muß, wie ich mir vorstelle, ihren Körper so sehr schwächen, daß Unfruchtbarkeit die nothwendige Folge davon ist. Hierzu kommt noch, daß sie die wenigen Kinder, die sie haben, mehrere Jahre lang säugen, und während dieser Zeit (wie dies wenigstens bei einigen Stämmen der Fall ist) alle Gemeinschaft mit ihren Ehemännern aufgeben. Da sie überdies den Zustand der Schwangerschaft sehr

unbequem finden, wenn sie ihren Männern, zur Jagdzeit, von einem Lager zum andern folgen müssen, so bedienen sie sich, wie man sagt, gewisser Kräuter, mit deren Kräften, die Frucht abzutreiben, sie genau bekannt sein sollen.

Wenn eine oder mehrere dieser Ursachen die schnellere Fortpflanzung der Wilden, vor der Ankunft der Europäer hemmten, so zeigte sich, in der darauf folgenden Einführung geistiger Getränke, wovon sowohl Männer als Weiber, wenn sie Gelegenheit dazu haben, im Uebermaaße trinken, ein neues Uebel, das für sich allein hinreichend gewesen wäre, einer starken Vermehrung Einhalt zu thun. Auch intermittirende Fieber und verschiedene andere Krankheiten — man mag nun die Veranlassung zu denselben einer Veränderung des Klima's, wegen des Fortschaffens der Holzungen, oder dem Gebrauche des giftigen Getränkes, welches ihnen die Weißen brachten, zuschreiben — haben seit längerer Zeit gleichfalls nicht wenig dazu beigetragen, der Volksmenge Abbruch zu thun. Die Schawnesen, einer der kriegerischsten Stämme der Wilden, sind durch Krankheiten beinahe bis zur Hälfte verringert worden. Man würde noch viele andere Ursachen dieser abnehmenden Bevölkerung auffinden können, aber es ist fruchtlos, sie hier anzugeben; Thatsache ist es, daß die Menge der Wilden sich seit zwei Jahrhunderten nach und nach verringerte, so wie die der Weißen zunahm; und da jene fest an ihren alten Gewohnheiten hangen, so ist es höchst wahrschein-

lich, daß sie nie eine andere Lebensart einschlagen, folglich immer mehr und mehr abnehmen werden.

Im folgenden Briefe werde ich Ihnen einige Bemerkungen über den Charakter, die Sitten, Gebräuche, Körper = und Geistes = Beschaffenheit der Wilden mittheilen. Erwarten sie aber keine weitläuftige Auseinandersetzung dieses Gegenstandes von mir; es würde Anmaßung sein, wenn ich sie Ihnen verspräche, da ich nur wenige Wochen unter den Wilden zugebracht habe. Wollen Sie etwas Ausführlicheres lesen, so empfehle ich Ihnen den P. Charlevoix, den P. Hennipin, le Hontan, Carver u. a., die ganze Bände über diesen Gegenstand geschrieben haben.

Fünfunddreißigster Brief.

Etwas über das Aeußere, die Sitten, den Charakter, die Körper = und Geistes = Beschaffenheit der Wilden; nebst einigen Anekdoten.

Theurer Freund

Malden.

Ich werde meine Beschreibung des Aeußern der Wilden mit der Farbe ihrer Haut anfangen, die wirklich das auffallendste Unterscheidungszeichen zwischen ihnen

und uns abgiebt. Gewöhnlich hat ihre Haut eine Kupferfarbe, wovon man indeß ungemein viele Nüancen antrifft. Einige, in deren Adern doch wahrscheinlich kein anderes als Indianisches Blut rinnt, haben keine dunklere Farbe, als die Eingebohrnen des südlichen Frankreichs oder Spaniens, indeß andere beinahe so schwarz als Neger sind. Mehrere Männer, und unter ihnen einige der achtungswürdigsten Französischen Missionairs, deren langer Aufenthalt sie zu gültigen Richtern in dieser Sache gemacht hat, sind der Meinung gewesen, daß ihre natürliche Farbe von der unsrigen nicht verschieden sei, sondern daß die Dunkelheit derselben bloß daher rühre, weil sie sich so häufig mit fettigen Sachen beschmieren, und sich dann dem Rauche des Holzfeuers und den brennenden Sonnenstrahlen aussetzen. Obgleich es indeß gewiß ist, daß sie eine dunkle Farbe der Haut für schön halten, daß sie sich, von ihrer frühesten Jugend an, große Mühe geben, eine solche zu bekommen, und daß sich bei vielen derselben, im Verlauf der Zeit, die ursprüngliche Farbe ansehnlich verändert; obgleich es ferner gewiß ist, daß bei der Geburt die Farbe ihrer Haut nur wenig von der unsrigen unterschieden ist, so halte ich mich dennoch überzeugt, daß der größere Theil dieser Menschen die verschiedenen Farben allein der Natur zu verdanken habe. Was mich zu dieser Meinung bestimmt, ist der Umstand, daß diejenigen Kinder, welche von dunkelfarbigen Eltern geboren sind, nur sehr selten, in Ansehung der Farbe, von diesen verschieden ausfallen.

ausfallen. Nekig, d. i. der kleine Otter, ein angesehener Anführer zu Ottoway, dessen Dorf am Detroit-Flusse liegt, und mit dem wir genau bekannt waren, hat eine Farbe, die nur wenig von der eines Afrikaners verschieden ist, und seine kleinen Jungen, die wahren Ebenbilder ihres Vaters, sind gerade so schwarz wie er. Was den Umstand betrifft, daß die Kinder der Wilden, bei ihrem Eintritte in die Welt weiß sind, so kann man keinesweges daraus folgern, daß sie es bleiben würden, wenn sie ihre Mütter nicht mit Fett und dergl. besalbten; denn es ist ja eine bekannte Sache, daß auch die Kinder der Neger nicht vollkommen schwarz sind, wenn sie zur Welt kommen, es auch noch in mehreren Monathen nicht werden, sondern ihre dunkele Farbe nach und nach bekommen, wenn sie der Luft und Sonne ausgesetzt werden.

Obgleich ich Ihnen in einem der vorigen Briefe sagte, die Missisaguis, die am Ontario-See wohnen, hätten eine weit dunklere Farbe, als irgend eine andere Nation der Wilden, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, so glaube ich doch, daß die verschiedenen Nüancen, die man bei den Wilden bemerkt, nicht besonderen Stämmen, sondern nur besonderen Familien eigen sind; denn selbst unter den Missisaguis sah ich viele, die, mit den übrigen verglichen, von sehr heller Farbe waren. Wenn ich von den Krihks, Tschirokesen und anderen südlichen Indianern, die ich in Philadelphia und in anderen Städten der vereinigten Staaten (zu denen sie, Geschäfte wegen oder aus

Neugierde, Haufenweise kommen) gesehen habe, auf die übrigen ihrer Landsleute schließen darf, so hat die Haut dieser Nationen eine stärkere Röthe, mehr Kolorit, als die der Wilden in der Gegend der Seen. Auch scheint es mir, als gebe es unter ihnen nicht so viele Nüancen der Hautfarbe, als unter den lezt genannten.

Bei den Weibern der Wilden ist die Verschiedenheit der Farbe bei weitem nicht so groß, wie bei den Männern. Ich erinnere mich nicht, eine Indianerin gesehen zu haben, deren Haut eine dunklere Farbe gehabt hätte, als diejenige, welche man eine schmuzige Kupferfarbe nennen kann.

Die Wilden haben durchaus langes, schlichtes, schwarzes, dickes Haar und schwarze, nicht sehr große Augen. Ihre Jochbeine sind, im Allgemeinen, hoch, und ragen stark hervor; die Nasen sind spiz und klein, und nähern sich denen, die man Habichts-Nasen nennt. Sie haben gute Zähne und keinen unangenehmen Athem. Die Männer sind fast alle sehr wohl gebauet, und nur selten trifft man einen verwachsenen unter ihnen; sie sind sehr schlank und haben eine volle, weite Brust; ihr Gang ist fest und gerade, und viele unter ihnen gehen mit vieler Würde einher. Nur wenige von ihnen sind unter der mittlern Statur; besonders fett oder stark werden sie niemahls. Freilich stößt man zuweilen auf rüstige Männer von gedrängtem Baue, aber die mehrsten unter ihnen sind nichts weniger als stark. Ihre Beine,

Arme und Hände sind, im Allgemeinen, wohl gebildet; und überhaupt würden sehr viele derselben in jedem Lande der Welt für schön gehalten werden.

Die Statur der Weiber ist, im Allgemeinen, noch unter der mittlern; die Jochbeine sind bei ihnen höher und die Gesichter runder, als bei den Männern. Die Haltung ihres Körpers ist ohne alle Gvazie; sie drehen ihre Zehen sehr einwärts, und wackeln, wenn sie gehen. Sind sie über die jüngern Jahre hinaus, so werden sie ungemein fett und plump. Ich sahe nie eine Indianerin von dreißig Jahren, die nicht eingefallene Augen, eine runzelige Stirn, schlaffe Haut, und überhaupt ein abscheuliches Ansehen gehabt hätte; und doch sind sie in ihrer Jugend nicht allein hübsch, sondern zuweilen findet man auch ausgemachte Schönheiten unter ihnen. Ist man nicht selbst Augenzeuge, so glaubt man es nicht, daß eine solche Verwandlung innerhalb einiger Jahre vor sich gehen kann. Die vornehmsten Ursachen dieser plötzlichen Veränderung der Weiber sind: die harte Arbeit, welche ihnen, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, von den Männern auferlegt wird; die sengenden Strahlen der Sonne, denen sie so häufig ausgesetzt sind; das beständige Sitzen im Rauche, und vorzüglich die unkeusche Lebensart, der sie sich schon in frühern Jahren zu widmen pflegen.

Obgleich die Wilden einen großen Ueberfluß von Haaren auf den Köpfen haben, so ist doch an den übrigen Theilen des Körpers, die bei anderen Men-

schen behaart zu sein pflegen, nicht die geringste Spur davon zu entdecken; ausgenommen an den Kinnen alter Männer, die zuweilen mit einigen dünnen, einzeln stehenden, Haaren besetzt sind, so wie man es wohl bei alten Weibern in Europa sieht. Viele haben geglaubt, der Wilde sei ohne Haare an den Stellen, wo wir sie vermissen, erschaffen worden; Andere hingegen sind der Meinung, die Natur habe ihn eben so wohl damit ausgestattet, als uns, und die Abwesenheit derselben sei bloß dem Umstande zuzuschreiben, daß er dieselben, so wie sie erscheinen, mit der Wurzel ausreißen pflege. Es ist bekannt, daß die Wilden keine große Freunde von Haaren sind, und daß die Stutzer unter ihnen sich nicht allein die Augenbraunen und Augenwimpern, sondern auch fast alles Kopfhaar ausrupfen, und nur eine einzige lange Locke am Hinterhaupte sitzen lassen. Ich halte mich, nachdem was ich gesehen und gehört habe, überzeugt, daß wenn ein Wilder aufhören wollte, die Haare auszurupfen, er nicht bloß einen Bart bekommen, sondern auch an den übrigen versteckten Theilen des Körpers behaart werden würde. Dieses Haar würde freilich, wie ich glaube, viel feiner sein, und nicht so dicht wie bei uns stehen; obgleich das Kopfhaar dieser Menschen bei weitem dicker ist, als das unsrige. Die wenigen Haare, welche man in den Gesichtern alter Männer bemerkt, sind bloß der geringen Sorgfalt zuzuschreiben, welche sie auf ihre Toilette zu verwenden pflegen.

Um die Haare auszurupfen, bedienen sich alle

diejenigen, welche irgend mit Weißen Gemeinschaft haben, eines spiralförmig gewundenen, platt geschlagenen Missingdrahtes. Dieses Instrument wird an die behaarten Theile des Körpers gebracht; die Haare begeben sich in die spiralförmigen Windungen des Drahtes; dieser wird alsdann mit dem Daumen und einem Finger zusammen gedrückt, und nun reißt man die Haare mit einem Zuge samt den Wurzeln aus. Eine alte Squaw kann Jemandem mit Einem dieser Instrumente den Bart in wenigen Minuten ausrupfen; und geschieht dies zwei oder drei Mahl des Jahrs, so wird das Kinn gewiß auf immer glatt bleiben. Eine große Anzahl weißer Menschen in der Nachbarschaft von Malden und Detroit haben sich dieser Operation unterworfen, und scheinen daher, auf dem ersten Anblick, der Natur, in dieser Hinsicht, eben so wenig Dank schuldig zu sein, als die Wilden selbst.

Eine lange Haarlocke auf dem Scheitel macht, mit dem Theile der Haut, auf welchem sie wächst, den eigentlichen Skalp aus. Skalpirt ein erfahrner Krieger einen Mann, dessen Kopf durchaus mit Haaren bewachsen ist, so nimmt er nie mehr von der Haut weg, als ein Stückchen von der Größe eines Laubthalers, und zwar von derselben Stelle, wo sie die Locke gewöhnlich stehen lassen. — Die Wilden verzieren diese einzelne Locke am Hinterhaupte mit Korallen, silbernen Flittern u. s. w., und bei feierlichen Gelegenheiten mit Federn. Die Weiber behalten ihr Haupthaar wie es ist, und setzen eine Ehre darin,

es recht lang zu haben. Hinten schlagen sie es gewöhnlich sauber auf, und in der Mitte der Stirne scheiteln sie es auseinander. Wollen sie noch geputzter erscheinen, so bestreichen sie den schmalen Hautstreif, der an der Stelle erscheint, wo die Haare getrennt sind, mit rother Farbe. Ein solcher rother Farbestrich thut, wenn er sauber gemacht ist, durch den Kontrast mit dem schwarzen Haare, eine ungemein schöne Wirkung.

Die Wilden, welche mit den Englischen und Amerikanischen Pelzhändlern in Verbindung stehen — und bei allen denen, die in der Nachbarschaft des Mississippi östlich, und in der Nähe der großen Seen nordwestlich wohnen, ist dies der Fall — bedienen sich jezt des Pelzwerkes und der Häute zu ihrer Bekleidung nicht mehr, ausgenommen zu ihren Schuhen und Mokkassins, und zuweilen zu ihren Leggings; sie finden nähmlich, daß sie dieselben vortheilhafter für Decken, wollene Tücher u. s. w. verkaufen können, die sie überdies zu Kleidungsstücken für bequemer und angenehmer halten. Der Mokkassin wird aus Reh-, Elent- oder Büffelhaut gemacht, die oft ohne die Haare zugerichtet und dem Rauche eines Holzfeuers ausgesetzt werden, wodurch sie eine dunkelbraune Farbe bekommen. Er wird aus einem einzigen Stückchen Leder gemacht (mit einer Naht von der Zehe bis zum obern Theile des Fußes, mit einer andern hinten, so wie bei gewöhnlichen Schuhen) und vermittelst eines Niemens, rund um den

obern Theil des Fußes, dicht unter den Knöcheln befestiget, so daß er sehr fest anschließt. Da, wo man den Fuß hineinsteckt, wird rund umher ein Läppchen gelassen, das einen oder zwei Zoll breit ist, und lose über das Band, welches den Mokkassin befestiget, hinab hängt. Dieses Läppchen ist, so wie die Naht, geschmackvoll mit Stachelschwein-Pfeilen und Glaskorallen ausgeschmückt. Ueberdies wird das Läppchen, vermittelst eines kupfernen oder zinnernen Stiftes, mit scharlachfarbenen Haaren gesäumt, wenn der Mokkassin für einen Mann, und mit Bändern, wenn er für ein Weib bestimmt ist. So verzierte Mokkassins werden bloß beim vollständigen Putze angelegt, weil die Zierrathen theuer sind, und sich das Leder bald abträgt. Zum gewöhnlichen Gebrauche bedient man sich der einfachen ledernen. Auch viele der Weißen an den Indianischen Gränzen tragen solche Schuhe, aber ein Mensch, der nicht daran gewöhnt ist, sie zu tragen oder mit bloßen Füßen zu gehen, kann sich ihrer, auf einem rauhen Wege, nicht ohne große Unbequemlichkeit bedienen, weil man jede Unebenheit durch das Leder, welches sehr weich und biegsam ist, genau fühlen kann. Im Hause selbst sind solche Schuhe so angenehm, als man sie sich wünschen kann. Von den Wilden werden sie ohne Ausnahme getragen.

Ueber den Mokkassins der Wilden befinden sich diejenigen Kleidungsstücke, welche Leggings genannt werden, und vom obern Theile des Fußes bis zur Mitte des Schenkels hinab gehen. Sie werden gewöhn-

lich aus scharlachrothem oder blauem Tuche gemacht, und schließen so dicht an, wie die neumodischen Pantalons; doch sind die Kanten des Tuches an der Naht, statt einwärts, nach außen gewendet, und mit Glaskorallen, Bändern u. s. w. besetzt, wenn anders die Leggings zum Putz dienen sollen. Viele junge Krieger lieben es so sehr, ihre Leggings dicht anschließend zu haben, daß sie sich dieselben von den Squaws, welche ihre Schneider und zwar sehr gute Schneider sind, über die Schenkel nähen lassen; sie tragen sie alsdann bis sie anfangen zerlumpt zu werden. Die Leggings werden vermittelst zweier Bänder, die an der Außenseite jedes Schenkels hinauf gehen, und an einem dritten, welches um die Hüfte geht, befestiget sind, in die Höhe gehalten.

Auch tragen sie noch ein anderes Band um die Hüften, von welchem zwei kleine Schürzen herabhangen, die etwas mehr als eine halbe Elle ins Gevierte haben. Die eine hängt nach vorne, die andere nach hinten, und unter ihm befindet sich ein Stück Tuch, welches dicht zwischen die Schenkel hinangezogen ist, und eine Art von Einwickelung bildet. Die Schürzen und dieses Stück Tuch, die an einander befestiget sind, werden das Hintern-Tuch genannt. Die Squaws bieten oft ihre ganze Kunst auf, diese kleinen Schürzen mit Korallen, Bändern und dergl. zu besetzen.

Die Mokkassins, Leggings und das Hinterntuch machen die ganze Bekleidung der Wilden aus, wenn sie zu Felde ziehen, wozu noch ein Gürtel kommt, an

welchem ihr Tabaksbeutel, Skalpirmesser u. s. w. hängt. Auch wenn das Wetter warm ist, tragen sie weiter nichts; ist es aber kühl oder wollen sie Besuche bei ihren Freunden ablegen, so ziehen sie ein kurzes Hemd an, welches am Halse und an den Handgelenken nicht befestiget ist, und aus schlecht figurirtem, bunt gedrucktem Kattun besteht, so wie man ihn gewöhnlich zu Fenster = und Bettvorhängen in gemeinen Wirthshäusern in England trifft. Ueber dem Hemde tragen sie entweder eine Decke, ein groſses und breites Stück Tuch, oder auch einen weiten Rock, der Aehnlichkeit mit einem gewöhnlichen Reitfracke hat; doch sieht man die Decken am allerhäufigsten. Sie binden ein Ende der Decke mit einem Gürtel rund um den Leib, hierauf ziehen sie dieselbe über die Schultern, und befestigen sie alsdann auf der Brust mit einem Spießchen, oder halten die Ekken derselben mit der linken Hand zusammen. Man sollte glauben, diese lezte Art, die Decken zu tragen, müsse sehr unbequem für sie sein, weil ihnen dadurch der Gebrauch der einen Hand geraubt wird; indeß ist es doch allgemein Mode, sie auf diese Art zu tragen, selbst auf der Jagd in den Wäldern. Auch haben sie gewöhnlich den rechten Arm frei, wenn sie eine Flinte tragen, und pflegen alsdann die Decke über die linke Schulter zu ziehen.

Die Kleider der Weiber unterscheiden sich nur wenig von denen der Männer. Sie tragen Mokkasins, Leggings und weite kurze Hemden; auch ziehen

sie, wie diese, dann und wann eine Decke oder ein Stück breites Tuch, am gewöhnlichsten aber das leztere, über. Sie binden es indeß nicht um den Leib, sondern lassen es herab hangen, so daß es die Beine versteckt. Auch tragen sie, statt des Hintertuches, ein Stück Tuch, welches dicht um den Leib geschlagen wird, und von den Hüften bis an die Knie reicht. Dunkelblaues oder grünes Tuch ziehen sie gewöhnlich dem von jeder andern Farbe vor; nur die Männer pflegen dann und wann Scharlach zu tragen.

Die Weiber erscheinen, bei warmen Wetter, in ihren Dörfern, ohne oberhalb der Hüften mit etwas anderm bedeckt zu sein, als dem Hemde, das in jeder Hinsicht mit dem der Männer überein kommt; doch pflegen sie es am Halse mit einer Nadel zu befestigen. Auch bei vollem Putze erscheinen sie in diesen Hemden; alsdann sind sie aber über und über mit silbernen Flittern, von der Größe eines Groschens, bedeckt. Auch befestigen sie, wenn sie in Gallakleidern erscheinen, Bänder von verschiedenen Farben hinten an das Haar, welche sie bis zu den Fersen herab hangen lassen. Ich sah eine junge Squaw, die sehr viele Liebhaber zählte, mit einer Anzahl Bänder, die ihr vom Kopfe herab hingen, und mehr als 5 Guineen werth waren, zum Tanze gehen.

An den Handgelenken tragen die jungen Weiber silberne Armbänder, wenn sie dieselben bekommen können; auch schmücken sie ihre Ohren mit silbernen Ringen. Leztere sind gewöhnlich sehr klein, dafür tragen

sie aber auch nicht Ein Paar, sondern mehrere, zu welchem Ende sie ihre Ohren vielfältig durchlöchern, so daß man sie zuweilen rund um den Rand durchstochen sieht. Auch die Männer tragen Ohrgehänge, die aber von denen der Weiber durchaus verschieden sind. Sie bestehen größtentheils aus runden, platten und dünnen Stückchen Silber, von der Größe eines Dollars, die auf verschiedene Art durchlöchert sind; andere, die von derselben Größe sind, haben eine dreieckige Gestalt. Einige Stämme der Wilden sind, in Ansehung der Wahl der Muster zu diesem Ohrschmucke, sehr genau, und weichen von den einmahl angenommenen auf keine Weise ab. Statt die Ohren mit Löchern zu versehen, schlitzen sie die Männer, längs dem äußern Rande, von oben bis unten auf, und hangen, sobald die Schnittwunde geheilet ist, schwere Gewichte daran, um den getrennten Streif so lang zu ziehen, als nur möglich ist. Einige verrichten diese Operation mit so großer Geschicklichkeit, daß sie die Ränder der Ohren, in Gestalt eines Bogens, bis zu den Schultern ausdehnen, da sich denn die großen Ohrgehänge auf der Brust hin = und herbewegen. Damit der so ausgedehnte Rand nicht zerreiße, binden sie ihn mit Messingdraht; indeß habe ich unter sechs Wilden kaum einen mit vollkommenen Ohren bemerkt. Die geringste Berührung ist hinreichend, die Haut zu zerreißen, und wirklich wäre es sehr wunderbar, wenn sie dieselbe ganz erhielten, da sie sich nicht selten in der Trunkenheit herum schlagen, und sich so oft, wenn

sie dem Wilde nachjagen, durch das dickste Gebüsch drängen müssen.

Einige der Männer tragen Gehänge in der Nase, doch ist dieser Schmuck nicht so gewöhnlich, als es die Ohrringe sind. Die Anführer und vornehmsten Krieger tragen Brustschilder aus großen Stücken Silber, Seemuscheln und dergleichen. Silberne Schildkragen, so wie sie gewöhnlich von Offiziers getragen werden, gefallen ihnen außerordentlich, und werden, nebst anderen Geschenken, von der Regierung unter die beliebtesten Anführer ausgetheilt. Die Männer bedienen sich noch eines anderen Schmuckes, der aus großen silbernen Spangen oder Armbändern besteht, an welchen ein Bündel roth gefärbter Haare hängt, die man gewöhnlich von dem Knie eines Büffels nimmt. Diese werden am dünnern Theile des Arms über dem Elbogen getragen, und für eine große Zierde und für ein Ehrenzeichen gehalten, denn Keiner darf sie tragen, der sich nicht im Felde ausgezeichnet hat. Von allen Metallen zu Zierrathen schätzen sie keins so hoch als das Silber.

Die Wilden bemahlen sich nicht allein, wenn sie in den Krieg ziehen, sondern auch, wenn sie in Gallakleidern erscheinen wollen. Roth und schwarz sind ihre Lieblingsfarben, mit welchen sie sich auf eine sehr fantastische Art zu beschmieren pflegen. Einige sahe ich, die ihr Gesicht ganz schwarz angestrichen hatten; nur in der Mitte war ein großer Fleck gelassen, der die Oberlippe und einen Theil der Nase einschloß, und

mit rother Farbe bemahlt war. Andere sahe ich, deren Köpfe durchaus schwarz waren, nur an jedem Ohre befand sich ein großer, runder, rother Fleck; wieder Andere hatten ein rothes und ein schwarzes Auge u. s. w. Die gewöhnlichste Art, sich zu bemahlen, besteht indeß darin, daß sie das Gesicht über und über mit Kohlen schwarz machen, alsdann die Nägel der Finger benetzen, und damit parallel laufende, wellenförmige Streifen über die Backen ziehen. Sie führen gewöhnlich einen kleinen Spiegel bei sich, damit sie die Farben nach den Regeln der Kunst auftragen können. Ziehen sie in das Feld, so reiben sie die Farben mit Fett ein; auch verwenden sie alsdann weit mehr Sorgfalt auf ihr Aeußeres, und suchen so fürchterlich zu erscheinen, als möglich. Sie überziehen ihren ganzen Leib mit rother, weißer und schwarzer Farbe, so daß sie mehr Teufeln als menschlichen Wesen ähnlich sehen. Jeder Stamm hat eine verschiedene Art sich zu mahlen.

Obgleich die Wilden so viele Zeit auf ihren Putz verwenden, so geben sie sich doch keine Mühe, ihre Wohnungen zu schmücken, die fast alle höchst armselig sind. Mehrere derselben sind aus Balken zusammengeschlagen, und haben einige Aehnlichkeit mit den Häusern des gemeinen Volkes in den vereinigten Staaten; die mehrsten derselben sind indeß von beweglicher Art und aus Rinde zusammengesetzt. Man zieht die Birkenrinde zu diesem Zwecke jeder andern vor, und bedient sich derselben immer, wenn man sie

haben kann; da sie indeß in dieser Gegend des Landes ziemlich selten ist, so braucht man die Ulmenrinde an ihrer Statt. Die Wilden besitzen große Geschicklichkeit dieselbe von den Bäumen zu schälen, und nehmen sie oft in einem zusammen hangenden Stücke vom Stamme. Das Gestell zu ihren Hütten besteht aus dünnen Stangen, an welchen die Rinde mit dem Baste junger Bäume befestiget ist. Sind die Hütten im vollkommenen Zustande, so gewähren sie hinlänglichen Schutz vor dem Wetter. Die Gestalt derselben ist sehr verschieden; einige haben Wände an jeder Seite, Thüren und auch einen Schornstein in der Mitte des Daches; andere sind an einer Seite offen und nicht besser als Schoppen. Sind sie auf leztere Art gebauet, so stehen gewöhnlich vier derselben so neben einander, daß sie ein Viereck bilden; die offenen Seiten gehen nach innen, und in der Mitte wird ein gemeinschaftliches Feuer angezündet. Bei schönem Wetter geben solche Hütten keine unangenehme Wohnungen ab; im Winter müssen sie indeß im höchsten Grade unbehaglich sein. Andere dieser Hütten sind in Gestalt eines Kegels gebauet. Die Nandoweffies leben, wie Herr Carver erzählt, bloß unter Zelten aus Thierhäuten. Eine große Anzahl Familien der Wilden, die auf der Insel Bois-blanc ihr Lager aufgeschlagen hatten, wohnten, wie ich sahe, unter Zelten von Segeltuch, die sie der Armee des Generals St. Clair abgenommen hatten. Viele der Indianischen Nationen haben keine feste Wohnplätze, sondern ziehen

von einem Flecke zum andern; und zur Jagdzeit haben sie allesammt bewegliche Läger, die im Allgemeinen sehr schlecht sind, und kaum ein hinlängliches Obdach vor Schnee und Regen gewähren. Die Jagd-Jahrszeit fängt mit dem Abfallen der Blätter an, und dauert bis der Schnee schmilzt.

Im tiefen Winter, wenn der Schnee auf dem Boden fest gefroren ist, machen sie ihre Jagd-Läger aus Schnee; sie legen bloß einige Zweige über die Wände, welche das Herabfallen des Schnees, aus welchem das Dach besteht, verhindern müssen. Diese Schneewohnungen sind weit angenehmer und wärmer im Winter, als alle andere, die man aufführen kann, denn sie schützen sehr gut vor den schneidenden Winden; auch ist ein Bett von Schnee nichts weniger als unangenehm. Um die Truppen an Läger dieser Art zu gewöhnen, im Fall sie eine Winter-Campagne machen müßten, wurde, unter dem vorigen Gouverneur von Quebec, regelmäßig im Februar ein Theil derselben in die Waldungen geschickt, wo sie den ganzen Monath so gut für sich sorgen mußten, als sie konnten. Man gab ihnen zwei oder drei erfahrne Männer mit, die ihnen Anleitung geben mußten, Hütten zu bauen, denn sonst würden oft mehrere ihr Leben eingebüßt haben. In solchen Lägern schlafen die Leute immer mit den Füßen zum Feuer gekehrt, so wie dies auch die Wilden thun, wenn es kalt ist. Bei warmen Wetter schlafen viele derselben in ihren

Hütten auf Bänken von Baumrinde, die 2 bis 3 Fuß vom Boden erhaben sind.

Mit Hausgeräthschaften sind die Wilden nicht überflüssig versehen. Ein oder zwei messingene oder eiserne Kessel, welche sie sich von den Handelsleuten verschaffen, oder, wenn sie von diesen entfernt leben, einige steinerne Töpfe, nebst hölzernen Löffeln und Schüsseln von ihrer eigenen Arbeit, machen ihren ganzen Vorrath aus. Ein sehr weicher Stein, der Seifenstein genannt, wird sehr häufig in den hintern Gegenden von Nordamerika gefunden, und stark von den Wilden bearbeitet. In Virginien bedienet man sich des gepulverten Steines statt Fett zum Schlüpfrigmachen der Wagenachsen. So weich er auch ist, so widersteht er doch der Gewalt des Feuers wie Eisen. Man findet hier, außer weißlichen Seifensteinen, auch schwarze und rothe, aus welchen leztern die Wilden vorzüglich ihre Pfeifenköpfe machen.

Die Rinden-Kanots, deren sich die Wilden in dieser Gegend des Landes bedienen, sind auf keine Weise so zierlich gearbeitet, als diejenigen, welche in der Gegend am St. Laurenz-Flusse, nordwärts von derselben, verfertiget werden. Sie bestehen gewöhnlich aus einem einzigen Stücke Ulmenrinde, welches an Ribben aus schlanken dünnen Holzruthen fest gebunden ist. An dem Hinter- und Vordertheile dieser Kanots befinden sich keine Ribben, sondern bloß in der Mitte, als der einzigen Stelle, wo man sitzen kann. Auch ruhet eigentlich nur der Mittelpunkt auf dem

Wasser,

Wasser, die Enden ragen, der gekrümmten Figur des Kanots wegen, einige Fuß über das Wasser hervor, weshalb man sich auch gar keine Mühe giebt, dieselben wasserdicht zu machen.

Auf den ersten Anblick sollte man glauben, daß ein so eingerichtetes Rinden-Kanot nicht einen einzelnen Menschen, selbst nicht über die ebenste Wasserfläche mit Sicherheit bringen könnte. Dies ist indeß nicht der Fall; sie geben sehr sichere Fahrzeuge ab, und die Wilden schiffen sich, ohne Bedenken, in denselben bei dem rauhesten Wetter ein. Sie sind so leicht, daß sie ohne Gefahr über jede Welle hinschlüpfen, und die einzige Vorsicht, die ein Fahrender zu beobachten hat, ist die, sich nicht viel zu bewegen. Ich habe ein Dutzend Leute getrost in solchen Kanots sitzen sehen, deren jedes von einem einzigen Manne mit Leichtigkeit getragen werden konnte. Wenn ein Wilder mit seiner Familie eine weite Fahrt in einem Kanot macht, so giebt er den Weibern, den Mädchen und Jungen, jedem ein Ruder, und läßt sie frisch an die Arbeit gehen; er selbst, als Hausvater, läßt es sich nicht so sauer werden, sondern beschäftiget sich bloß damit, das Schiff zu steuern.

Die Wilden, welche mit den Kauffahrern in Verbindung stehen, haben jezt größtentheils den Gebrauch der Bogen und Pfeile abgeschafft, und nehmen diese Waffen selten zur Hand, ausgenommen, um sich auf eine kurze Zeit damit zu belustigen, wenn Pulver und Blei verbraucht ist. Ihre Knaben bedie-

nen sich indeß derselben ohne Unterschied, und einige derselben wissen mit wunderbarer Geschicklichkeit zu schießen. Ich sah, wie ein vornehmer junger Schawnese, der nicht über zehn Jahre alt zu sein schien, einem kleinen Eichhörnchen, das auf dem Gipfel eines hohen Baumes saß, sechs Pfeile hinter einander in den Leib schoß; ich folgte ihm einige Stunden in den Wäldern nach, und während der ganzen Zeit verfehlte er sein Ziel kaum sechs Mahl. Es ist außerordentlich, mit welcher Genauigkeit und Schnellheit sie die Stelle bemerken, wo ihre Pfeile niederfallen. Sie schießen ein Dutzend oder noch mehrere Pfeile fort, und scheinen sich gar nicht darum zu bekümmern, wo sie niederfallen, gleichsam als ob sie nicht erwarteten, dieselben jemahls wieder zu finden; bald darauf laufen sie aber hin, und sammeln alle ohne Umstände auf. Die südlichen Indianer sind weit geschickter mit dem Bogen als diejenigen, welche nahe an den Seen wohnen, denn sie machen weit mehr Gebrauch davon.

Mit den Flinten schießen die Wilden bei weitem nicht so gut als die Weißen. Ich habe oft einige mit auf die Jagd genommen, sie aber immer sehr langsam im Anlegen gefunden. Sie trafen wohl einen unbeweglichen Gegenstand, aber einen Vogel in der Luft oder ein Eichhörnchen, das von einem Baume zum andern sprang, selten oder gar nicht.

Die Geschicklichkeit, mit welcher die Wilden den Tomahawk werfen, ist allgemein bekannt. In einer Entfernung von zehn Schritte werfen sie damit nach

einem Gegenstande, und treffen ihn fast jedes Mahl mit der Schneide desselben. Man hat mir indeß gesagt, daß sie im Gefechte den Tomahawk nicht gern aus den Händen lassen, sondern denselben nur alsdann werfen, wenn sie im Begriffe sind, einen fliehenden Feind einzuholen oder die Gewißheit haben, ihn wieder zu bekommen. Einige befestigen eine, ein Paar Ellen lange, Schnur an dem Griffe desselben, werfen ihn fort, und ziehen ihn mit großer Geschicklichkeit wieder zur Hand zurück. Auch wissen sie Säbelhiebe sehr geschickt mit diesen Tomahawks auszupariren.

Der gewöhnliche Tomahawk ist nichts weiter, als eine leichte Axt; am beliebtesten sind aber diejenigen, welche am hintern Theile der Axt, und mit ihr zusammen hängend, einen Pfeifenkopf haben, so daß der Tomahawk, wenn sein Stiel durchbohrt ist, sehr gut als Tabakspfeife gebraucht werden kann; und wirklich rauchen auch die Wilden lieber aus einer Tomahawkspfeife, als aus irgend einer andern. Diejenigen Tomahawks, welche die Wilden ehemahls von den Französischen Handelsleuten bekamen, hatten, statt einer Pfeife, eine große Spitze am hintern Theile der Axt. Diese Art trifft man jezt selten bei ihnen; mir kam nur ein einziger zu Gesicht. — Der Tomahawk wird gewöhnlich in einem Gehänge an der linken Seite getragen.

Für die beliebtesten Häupter der Wilden werden von den Waffenschmieden beim Indianischen Departement sehr zierliche, mit Silber beschlagene, Toma-

hawks verfertiget. Kapitain E— schenkte mir einen von dieser Art, den er für sich selbst hatte machen lassen. Die Wilden bewunderten ihn so sehr, daß sie mich, wenn sie ihn sahen, gerade wie Kinder zu thun pflegen, wenn sie ein hübsches Spielding sehen, oft baten, ich möchte ihnen denselben doch etwa auf eine Stunde leihen, weil sie gern ein Mahl daraus rauchen möchten. Sie gaben ihn jedes Mahl zur bestimmten Zeit aufs pünktlichste zurück.

Die Waffenschmiede, deren ich so eben erwähnte, werden auf Kosten des Gouvernements gehalten, um die Waffen der Wilden wieder in Stand zu setzen, wenn sie zerbrechen, welches sehr häufig der Fall ist.

Ein Indianisches Kind wird, gleich nach seiner Geburt, in Tuch oder Häute eingewickelt, mit dem Rücken auf ein dickes Brett gebunden, und mit weichem Mose bedeckt. Das Brett ist immer etwas breiter und länger als das Kind, und gebogene Stückchen Holz, wie Faßreife, gehen aus demselben über das Gesicht des Kindes, so daß es, wenn die Maschine etwa umfällt, nicht so leicht Schaden nehmen kann. Gehen die Weiber aus, so tragen sie ihre so fest gebundenen Kinder auf dem Rücken; das Brett hängt an einem breiten Bande, welches ihnen um die Stirne läuft. Sind sie mit häuslichen Arbeiten beschäftiget, so hangen sie das Brett mit dem Kinde an einen Baum, wenn einer in der Nähe ist, und lassen es, um ihm Bewegung zu verschaffen, wie einen Pendel hin = und her schwingen. Zuweilen sah

ich auch, daß sie die Kinder losbanden, sie in kleine Hangematten legten, und dieselben so hin = und her schwanken ließen. Sobald die Kinder stark genug sind, auf Händen und Füßen zu kriechen, befreiet man sie von allen Fesseln, und läßt sie, wie junge Hunde, ganz nackend in den Dreck, in das Wasser und in den Schnee laufen, oder wohin ihr Trieb sie sonst führen mag. Diesem Umstande schreibt man die körperliche Stärke zu, wodurch diese Menschen in den Stand gesetzt werden, die größten Beschwerlich= keiten und alle mögliche Veränderungen des Wetters zu ertragen, gegen welche sie wirklich so gleichgültig sind, wie die Thiere. Die Mädchen bekommen, so= bald sie vier bis fünf Jahre alt geworden sind, ein lose anliegendes Gewand; die Knaben hingegen lau= fen weit längere Zeit nackend herum.

Die Wilden sind, wie ich schon bemerkt habe, sehr zierlich gebauet; nach ihrem Aeußern zu urthei= len, sollte man daher glauben, daß sie sich weit bes= ser zu Arbeiten schickten, die eine gewisse Gelenksam= keit, als zu solchen, die große Stärke des Körpers erfordern. Dies ist die Meinung fast aller derjenigen gewesen, die über diesen Gegenstand geschrieben ha= ben. Ich bin indeß, dem zu Folge, was ich selbst gesehen und von Anderen gehört habe, geneigt, den Wilden größere Muskelkraft als Gelenksamkeit beizu= legen. Man hat auf mehreren militairischen Gränz= Posten sehr oft, aus Neugierde, Wettrennen zwischen den Wilden und den Soldaten angestellt, und gefun=

den, daß, bei gleicher Entfernung, die Letztern fast immer Sieger waren; bei einem länger dauernden Laufen hingegen, wo ansehnliche Muskelkraft erfordert wurde, haben die Wilden ohne Ausnahme den Sieg davon getragen. Auch im Springen wurden die Wilden von Soldaten, die nur ganz gemeine Gelenksamkeit besaßen, jedes Mahl überwunden. Am besten überzeugt man sich von der Stärke der Wilden, wenn man sie Lasten auf dem Rücken tragen sieht. Es ist ihnen eine Kleinigkeit, 30 Englische Meilen des Tages unter einer Last von 8 Stein zurück zu legen, und dieses einige Tage lang fort zu setzen; ja sie können, so belastet, eine ganze Tagereise machen, ohne Erfrischungen zu sich zu nehmen. Um Lasten fort zu bringen, bedienen sie sich eines Gestelles, welches demjenigen ähnlich ist, dessen sich die Glaser gewöhnlich bedienen, um ihr Glas darin zu tragen. Dieses befestigen sie mit über die Schulter gezogenen Riemen aus zähem Baste oder aus Leder. Ist die Last auf die breite Leiste unten am Gestelle gelegt, so werden um das Ganze zwei Riemen geworfen, deren einer zugleich über die Stirn, der andere über die Brust läuft, so daß die Last nicht aus der Stelle weichen kann. Es ist zum Erstaunen, wie viele Meilen ein Wilder im Verlauf eines Tages zurück legen kann, wenn er nicht belastet ist. Ein junger Wyandot, welcher, als Friede zwischen den Wilden und dem General Wayne gemacht werden sollte, eine Bothschaft von seinen Landsleuten den Amerikanischen Offiziers

zu überbringen hatte, machte in einem Tage beinahe 80 Englische Meilen zu Fuß. Einer der Adjutanten des Generals, der ihn im Lager ankommen sah, versicherte mir, man habe auch nicht die geringste Spur von Müdigkeit an ihm entdecken können.

Der P. Charlevoix macht die Bemerkung, die Wilden schienen in Ansehung der Beschaffenheit ihres Körpers viele Vorzüge vor uns zu haben; vorzüglich hält er ihre Sinne für schärfer, als die unsrigen. Dies ist wirklich wahr; der Sinn des Gesichts ist sehr scharf und schnell bei ihnen, und sie behalten ihn bis in das späteste Alter ungeschwächt, obgleich ihre Augen jeden Winter so viele Monathe lang der blendenden Weiße des Schnees, und dem scharfen reitzenden Rauche des Holzfeuers ausgesetzt sind. Augenkrankheiten trifft man fast nie bei ihnen; sieht man bei irgend Jemanden einen Fehler an den Augen, so rührt er von einer äußerlichen zufälligen Ursache her. Sie haben ein sehr scharfes Gehör und einen so feinen Geruch, daß sie ein Feuer wittern, lange ehe sie es sehen können.

Das Gedächtniß der Wilden ist vorzüglich stark; sie vergessen sicher Zeitlebens von allen den Orten, durch welche sie ein Mahl gekommen sind, keinen einzigen; so wenig wie sie das Gesicht eines Menschen vergessen, den sie ihn nur einige Sekunden lang angesehen haben. Noch nach vielen Jahren wiederholen sie ganze Reden, wie sie von verschiedenen Personen in einer öffentlichen Versammlung gehalten worden sind.

Hat Jemand in dem Versammlungshause der Nation eine Rede gehalten, die besonders merkwürdig ist, so geht sie, mit der größten Genauigkeit, von einer Generation zur andern über, obgleich diese Menschen vom Gebrauche der Buchstaben oder Hyeroglyphen nicht das Geringste wissen. Sie bedienen sich keiner andern Erinnerungszeichen, als solcher kleiner Stückchen Holz, die sie, wie ich Ihnen gesagt habe, dem Kapitain E — brachten, und der Wampum-Gürtel; jene werden nur bei geringern, diese aber bei größern und feierlicheren Gelegenheiten gebraucht. Wenn sich ein Stamm der Wilden mit dem andern über eine Sache berathschlagen, oder, wie sie es nennen, mit ihm schwatzen will, oder wenn eine Unterhandlung statt finden, oder ein wichtiger Vergleich getroffen werden soll, so wird sogleich ein solcher Gürtel bereitet, der von den vorher gemachten in einigen Stücken verschieden ist. Jeder in der Versammlung nimmt ihn, wenn er seine Rede hält, in die Hand, und überreicht ihn, nach Beendigung derselben, dem nächsten, der zum Sprechen aufsteht. Durch diese Ceremonie wird jedes Mitglied erinnert, daß es mit Vorsicht reden müsse, weil alle seine Worte getreu vom Gürtel aufbewahrt und wieder erzählt würden. Wenn die Sitzung geendiget ist, so wird der Gürtel dem vornehmsten Chef übergeben.

Bei der Bestätigung eines Traktates liefern sich die kontrahirenden Theile wechselseitig sehr breite, prächtige Gürtel aus, die bei den andern, der Nation

zugehörenden, Gürteln niedergelegt werden. Zu fest gesetzten Zeiten werden sie alle der Nation vorgezeigt, und es wird angegeben, bei welchen Gelegenheiten sie gemacht worden sind. Beziehen sie sich auf eine gehaltene Berathschlagung, so wiederholt einer der Häupter das Wesentliche des bei dieser Gelegenheit Vorgetragenen; beziehen sie sich aber auf einen Traktat, so werden die Bedingungen rekapitulirt. Auch werden die Gürtel gewissen Squaws anvertrauet, deren Geschäft es ist, die Geschichte derselben den jüngern Zweigen des Stammes vorzutragen. Da sie dieses mit großer Genauigkeit thun, so wird auf solche Art das Andenken an wichtige Verhandlungen immer in frischem Andenken behalten.

Der Wampum wird aus den innern Seiten der Handelsmuschel (**Venus mercenaria**) gemacht, einer großen Seemuschel, die einige Aehnlichkeit mit einer Art der Kammmuschel hat, und an den Küsten von Neu-England und Virginien gefunden wird. Die Muschel wird in ihrem natürlichen, rauhen Zustande nach England geschickt, und daselbst in kleine Stücken zerschnitten, die genau den neumodischen Glasperlen der Damen ähnlich sind; und diese sind es, die Wampum genannt werden. Es giebt zwei Arten der Wampums, weiße und purpurrothe. Die leztern werden von den Wilden am mehrsten geschätzt; sie halten ein Pfund derselben von gleichem Werthe mit einem Pfund Silber. Der Wampum wird auf lederne Streifchen gezogen, und aus zehn, zwölf oder

mehreren Strängen, je nachdem die Gelegenheit wichtig ist, wird ein Gürtel zusammengesetzt. Zuweilen wird auch der Wampum, nach verschiedenen Mustern, auf breite lederne Gürtel genähet.

Der Gebrauch der Wampums ist unter den Indianischen Nationen sehr gebräuchlich; wie er es aber geworden ist? dies ist die Frage. Es ist bekannt, daß die Wilden hartnäckig an alten Gebräuchen hangen; sie werden sich daher bei den feierlichsten Gelegenheiten sicher keiner Sache bedienen, die sie nicht eher kannten, als bis sie ihnen von Fremden überbracht wurde. Daß sie aber jemahls ihre Wampums aus den Muscheln eigenhändig gemacht haben sollten, scheint ganz unmöglich zu sein. Sie verfertigen freilich mit großer Geschicklichkeit Pfeifenköpfe aus Stein, wozu sie sich keines andern Werkzeuges, als eines gewöhnlichen Messers bedienen; aber der Stein, aus welchem sie dieselben schnitzen, ist sehr weich, da hingegen die Handelsmuschel eine ungemeine Härte besitzet, und sehr gute Instrumente erfordert, wenn Wampums aus derselben gemacht werden sollen. Wahrscheinlich bedienten sie sich schon der Handelsmuschel, und bemüheten sich, sie mit ihren groben Werkzeugen in möglichst kleine Stücke zu zerschneiden, ehe noch Europäer zu ihnen gekommen waren; da sie indeß fanden, daß diese dieselben feiner bearbeiten konnten, als sie selbst, so wählten sie lieber unsere Wampums, und gaben die Verfertigung derselben auf. Herr Carver sagt, er habe gefunden, daß die See-

muscheln sehr häufig auch von denen Wilden getragen würden, welche in den innersten Gegenden des Landes wohnten, die nie die Seeküste selbst besucht haben konnten, und sich daher diesen Schmuck mit großer Mühe von andern Nationen verschafft haben mußten.

Die Wilden haben viel Beobachtungsgeist und erwerben sich, durch genaue Aufmerksamkeit, viele Kenntnisse, die uns gänzlich mangeln. Sie begeben sich durch einen unwegsamen Wald, der mehrere hundert Meilen im Umfange hat, ohne die rechte Richtung zu verlieren, und erreichen mit Gewißheit den Ort, zu welchem sie sich hinbegeben wollten. Mit gleicher Geschicklichkeit befahren sie einen der großen Seen, und landen mit Zuverlässigkeit gerade an der Stelle, wo sie es beabsichtigten, selbst wenn sie Tage lang kein Ufer zu sehen bekommen hatten. Einige der Französischen Missionairs waren der Meinung, die Wilden würden durch Instinkt geleitet, und behaupteten, die Kinder derselben könnten ihren Weg durch einen Wald eben so gut finden können, als die Erwachsenen; dies ist aber ein abgeschmackter Gedanke. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß ihnen bloß die genaue Aufmerksamkeit auf die Beschaffenheit der Bäume und auf den Stand der Sonne zur Wegweiserin dient. An der nördlichen Seite der Bäume befindet sich gewöhnlich das mehrste Moos, so wie auch die Rinde selbst an dieser Seite von der entgegen gesetzten wesentlich verschieden ist. Die Aeste, welche sich nach Süden ausbreiten, haben gewöhnlich einen

üppigern Wuchs, als die an den andern Seiten der Bäume. Noch viele andere Verschiedenheiten mögen zwischen der nördlichen und südlichen Seite statt haben, auf welche die Wilden von früher Jugend an ihre Aufmerksamkeit gerichtet haben, und die vielleicht einem gewöhnlichen Beobachter durchaus entgehen. Da sie auch von Kindheit an gewöhnt werden, sehr aufmerksam auf den Stand der Sonne zu sein, so lernen sie die scheinbare Bewegung derselben von einer Gegend des Himmels zur andern genau berechnen, und zeigen zu jeder Zeit des Tages den Fleck an, wo sie stehen muß, wenn auch der Himmel durch Wolken oder Nebel gänzlich verdunkelt ist.

Ein Beispiel ihrer Geschicklichkeit, den Weg durch eine ihnen unbekannte Gegend zu finden, sah ich bei meinem Aufenthalte zu Staunton, welches hinter den blauen Bergen in Virginien liegt. Eine Anzahl Krihk-Indianer waren, auf ihrem Wege nach Philadelphia, wo sie wichtige Geschäfte zu verrichten hatten, in dieser Stadt angelangt, und hatten daselbst ihr Nachtquartier genommen. Des Morgens setzte die Hälfte der Wilden, aus Ursachen, die wir nicht erfahren konnten, ihre Reise weiter fort, ohne ihre Gefährten mit sich zu nehmen, die erst nach einer Stunde nachfolgten, und einige Reiter aus der Stadt zur Bedekkung bekamen. Sie machten, in Gesellschaft derselben, einige Meilen auf der Heerstraße, kehrten sich aber plötzlich Alle auf Einmahl zur Seite, und bega-

ben sich hastig und voll Zuversicht in den Wald, obgleich kein besonderer Weg dahin führte. Ueberrascht durch diese Veränderung des Marsches zeigten ihnen ihre Begleiter an, daß sie von der Heerstraße nach Philadelphia abgingen, und daher ihre vorangegangenen Reisegefährten sicher verfehlen würden. Ihre Antwort war, sie wüßten besser Bescheid; der kürzeste Weg nach Philadelphia gehe durch den Wald, und sie wären überzeugt, daß sich ihre Gefährten gerade an derselben Stelle hinein begeben hätten. Durch Neugierde verleitet folgten ihnen einige der Reiter, und sahen zu ihrem größten Erstaunen, daß sie, obgleich kein in die Augen fallender Weg da war, bald den übrigen Theil ihrer Gesellschaft im dicksten Theile des Waldes einholten. Man sahe in einer Karte nach und fand, daß der Weg, den sie genommen hatten, schnurgerade nach Philadelphia lief. Sie hatten wahrscheinlich von Anderen ihrer Nation, die ein Mahl in Philadelphia gewesen waren, genau die Richtung erfahren, in welcher diese Stadt von ihrem Dorfe liegt, und diese Richtung jezt nicht aus den Augen verloren, obgleich sie bereits eine Reise von 300 Meilen durch Waldungen gemacht hatten, und noch mehr als 400 Meilen zurücklegen mußten, ehe sie den Ort ihrer Bestimmung erreichen konnten.

Von der Genauigkeit, mit welcher sie einen unbekannten Ort auffinden können, wenn ihnen der Weg von ihren Landsleuten ein Mahl beschrieben worden ist, erzählt uns Herr Jefferson, wenn er von den Grä-

bern der Wilden in Virginien spricht, ein sehr auffallendes Beispiel. Diese Gräber sind weiter nichts, als große Bollwerke von Erde in den Wäldern, deren jedes ein menschliches Gerippe, in aufrechter Stellung, in sich schließt. Das Verfahren der Indianer, beim Begraben ihrer Todten, ist schon zu oft beschrieben worden, als daß es Ihnen unbekannt sein sollte; ich kehre daher zu meiner Erzählung zurück. Ein Trupp Wilde, die sich auf dem Wege nach einem der Seehäfen am Atlantischen Meere befanden, verließen plötzlich, wie die oben erwähnten Krihks, welche nach Philadelphia gingen, die gerade Straße, und begaben sich, ohne eine Frage zu thun, in gerader Richtung in den Wald hinein und zu einem dieser Gräber, welches etwa einige Meilen von der Heerstraße entfernt war. Nun ist seit der Zeit, da diese Gegend Virginiens, in welcher sich das Grab befand, von Wilden bewohnt wurde, beinahe ein Jahrhundert verflossen; Die Indianischen Reisenden waren sicher nie in dieser Gegend gewesen; sie mußten daher ihren Weg zum Grabe bloß nach einer Beschreibung aufgefunden haben, die sich, durch mündliche Ueberlieferung, bis auf sie fortgepflanzt hatte.

Die Wilden sind größtentheils sehr gut in der Geographie ihres eigenen Landes bewandert. Thut man ihnen einige Fragen in Betreff der Lage eines Ortes in demselben, so nehmen sie ein Stöckchen und zeichnen mit der größten Leichtigkeit eine Karte von dem Orte und der umliegenden Gegend auf den Bo-

den, welche ziemlich genau ist. Sie zeigen den Lauf der Flüsse, und geben die verschiedenen Richtungen an, in welchen die Oerter liegen. Ich saß einmahl in einem Hause am westlichen Ende des Erie-Sees, wo uns widrige Winde aufhielten, und übersah eine kleine Karte von Neu-York, als ein junger Seneka-Indianer in das Zimmer trat. Seine Aufmerksamkeit wurde durch die Landkarte rege gemacht, und er schien sogleich einzusehen, wozu sie diene; da er aber nie vorher eine Generalkarte von dem Staate Neu-York gesehen hatte, und den Gebrauch der Buchstaben nicht kannte, so wußte er nicht heraus zu bringen, welchen Theil des Landes sie vorstellen solle. Kaum hatte ich indeß meinen Finger auf den Fleck gelegt, wo wir uns befanden, und ihm die Linie gewiesen, die den Buffalo-Creek anzeigt, an welchem sein Dorf lag, so besaß er auch schon den Schlüssel zum Ganzen; er ließ seine Augen auf der Karte mit Geschwindigkeit umher wandern, und nannte und zeigte mir dann aufs genaueste jeden See und jeden Fluß, selbst solche, die über 200 Meilen von seinem Dorfe entfernt waren. Alle Seen und Flüsse dieser Gegend des Landes haben noch immer die Indianischen Nahmen beibehalten, ich hätte es daher leicht entdecken können, wenn er einen unrechten genannt hätte. Das Vergnügen, welches ihm der Anblick einer so vollkommnen Karte des Landes gewährte, war so groß, daß er es nicht lassen konnte, einige seiner Gesellschafter, die vor der Thüre umher wandelten, herein zu rufen, damit auch

diese sie betrachten möchten. Sie gaben mir durch Zeichen zu verstehen, ich möchte ihnen die Karte doch leihen; ich gewährte ihnen ihre Forderung, und legte sie auf den Tisch, da sie denn länger als eine halbe Stunde bei ihr sitzen blieben, und sich oft einander ihre Freude zu erkennen gaben, wenn sie diesen oder jenen Ort, den sie kannten, genau auf dem rechten Flecke fanden. Auch die alten Männer schienen den übrigen viele Geschichtchen zu erzählen, welche wahrscheinlich Abentheuer betrafen, die sie in fernen Gegenden des Landes bestanden hatten, und die sie jezt, zu ihrer größten Freude, mit der Karte vor den Augen, aus einander setzen konnten.

Wenn das Gouvernement den Wilden einen Strich Landes abkaufen will (Privatpersonen dürfen, nach den Gesetzen der Provinz, keine Ländereien von ihnen kaufen), so wird eine Karte der Gegend gezeichnet, und der Theil des Landes, wegen dessen man in Verhandlung mit ihnen steht, besonders genau angegeben. Ist nur der geringste Fehler an diesen Karten, sogleich wird derselbe von allen Wilden auf Einmahl aufgefunden. Ist der Handel geschlossen, so ziehen sie, nach der Karte, die Gränzlinie der Ländereien, die sie abgetreten haben, mit der größten Genauigkeit; sie machen Einschnitte in die Bäume an den Gränzen, und wenn keine Bäume vorhanden sind, stecken sie Pfähle oder Steine in die Erde, um sie dadurch anzuzeigen. Bei diesen Gelegenheiten werden regelmäßige Kaufkontrakte gemacht; genaue Kar-

ten der gekauften Ländereien an dieselben befestiget, und diese Kaufbriefe von den kontrahirenden Theilen förmlich unterzeichnet. Unser Freund besitzt mehrere derselben, die er mir zeigte; sie sind der Indianischen Signaturen wegen merkwürdig. Die Wilden nehmen gewöhnlich den Nahmen irgend eines Thieres an, als: die blaue Schlange, der kleine Truthahn, der große Bär, der wüthende Hund u. s. w., und ihre Unterzeichnungen bestehen in den Umrissen der Thiere, deren Nahmen sie führen, die mit der Feder gezeichnet werden. Einige der Figuren am Ende dieser Kontrakte waren nicht übel ausgeführt, und stellten die zu bezeichnenden Thiere sehr gut vor.

Die Wilden sind im Allgemeinen sehr erfinderisch und geschickt. Ihr hölzernes Hausgeräth, ihre Bogen und Pfeile, nebst andere Waffen u. s. w., sind äußerst zierlich gearbeitet, welches um so größeres Erstaunen erregen muß, da ein Messer und eine Axt die einzigen Werkzeuge sind, deren sie sich dazu bedienen. An den Stielen ihrer Tomahawks, an ihren Pulverhörnern, Pfeifenköpfen u. s. w. sieht man oft sehr artig gezeichnete Figuren und allerlei Schnitzwerk, welches alles Lob verdient. Die Stickerei auf ihren Mokkassins und andern Kleidungsstücken zeigt, daß die Weiber in ihrer Art nicht weniger geschickt sind, als die Männer. Ihre Arbeiten aus den Pfeilen des Stachelschweines würden in jedem Lande Europens Verwunderung erregen. Sie bedienen sich der weichen jungen Pfeile des Stachelschweines, welchen sie

die schönsten, glänzendsten Farben zu geben verstehen. Einige ihrer Farbemittel sind entdeckt worden, viele derselben sind aber noch unbekannt geblieben, so wie dieses auch von den Arzeneien gilt, mit denen sie oft Wunderkuren verrichten. Ihre Farben und Arzneimittel nehmen sie alle aus dem Pflanzenreiche.

Obgleich die Wilden durch ihre Arbeiten beweisen, daß sie einigen Geschmack für Werke der Kunst haben, so pflegen sie doch nicht alles, was sie von künstlichen Sachen sehen, mit Lob zu überhäufen. Flitterwerk oder Zierrathen, sie mögen auch noch so bunt und noch so schön gearbeitet sein, werden von ihnen verachtet, wenn sie nicht einige Aehnlichkeit mit denjenigen haben, an welche sie bereits gewöhnt sind; oder wenn sie nicht nach ihrem eigenen Geschmacke eingerichtet sind, der sich seit der Ankunft der Europäer beinahe um nichts verändert hat. Auch loben sie keine wunderbare mechanische Kunstwerke, wenn sie nicht einsehen, daß sie zu einem nützlichen Zwecke angewendet werden können. Nichts von allem, was ich ihnen vorzeigte, konnte ihre Aufmerksamkeit so sehr spannen, als eine leichte Doppelflinte, die ich immer in den Händen zu haben pflegte, wenn ich in ihren Lagern umher wandelte. Dies war eine Sache nach ihrem Geschmacke; sie sahen es alle sogleich ein, wie vortheilhaft es für den Jäger sein müsse, wenn er zwei Läufe neben einander habe, und die Erfindung gefiel ihnen ungemein. Auch mit den Eigenschaften guter Flintenschlösser und den Vortheilen derselben sind sie

sehr wohl bekannt; sie legten daher ihr Vergnügen an den Tag, daß sie die Schlösser meiner Doppelflinte weit vorzüglicher fanden, als alle, welche ihnen bis dahin zu Gesicht gekommen waren.

Auch Szenen, von denen man glauben sollte, sie müßten ihnen sehr wunderbar vorkommen, bringen nicht das geringste Erstaunen bei ihnen zuwege. Ein Französischer Schriftsteller, dessen Nahme mir entfallen ist, erzählte uns von zwei Irokesen, die durch verschiedene der schönsten Straßen von Paris gingen, ohne auch nur das geringste Zeichen von Zufriedenheit oder Freude blicken zu lassen, bis sie zulezt an eine Garküche kamen, die ihren vollen Beifall erhielt. Ein Ort, wo Jemand immer etwas bekommen konnte, um seinen Hunger zu stillen, ohne sich erst die Mühe zu geben, auf die Jagd und auf den Fischfang auszugehen, war nach ihrer Meinung das Vortrefflichste, was sich denken ließ. Hätte man ihnen indeß gesagt, daß man für das Essen bezahlen müßte, so würden sie vielleicht auch hierüber ihre Unzufriedenheit an den Tag gelegt haben. In ihren eigenen Dörfern haben sie gar keinen Begriff davon, daß man irgend Jemanden Speise und Trank versagen könne, der als Freund in ihre Wohnungen tritt.

Die Wilden, welche durch Geschäfte oder Neugierde nach Philadelphia, oder nach irgend einer andern großen Stadt der vereinigten Staaten getrieben werden, finden im Allgemeinen an den Straßen und Häusern daselbst eben so wenig Merkwürdiges, als

diese Irokesen an Paris. Es giebt keinen Einzigen unter ihnen, der nicht sein Wigwam den glänzendsten Wohnungen solcher Städte vorziehen würde. Das Schiffswesen zu Philadelphia und in anderen Seehäfen erregt indeß gewöhnlich immer ihre Bewunderung, weil sie die Vorzüge großer Schiffe vor Kanots (die einzigen Fahrzeuge, welche sie besitzen) gar wohl einsehen. Der junge Wyandot, der, wie ich erwähnt habe, eine so große Tagereise zu Fuß machte, war gerade zu Philadelphia, als ich mich daselbst aufhielt. Er war sehr entzückt über den Fluß und die Menge Schiffe von jeder Größe auf demselben, aber die Ebbe beschäftigte seine Aufmerksamkeit mehr als alles andere. Als er den ersten Tag zum Flusse kam, sah er zur Sonne hinauf, und machte einige Beobachtungen über den Lauf des Stromes, und über die Lage des Ortes im Allgemeinen, welches die Indianer, wenn sie an einen, ihnen neuen oder merkwürdigen, Ort kommen, nie unterlassen. Bald darauf, als die Fluth eingetreten war, ging er den Fluß hinab, und fand, zu seiner größten Verwunderung, daß das Wasser mit derselben Schnellheit eine entgegengesetzte Richtung genommen hatte. Anfangs glaubte er, er sei, durch einen Irrthum, an die andere Seite des Flusses gerathen; bald darauf überzeugte er sich indeß, daß er sich gerade an derselben Stelle befinde, von wo er Tages zuvor den Fluß in Augenschein genommen hatte, und nun kam er außer sich vor Erstaunen. Um über einen so interessanten Gegenstand

nähere Auskunft zu bekommen, suchte er sogleich einen Adjutanten des Generals Wayne auf, der ihn mit sich zur Stadt genommen hatte. Dieser machte ihm die Sache noch geheimnißvoller, denn er sagte: der große Geist habe, zur Bequemlichkeit der weißen Menschen, die besonders von ihm begünstiget würden, die Einrichtung getroffen, daß die Flüsse in ihrem Lande nach zwei verschiedenen Richtungen liefen. Der arme Wyandot war mit der Antwort zufrieden und erwiederte: „Ach Freund! wenn doch der große Geist „machte, daß auch für uns das Wasser des Ohio hin „und her liefe, so würden wir euch recht oft zu „Pittsburg besuchen.“ Während seines Aufenthalts zu Philadelphia versäumte er es nicht, den Fluß täglich zu besuchen.

Von allen öffentlichen Schauspielen zu Philadelphia gewähren die Vorstellungen der Kunstreiter und Luftspringer den Wilden das mehrste Vergnügen. Sie haben einen sehr hohen Begriff von diesen Leuten, die sich so ungemein durch ihre Gelenksamkeit auszeichnen, und halten sie für die merkwürdigsten Menschen der Nation. Nichts in der Welt macht einem Wilden größeres Vergnügen, als einen Mann zu sehen, der sich durch körperliche Geschicklichkeit hervorthut; erzählt man ihnen etwas von Jemanden, der sich durch große Stärke, durch sehr schnelles Laufen, durch seine Geschicklichkeit mit dem Bogen und der Flinte, durch seine List auf der Jagd, durch sein unerschrockenes und standhaftes Benehmen im Kriege u. s. w. aus-

zeichnet, so hören sie mit großer Theilnahme zu, und verfehlen nicht, den Helden einstimmig mit Lob zu überhäufen.

Die Wilden scheinen, auf den ersten Anblick, sehr kalt und phlegmatisch zu sein, und es erfordert schon eine nähere Bekanntschaft mit ihnen, wenn man vom Gegentheil überzeugt werden will. Zeigt man ihnen ein Kunstprodukt, das ihnen gefällt, so sagen sie mit scheinbarer Gleichgültigkeit nichts weiter, als „das ist hübsch" — „das sehe ich gern" — „das ist eine artige Erfindung;" auch bei einem neuen, überraschenden Anblick, oder wenn sie eine frohe Bothschaft vernehmen, legen sie ihre Zufriedenheit und Freude, dem Anscheine nach, auf eine fast eben so kalte Art an den Tag. Die Vorstellungen auf dem Amphitheater in Philadelphia, die unstreitig das größte Interesse für sie haben, nöthigten ihnen, wie ich bemerkte, niemahls mehr als ein Lächeln oder bescheidenes Lachen ab, worauf gewöhnlich eine Bemerkung folgte, die sie, mit leiser Stimme, ihren Nachbaren mittheilten. Eben so gleichgültig benehmen sie sich auch, wenn sie Gegegenstände des Schreckens erblicken, oder wenn sie erfahren, daß ihrer Familie oder ihrer Nation ein großes Unglück zugestoßen ist. Diese Apathie ist indeß bloß angenommen, und gewiß keinem wirklichen Mangel an Gefühl zuzuschreiben. Kein Volk in der Welt hat ein wärmeres Herz für Freundschaft, keins eine größere Zärtlichkeit für die Kinder, und keins so zarte Begriffe von Recht und Unrecht, als

die Wilden; ein Wort, das nur die geringste Beleidigung mit sich führt, facht eine Flamme in ihrem Busen an, die bloß durch das Blut des beleidigenden Theils ausgelöscht werden kann. Mehrere hundert Meilen weit durchkreutzen sie Wälder, sie setzen sich rauher Witterung und nagendem Hunger aus, bloß um ihrer Rachsucht nachzuhängen. Jahre lang setzen sie ihre täglichen Wallfahrten zum Grabe eines ihrer Kinder fort, und klagen daselbst im Stillen. Sie wagen ihr Leben und opfern alles, was ihnen theuer ist, auf, um einen Freund der unglücklichen Lage zu entreißen, worin er sich befindet. Demungeachtet kann aber, nach ihrer Meinung, Niemand auf den Nahmen eines guten Kriegers, oder auf die Achtung seiner Mitbrüder Anspruch machen, der sich, bei irgend einer Gelegenheit, von den Leidenschaften der Freude, des Kummers oder des Erstaunens zu sehr hinreißen läßt. Von früher Jugend an wird es ihnen auf das schärfste eingeprägt, es sei eine der edelsten Tugenden, gleichgültig gegen das zu sein, was bei andern Völkern den Ausdruck der stärksten Leidenschaft hervorbringt. Daher kommt denn die bewundernswürdige Herrschaft, die sie über sich selbst haben, so daß sie, wie man weiß, selbst bei den schrecklichsten Qualen des Feuers und Messers unerschütterlich bleiben und über ihre Folterer lachen.

Diese erkünstelte Gefühllosigkeit der Wilden macht, daß sie in Gegenwart von Fremden äußerst ernst und zurückhaltend erscheinen; in ihren eigenen Privat-

Zirkeln unterhalten sie sich aber auf die heiterste, fröhlichste Art; auch soll es ihnen, wie man sagt, nicht an witzigen Einfällen fehlen. Wenn sie in einer Stadt, wie Philadelphia, in Gesellschaft fremder Leute ganz gleichgültig gegen alles gewesen sind, was vorgegangen ist, so bleiben sie doch, wenn sie sich in ein Gemach für die Nacht begeben haben, oft ganze Stunden vor dem Schlafengehen bei einander, und schwatzen und lachen über das, was sich im Verlauf des Tages zugetragen hat. Leute, die ihrer Sprache kundig sind, und ihren Gesprächen bei solchen Gelegenheiten zugehört haben, sagen, daß ihre Bemerkungen äußerst treffend sind, und daß sie so gut die lächerliche Seite einer Sache auffinden können, daß auch der Ernsthafteste sich nicht des Lachens enthalten kann.

So zurückhaltend nun auch die Wilden in Gegenwart von Fremden zu sein pflegen, so sind sie doch viel zu kaltblütig und gelassen, als daß sie jemahls in Verlegenheit kommen sollten; sie würden sich gewiß im Pallaste des vornehmsten der gekrönten Häupter der Welt mit eben so vieler Unbefangenheit zur Tafel setzen, als sie es zu einem kärglichen Mahle in ihren eigenen Hütten zu thun pflegen. Sie glauben, es ziere einen Krieger, wenn er seine Sitten nach denen derjenigen Leute modelt, bei welchen er sich befindet, und da sie eine ungemein große Aufmerksamkeit besitzen, so bemerkt man, wenn sie in Gesellschaft von Fremden sind, selten etwas tölpisches oder gemei-

nes in ihrem Betragen. Ich habe einen Wilden, der von seiner Kindheit an in den Wäldern gelebt hatte, zu Philadelphia in eine Damengesellschaft mit so vieler Unbefangenheit und Artigkeit treten sehen, als ob er in der Stadt erzogen wäre, und doch hatte man ihn mit den zu beobachtenden Formalitäten bloß vor seinem Eintritte in das Zimmer bekannt gemacht. Die folgende Anekdote wird einen noch auffallendern Beweis von der Wahrheit des Gesagten geben.

Unser Freund Nekig, der kleine Otter, war zugleich mit uns bei einem Herrn in Detroit zum Mittagsessen eingeladen worden; er kam und brachte seinen Sohn, einen Jungen von 9 oder 10 Jahren, mit sich. Nach der Mahlzeit wurden verschiedene Früchte aufgetragen, und unter andern auch einige Pfirsichen. Man überreichte dem jungen Indianer eine Schüssel mit diesen Früchten, er nahm eine derselben mit großer Artigkeit hin, führte sie aber sogleich zum Munde und biß hinein. Der Vater sah ihn mit Blicken des Unwillens an, und sagte mit leiser Stimme einige Worte zu ihm, die ich nicht verstand, die aber, nach der Auslegung eines Mannes aus der Gesellschaft, einen bittern Vorwurf enthielten, wie er so unbedachtsam sein könnte, die Pfirsiche nicht vorher zu schälen, da er doch gesehen hätte, wie es der gegenüber sitzende Herr gemacht habe. Der kleine Mann schämte sich nicht wenig, doch machte er sogleich seinen Fehler wieder gut; er zog einen Teller herbei und schälte die Frucht auf die zierlichste Art. Bald darauf gab man

ihm etwas Portwein, der seinem Gaumen nicht behagte, weshalb er, wie ein Kind zu thun pflegt, wenn man ihm Wein zu trinken giebt, das Gesicht verzog. Dies brachte ihm einen andern Verweis von Seiten des Vaters zuwege. Er verzweifle daran, sagte er, daß jemahls ein großer Mann oder ein Krieger aus ihm werden würde, da er sogar seinen Widerwillen gegen dasjenige bezeige, was sein Wirth gütig genug gewesen wäre, ihm vorzusetzen. Der Junge nahm hierauf den übrigen Wein im Glase mit freundlicher Miene zu sich.

Die Wilden heben fast niemahls die Hand gegen ihre Kinder auf. Sind sie nicht gehorsam, so schütten ihnen die Eltern etwas Wasser in das Gesicht; eine Art Strafe, vor der sich die Kinder nicht wenig fürchten, und die auf der Stelle gute Wirkung leistet. Einer der Französischen Missionairs sagt, er habe gesehen, daß eine Mutter ihre herangewachsene Tochter, dadurch daß sie ihr, wie einem kleinen Kinde, Wasser in das Gesicht schüttete, so sehr kränkte, daß diese sich sogleich fortbegab und ihrem Leben ein Ende machte. In ihren Kinderjahren sind die jungen Indianer ihren Eltern im höchsten Grade folgsam; haben sie aber die Jahre der Mannbarkeit erreicht, und sind sie im Stande, selbst für sich zu sorgen, so achten sie dieselben nicht länger, und folgen, trotz allen Ermahnungen, ihrem eigenen Willen, es sey denn daß die Eltern schon sehr bejahrt wären. Das hohe

Alter einer Person flößt ihnen immer die größte Verehrung für dieselbe ein.

Kein Volk besitzt wohl mehr natürliche Höflichkeit als die Wilden. Sie unterbrechen nie einen Redenden; sagt man ihnen etwas, das sie für unwahr halten, so widersprechen sie nicht auf eine grobe Art, sondern antworten gewöhnlich: „Wir sind überzeugt, „daß du selbst das, was du uns da sagst, für wahr „hältst, aber uns kommt die Sache so unwahrscheinlich vor, daß wir ihr unmöglich Glauben beimessen können.“

In ihrem Betragen gegen einander bemerkt man nichts als Artigkeit und Eintracht. Man wird bei ihnen weder Lärm und laute Zänkereien, noch pöbelhafte Sitten wahrnehmen, wie man alles dieses unter den gemeinen Volksklassen Europens so häufig trifft; sie benehmen sich bei jeder Gelegenheit als Leute von guter Erziehung, und wären nicht unläugbare Beweise für das Gegentheil vorhanden, so sollte man glauben, ein solches Volk könne unmöglich so roh, so wild im Kriege sein, als man es dargestellt hat. — Was ich hier gesagt habe, gilt indeß nur von den Wilden im nüchternen Zustande; haben sie sich in geistigen Getränken berauscht, welches nur zu oft der Fall ist, so erscheinen sie in einem ganz verschiedenen Lichte; sie gleichen alsdann mehr eingefleischten Teufeln als menschlichen Wesen, sie brüllen und kämpfen, sie schneiden einander und begehen alle mögliche Arten von Ausschweifungen. Sie wissen sehr wohl, daß sie

im Zustande der Berauschung nicht Herren über sich selbst sind; wenn sich daher eine Anzahl von ihnen betrinken will, so übergeben diese gewöhnlich ihre Messer, Tomahawks u. s. w. einem aus der Gesellschaft, der auf sein Ehrenwort versprechen muß, daß er nüchtern bleiben, und Unglücksfälle zu verhindern suchen will, welches Versprechen er denn auch gewöhnlich hält. Betrinken sie sich, ohne diese Vorsichtigkeitsregel beobachtet zu haben, so bedienen sich ihre Squaws der ersten besten Gelegenheit, sie ihrer Waffen zu berauben.

Whiskey und Rum ziehen die Wilden allen andern geistigen Getränken vor; indeß scheinen sie nicht sowohl des Wohlgeschmacks, als vielmehr der Berauschung wegen so begierig darnach zu sein. Unter hundert Wilden findet man kaum Einen, der nicht übermäßig im Trinken ist, wenn er Gelegenheit dazu hat. Die mehrsten von ihnen geben sich, so bald sie irgend ein berauschendes Getränk geschmeckt haben, alle mögliche Mühe, mehr davon zu bekommen; auf diese Weise werden sie niederträchtig, knechtisch, betrügerisch und überhaupt verderbt in jeder Bedeutung des Wortes. Der Schade, den man diesen unglücklichen Leuten, durch die Einführung des Branntweins, gestiftet hat, kann ihnen durch nichts ersetzt werden. Ehe sie dieses Getränk kannten, zeichneten sie sich vor allen andern Nationen durch ihre Mäßigkeit im Essen und Trinken, aus. Wegen des Maaßes, das sie im Essen zu halten wissen, sind sie noch jezt merkwürdig; sie

glauben es sei höchst ungesittet, Jemanden sehen zu lassen, daß man hungrig ist. Kommen sie, nachdem sie vielleicht mehrere Tage gefastet haben, in ihren Dörfern an, so setzen sie sich ruhig nieder, und bekümmern sich eine Zeit lang um keine Nahrung. Wird sie ihnen nachher gebracht, so essen sie mit so großer Mäßigung, als ob sie erst vor einer Stunde ihren Hunger gestillt hätten. Bei keiner Gelegenheit essen sie mit Hastigkeit.

Ein Zug im Charakter der Wilden ist ihre Gastfreiheit, die sie immer ausüben, wenn sie nicht durch ganz besondere Umstände zum Gegentheile umgestimmt werden. Selbst wenn die Rache ihnen gern eingeben möchte, anders zu handeln, so lassen sie sich doch, wenn sie ein Mahl einem Fremden ihre Freundschaft geschenkt, oder wenn sie sich seiner angenommen haben, durch nichts verleiten, ihr gegebenes Wort zu brechen. Von ihrer Freigebigkeit besitze ich viele Beweise in den Geschenken, welche sie mir gemacht haben. Obgleich man gestehen muß, daß sie gewöhnlich, wenn sie Geschenke geben, andere dafür zurück erwarten, so bin ich doch überzeugt, daß sie mir die Kleinigkeiten, die ich von ihnen bekam, nicht aus Gewinnsucht, sondern aus bloßer Freundschaft gaben. Es ist allgemein bekannt, daß sie gegen einander im höchsten Grade freigebig und immer bereit sind, das, was ihren Nachbaren abgeht, durch ihren Ueberfluß zu ersetzen. Weit entfernt davon, Reichthümer für sich zusammen zu scharren, legen sie oft ihre Verwun-

derung an den Tag, wie man Leute in der menschlichen Gesellschaft finden könne, welche, mit allen edlern Gefühlen unbekannt, sich auf Kosten anderer bereichern, und, uneingedenk des Unglückes und Elendes ihrer Brüder, in Ueppigkeit und Ueberfluß leben mögen. Ihre Kleidungsstücke, ihr Hausgeräth und ihre Waffen sind die einzigen Sachen, auf welche sie ein ausschließliches Recht zu haben verlangen; alles übrige ist das gemeinschaftliche Eigenthum des ganzen Stammes, und jedes Individuum bemühet sich aus allen Kräften zum Gedeihen desselben behülflich zu sein. Auch die Oberhäupter der Wilden werden von demselben Geiste beseelt. Statt die Reichsten zu sein, sind sie oft die Aermsten des ganzen Stammes; denn indeß Andere Zeit zum Jagen u. s. w. haben, trifft es sich häufig, daß sie ihre ganze Zeit den Geschäften der Nation widmen müssen.

Die mehrsten Indianischen Nationen haben zweierlei Oberhäupter: Civil-Oberhäupter und Heerführer. Erstere beschäftigen sich mit Civil-Angelegenheiten, doch können sie auch zu gleicher Zeit Heerführer sein; ihr Amt ist erblich. Die leztern werden aus denjenigen gewählt, die sich im Kriege besonders ausgezeichnet haben; ihr einziges Geschäft ist, die Krieger in das Feld zu führen. Die Oberhäupter können Niemanden zwingen, ihren Befehlen Gehorsam zu leisten, auch ertheilen sie dieselben niemahls auf eine stolze, gebieterische Art, sondern sie sind bloß Rathgeber des Volkes. Jedes Individuum ist sich bewußt, im Zu-

stande der vollkommensten Freiheit gebohren zu sein; es unterwirft sich daher keinem Zwange, als demjenigen, welchen seine Vernunft gut heißt. Da ihnen allen indeß nur Eine Sache am Herzen liegt, nähmlich das Beste der Nation, und da sie wissen, daß dieses auch bei den Oberhäuptern die Triebfeder ihrer Handlungen ist, so sind sie auch mit allen Maaßregeln, welche diese treffen, zufrieden, und jeder ist bereit, sich denselben zu unterwerfen. Heißen diese Menschen gleich Wilde, so giebt es doch, wie ich glaube, keinen civilisirten Staat in der Welt, wo man solchen Gemeingeist, solche Uneigennützigkeit findet, als unter ihnen; auch die Liebe zur Ordnung ist groß bei ihnen, obgleich sie nicht durch strenge Gesetze eingeschärft wird.

Die Wilden bezeigen denjenigen Völkern, die sich ihre Freiheit, ohne Widerstand zu leisten, entreißen ließen, unbegränzte Verachtung; selbst diejenigen, welche ihre Freiheit nach einem harten Kampfe verloren haben, halten sie für unwürdig, einen höhern Rang in der Gesellschaft zu behaupten, als den der alten Weiber. Dieses und die körperliche Verschiedenheit ist, wie ich glaube, die Ursache des eingewurzelten Hasses, den die Wilden den Negern bei jeder Gelegenheit blicken lassen. Man kann einem Wilden keine größere Beschimpfung anthun, als wenn man ihm sagt, er habe einige Aehnlichkeit mit einem Neger, oder ihm fließe Negerblut in den Adern. Sie betrachten die Neger als Geschöpfe schlechterer Art, und

morden dieselben mit so großer Gleichgültigkeit, als ob sie einen Hund oder eine Katze tödteten.

Ein Amerikanischer Offizier wurde, während des Krieges mit Großbrittannien, zu einer der Nationen an den westlichen Gränzen der vereinigten Staaten gesendet, um dieselbe zur Beobachtung der Neutralität zu überreden; dieser Mann sagte mir, es hätten sich, während seines Aufenthalts unter den Wilden, einige Agenten in diesen Dörfern eingefunden, um wegen der Herausgebung einiger Negersklaven zu unterhandeln, welche dieselben von den Amerikanischen Niederlassungen mit sich fortgenommen hatten. Einer der Neger, ein ungemein schöner und großer Mensch, war (wie es denn sehr gewöhnlich bei ihnen ist, die Gefangenen weg zu geben) einer vornehmen Indianerin geschenkt worden. Man ging zu ihr und ersuchte sie, den Menschen gegen ein Lösegeld auszuliefern; sie hörte ruhig auf das, was man ihr sagte, beschloß aber zugleich, der Mensch solle seine Freiheit nicht haben, ging in ihre Hütte, lief mit einem großen Messer, das sie hervorzog, auf ihren Sklaven zu, und stieß es ihm ohne Umstände in den Leib. „Jezt, sagte sie und wendete sich zu den Agenten, jezt mögt ihr euren Neger hinnehmen.“ Der Unglückliche stürzte zu Boden und kämpfte mit dem Tode, bis sich endlich einer der Krieger seiner erbarmte, und durch einen Hieb mit dem Tomahawk seinen Leiden ein Ende machte.

In Detroit, Niagara und einigen andern Ter-

tern in Oberkanada befinden sich noch immer einige Neger in Knechtschaft. Als wir in Malden waren, fanden zwei dieser Unglücklichen Mittel, von Detroit zu entfliehen; sie stahlen nähmlich ein Boot und fuhren des Nachts den Fluß hinab. Da der Wind es ihnen unmöglich machte, gerade über den See zu fahren, so vermuthete man, sie würden sich an der Küste halten, bis sie an einen sichern Ort gekommen wären; in der Hoffnung, sie wieder zu bekommen, kam daher ihr Besitzer nach Malden herab, und miethete zwei Wilde, auf die er sich verlassen konnte, welche den Sklaven nachsetzen mußten. Diese ließen sich eine Beschreibung des Aeußern der Entflohenen geben, und fuhren ab; kaum hatten sie aber einige hundert Schritte zurück gelegt, so kehrte einer derselben, der einige Worte Englisch sprechen konnte, zurück, um den Eigenthümer zu fragen, ob er ihm erlauben wolle, die Neger zu skalpiren, wenn sie durchaus widerspenstig wären und nicht mit ihnen zurück kehren wollten. Dies wurde ihnen von dem Herrn der Sklaven geradezu verboten, denn er wußte sehr wohl, daß sie, wenn er es ihnen erlaubte, beide auf alle Fälle tödten würden, um sich die Mühe zu ersparen, dieselben zurück zu bringen. „Nun," sagte der Wilde, „wenn „ich sie denn nicht beide skalpiren soll, so werdet ihr „doch, hoffe ich, nicht böse werden, wenn ich auch „von Einem derselben den Skalp mitbringe." Die Antwort war, er müsse sie beide lebendig zurück bringen. Dieser Umstand war äußerst ärgerlich für ihn,

und er trug wirklich Bedenken, sich fort zu begeben, als — mit Verdruß sage ich es — der Herr der Sklaven, aus Furcht sie möchten ihm entwischen, dem Wilden seine Einwilligung gab, doch mit der Bitte, daß er sie nicht umbringen möchte, wenn er es auf irgend eine Art verhindern könnte. Was die Folge davon war, habe ich nie erfahren, aber die laute Freude, mit welcher sich der Wilde, nach bekommener Erlaubniß, auf den Weg begab, ließ vermuthen, daß wenigstens Einer der Neger aufgeopfert werden würde.

Die Kaltblütigkeit, mit welcher die Wilden einem ihrer Mitmenschen das Leben nehmen, läßt sie, ich muß es gestehen, in keinem vortheihaften Lichte erscheinen; auch muß ein Jeder der Meinung sein, daß alle die guten Eigenschaften, die sie besitzen, durch ihr rachsüchtiges Herz und durch die Grausamkeiten, welche sie an den Gefangenen verüben, die in einem Treffen in ihre Hände fallen, durchaus verdunkelt werden. Sowohl die Französischen als die Englischen Missionairs haben sich alle Mühe gegeben, ihnen die Abscheulichkeit, ihre Gefangenen so zu quälen, ans Herz zu legen — und diese Mühe ist wirklich nicht ganz vergebens gewesen; denn obgleich einige neuere Fälle beweisen, daß sie dieser abscheulichen Gewohnheit noch nicht gänzlich entsagt haben, so darf ich doch, nach dem was ich gehört habe, behaupten, daß seit mehreren Jahren nicht der zwanzigste Theil ihrer Gefangenen so gequält worden ist, als es vor hundert Jahren ohne Unterschied geschahe. So viele Erkundigun-

gen ich auch eingezogen habe, so konnte ich dennoch nicht erfahren, daß von allen Gefangenen, welche ihnen bei der Niederlage der Armee des Generals Clair in die Hände fielen, auch nur ein einziger an den Pfahl befestiget worden ist. So bald die Englischen Offiziers die Niederlage gewahr wurden, so setzten sie und andere, welche Einfluß auf die Wilden hatten, Belohnungen für diejenigen aus, welche die Englischen Gefangenen lebendig ausliefern würden, und wirklich wurden auch die mehrsten derselben wohl behalten zurück gebracht. Die Rachsucht gänzlich aus ihrem Herzen zu verbannen, ist bis jezt eine Sache der Unmöglichkeit gewesen. Um Ihnen zu beweisen, wie wenig die Erziehung in dieser Hinsicht über die Gemüther der Wilden vermag, will ich Ihnen einige Anekdoten vom Kapitain Joseph Brandt, einem Anführer der Mohawk-Indianer, mittheilen.

Dieser Brandt wurde in seiner frühen Kindheit auf eine Schule in Neu-England geschickt, wo er, da er ein sehr gutes Fassungsvermögen besaß, in der Griechischen und Lateinischen Sprache bald ansehnliche Fortschritte machte. Man gab sich große Mühe, ihm die Wahrheiten des Evangeliums beizubringen. Er zeigte sich als einen warmen Anhänger der Christlichen Lehre, und übersetzte, in der Hoffnung seine Landsleute bekehren zu können, wenn er wieder zu ihnen zurück käme, das ganze Evangelium des Matthäus in die Sprache der Mohawks; auch die Gebete der Englischen Kirche übersetzte er in diese Spra-

che. Noch ehe er indeß seine akademische Laufbahn vollendet hatte brach der Amerikanische Krieg aus, und so verließ er, angefeuert durch die Begierde nach Ruhm, welche die Natur dem Busen eines jeden Wilden eingepflanzt zu haben scheint, sogleich die Schule, begab sich zu dem Dorfe, wo er gebohren war, und schlug sich bald darauf, mit einer ansehnlichen Menge seiner Landsleute, zu einigen Englischen Truppen unter dem Kommando Sir John Johnston's. Hier zeichnete er sich bei vielen Gelegenheiten durch seine Tapferkeit aus, und schwang sich nicht allein zur Würde eines Anführers der Wilden, sondern auch zu dem Range eines Kapitains in Diensten des Königs empor.

Es dauerte indeß nicht lange, so befleckte Brandt die Ehre, welche er sich bei der Englischen Armee erworben hatte, auf folgende Art: Es fiel zwischen ihm und einem Corps Amerikanischer Truppen ein Scharmützel vor; man focht mit großer Hitze, und Brandt wurde von einer Musketenkugel an der Ferse verwundet; am Ende wurden indeß die Amerikaner geschlagen, und etwa 60 Mann derselben nebst einem Offiziere zu Gefangenen gemacht. Der Offizier hatte eben seinen Degen abgegeben und sich mit dem Oberst Johnston in ein freundschaftliches Gespräch eingelassen, als Brandt sich hinter beide schlich, und dem Amerikaner einen Hieb mit seinem Tomahawk versetzte, so daß er todt zu Boden stürzte. Sir John Johnston wurde, wie Jeder vermuthen kann, über

diese Handlung äußerst entrüstet, und stellte ihm mit vielem Eifer vor, wie schändlich er sich benommen habe. Brandt hörte ihn ruhig an und sagte, als er ausgesprochen hatte, es sei ihm leid, daß er durch das Vorgefallene seinen Unwillen rege gemacht habe, aber der Schmerz an seiner Ferse sei in dem Augenblicke sehr heftig gewesen, er habe es daher nicht unterlassen können, an dem einzigen Chef des Trupps, den man zu Gefangenen gemacht, Rache zu üben; seitdem er, setzte er hinzu, den Offizier getödtet habe, sei auch der Schmerz an seiner Ferse um vieles erträglicher geworden.

Als der Krieg ausbrach, wohnten die Mohawks am Mohawk-Flusse, im Staate Neu-York; als aber Friede gemacht wurde, so wanderten sie nach Oberkanada aus. Jezt liegt ihr vornehmstes Dorf am großen Flusse, der sich, etwa 60 Meilen von der Stadt Newark oder Niagara, in den Erie-See an der Nordseite ergießt; in diesem Dorfe wohnt Brandt jezt. Er hat sich daselbst ein bequemes Haus gebauet, in welchem jeder Fremde eine gute Aufnahme und täglich eine wohl besetzte Tafel findet. Er besitzt nicht weniger als 30 bis 40 Neger, welche seine Pferde besorgen, seinen Acker bauen u. s. w. Diese Unglücklichen werden in der größten Unterwürfigkeit erhalten, und dürfen es nicht wagen zu entfliehen, denn er hat ihnen angezeigt, wenn sie jemahls auf diesen Gedanken kommen würden, so wolle er sie verfolgen, sei es auch bis zu den Gränzen von Georgien,

und sie, wo er sie auch treffen würde, mit dem Tomahawk tod schlagen. Sie kennen ihn zu gut, als daß sie an der Erfüllung seines Versprechens im Geringsten zweifeln sollten.

Brandt empfängt von der Regierung die Hälfte der Gage eines Kapitains, und überdies noch jährlich Geschenke, so daß sich sein Jahrgehalt auf 500 Pf. Sterl. belaufen soll. Unsere Neugierde, diesen Mann zu sehen, war, wie Sie sich einbilden können, sehr groß; wir verschafften uns daher von dem Sekretair des Gouverneurs, von mehreren Offiziers und andern seiner Bekannten Briefe an ihn, und hatten die Absicht, uns von Niagara nach seinem Dorfe zu begeben. Unglücklicherweise hatte er sich indeß den Tag vor unserer Ankunft zu Niagara, an der entgegen gesetzten Seite des Sees, nach Kingston eingeschifft. Daß Brandt ein Mann von nicht geringer Bedeutung sei, können Sie daraus abnehmen, daß ein Advokat aus Niagara, welcher von Kingston, wo er einige Zeit von widrigen Winden aufgehalten worden war, in demselben Schiffe mit uns über den Ontario-See fuhr, uns nachher zu Niagara anzeigte, er sei zu spät an diesem Orte angekommen, um eine juristische Angelegenheit für Brandt zu besorgen, die jezt einem Andern übergeben sei, durch welche Versäumniß er wenigstens 100 Pfund Sterling verliere.

Brandt war klug genug schon in seiner frühen Jugend einzusehen, daß jede fremde Macht, die in

Amerika Fuß faßte, auch die Wilden zu ihren Narren machte; und hätte er noch den geringsten Zweifel deshalb gehabt, so würden diese gehoben worden sein, als er sah, daß die Engländer im Amerikanischen Kriege erst den Beistand der Wilden forderten und bekamen, nachher aber auf eine so unedle als ungerechte Art alle Indianische Besitzungen, östlich vom Mississippi und südlich von den Seen, den vereinigten Staaten, kurz dem Feinde abtraten, den sich die Wilden auf Antrieb der Engländer hatten machen müssen. Unzufrieden damit, daß sich die Wilden der Streitigkeiten der Weißen annahmen, und dadurch den größten Schaden litten; und überzeugt, daß sie, wenn sie sich durch Klugheit leiten ließen und sich nicht mit andern Sachen befaßten, bald furchtbar werden würden, machte Brandt den kühnen Plan, alle Wilden durch einen Bund mit einander zu vereinigen. Er schickte zu diesem Ende Bothschafter an verschiedene Oberhäupter, mit dem Vorschlage, daß sich die Vornehmsten jedes Stammes versammeln möchten, um die Sache in Ueberlegung zu ziehen; aber einige der Stämme, die argwöhnten, Brandt wolle durch diese Maaßregeln die Obergewalt an sich reißen, widersetzten sich denselben aus allen Kräften. Brandt hat sich bei vielen der kriegerischsten Häupter verhaßt gemacht, und sie sehen ihn jezt mit so neidischen Augen an, daß es gefährlich für ihn sein würde, wenn er sich in die obern Gegenden des Landes wagen wollte.

Er hat sich der Angelegenheiten seines eigenen

Volkes auf eine vortheilhafte Art für dasselbe angenommen, und die überflüssigen Ländereien desselben verpachtet, wodurch der Nation, wahrscheinlich so lange sie Nation bleibt, gewisse jährliche Revenüen zufließen werden. Er urtheilte sehr weise, dieses sei besser, als wenn er litte, daß die Mohawks, wie es viele andere Stämme gethan haben, ihre Besitzungen Stückweise verkaufen; weil nähmlich die Geldsummen, welche sie dafür bekämen, wären sie auch noch so groß, bald durchgebracht sein würden.

Brandt hat gesagt, es sei seine Absicht, sobald ihm die Geschäfte seiner Nation Zeit dazu ließen, das Studium der Griechischen Sprache, die er sehr liebt, fortzusetzen, und noch mehr von dem neuen Testamente in die Sprache der Mohawks überzutragen; und doch war es dieser Mann, der kurz vor unserer Ankunft zu Niagara seinen einzigen Sohn mit eigener Hand tödtete. Der Sohn war, wie es scheint, ein versoffener Taugenichts, der ihm oft zu verstehen gegeben hatte, es sei seine Absicht, ihn umzubringen. Eines Abends begab er sich wirklich in das Zimmer des Alten und fing an, mit ihm handgemein zu werden, wahrscheinlich um seine unnatürlichen Drohungen auszuführen, aber der Vater zog einen kurzen Degen und hieb ihn nieder. Brandt spricht von dieser Sache mit Bekümmerniß, doch ohne den Schmerz an den Tag zu legen, den vielleicht jeder andere als ein Wilder bei einer solchen Gelegenheit verrathen würde. Er tröstet sich damit, der Nation einen Vortheil ge-

stiftet zu haben, indem er sie von einem Bösewichte befreiete.

Brandt trägt sein Haar ganz nach Art der Wilden, und sein Anzug ist von dem ihrigen nicht verschieden; statt des Umhanges oder der Decke trägt er einen kurzen Rock, so wie ich ihn beschrieben habe, der Aehnlichkeit mit einem Reitfrack hat.

So viele Mühe sich auch die Französisch-Katholischen und andere Missionairs gegeben haben, das Evangelium unter den Wilden auszubreiten, und obgleich auf diese Art viele von verschiedenen Stämmen dazu gebracht worden sind, sich taufen zu lassen, so scheint es doch nicht, daß die Einführung der Christlichen Religion (einige Fälle ausgenommen) großen Vortheil unter den Wilden gestiftet hat. Sie haben gelernt, gewisse Gebete herzusagen, und einige äußere Ceremonien mit zu machen, aber noch immer werden sie von denselben heftigen Leidenschaften beherrscht, wie zuvor, und haben bis jezt nichts von dem wahren Geiste des Christenthums aufgefaßt.

Die Mährischen Missionairs haben in den Gemüthern der Wilden eine größere Veränderung hervorgebracht, als alle übrigen, denn sie haben wirklich einige dahin gebracht, ihre wilde Lebensart aufzugeben, dem Kriege zu entsagen und den Acker zu bauen. Mit den Munsies, einem kleinen Stamme, der an der östlichen Seite des Sees St. Clair wohnt, ist es ihnen am besten geglückt; demungeachtet ist die Zahl derer, die sie so bekehrt haben, sehr geringe.

Die Katholiken finden die mehrsten Anhänger, weil das Formelle und der Prunk ihrer Religion die Phantasie der Wilden am angenehmsten beschäftiget, und weil ihnen von den Katholischen Missionairs der wenigste Zwang angethan wird. Die Quäker haben von allen andern den geringsten Anhang gefunden; die Lehre vom blinden Gehorsam, welche sie predigen, verträgt sich mit den Grundsätzen der Wilden nicht besonders, und bei einigen Stämmen, denen sie dieselbe einzuprägen suchten, vorzüglich bei den Schawnesen, einem der kriegerischsten Stämme an der Nordseite des Ohio, haben sie sich der größten Gefahr ausgesetzt *).

Diejenigen Wilden, welche von der göttlichen Offenbahrung noch nichts wissen, scheinen allgemein an das Dasein eines erhabenen, gütigen, allweisen und allmächtigen Geistes zu glauben. Ueberdies nehmen sie auch das Dasein untergeordneter, sowohl gu-

*) Die Ursache, warum es so schwer hält, die Wilden zum Christenthume zu bekehren, ist nicht sowohl in ihrer Anhänglichkeit an eine eigene Religion, sondern vielmehr in gewissen Gewohnheiten zu suchen, welche sie scheinen mit der Muttermilch eingesogen zu haben. Ein Französischer Missionair bemühete sich einst einen Wilden zu bekehren, zu welchem Ende er ihm die Belohnungen beschrieb, welche die Guten, und die schrecklichen Strafen, welche die Gottlosen im zukünftigen Leben zu erwarten haben. Plötzlich unterbrach ihn ein Wilder, der kurze Zeit vorher seinen besten Freund verloren hatte, mit der Frage: ob er glaube sein verstorbener Freund sei in den

ter als böser Geister an. Da jenen das Beste der Menschen am Herzen liegt, so halten sie es für unnöthig, ihnen zu huldigen; nur den bösen Geistern, vor welchen sie eine angeborne Furcht haben, bezeigen sie ihre Ehrfurcht, um den Zorn derselben von sich abzuwenden. Einige entfernte Stämme haben, wie man sagt, Priester unter sich; doch aber keine bestimmte Religionsfeierlichkeiten. Jeder derselben sagt ein Gebet her, oder bietet dem bösen Geiste etwas an, sobald es die Furcht ihm gebietet.

Der Glaube an ein zukünftiges Leben, in welchem sie die Freuden dieser Welt genießen können, aber keine schmerzliche Empfindungen haben, und wo ihnen die Mühe gespart wird, sich ihre Nahrung selbst zu verschaffen, scheint sehr allgemein unter ihnen zu sein. Einige Stämme zeigen weit weniger Frömmigkeit als andere; die Schawnesen, eine kriegerische, muthige Nation, fürchten sich wenig vor den bösen Geistern; daher findet man fast gar keine Religions-

Himmel oder in die Hölle gekommen? Ich glaube fest, antwortete der Geistliche, daß er im Himmel ist. So will ich denn thun, erwiederte der Wilde, was du mir heißest, und einen frommen Lebenswandel führen, denn ich wünsche sehr, an den Ort zu kommen, wo sich mein Freund befindet. — Hätte er erfahren, sein Freund sei in der Hölle, so würde ihn alles, was ihm der ehrwürdige Pater von Feuer und Schwefel vorpredigte, nicht abgehalten haben, das ausschweifendste Leben zu führen, in der Hoffnung seinen Freund wieder zu finden, und seine Qualen mit ihm zu theilen.

gebräuche unter ihnen. Keiner dieser Nation ist, so viel ich erfahren konnte, jemahls zum Christenthume bekehrt worden.

Es ist ein besonderer und sehr merkwürdiger Umstand, daß, ungeachtet der auffallenden Aehnlichkeit, welche wir in der Gestalt, den Sitten, Gebräuchen, dem Charakter und der Religion der verschiedenen Stämme von einem Ende von Nordamerika bis zum andern, bemerken — eine Aehnlichkeit, die gar keinen Zweifel übrig läßt, daß alle einerlei Ursprung gehabt haben müssen — dennoch die Sprache des einen Stammes durchaus von der aller andern abweicht. Nicht zwei Stämme haben genau einerlei Sprache, und die Sprachen vieler von denen, die gar nicht weit aus einander wohnen, ist so verschieden, daß Keiner den Andern verstehen kann. Man sagte mir die Tschippewäh-Sprache sei die ausgebreitetste, und Jemand, der diese genau verstände, könne auch bald alle übrigen Sprachen lernen, die zwischen dem Ohio und dem Ober-See geredet werden. Von Anderen, welche sich die Indianische Sprache zum Studium gemacht haben, hörte ich, alle die Sprachen, welche von denjenigen Stämmen gesprochen werden, mit welchen Europäer in Verbindung stehen, wären nichts weiter, als Dialekte dreier Grundsprachen, nähmlich der Sprache der Huronen, der Algonquin und der Sioux; verstehe man die beiden erstern gut, so könne man sich jedem Stamme in Kanada oder in den vereinigten Staaten zur Noth verständlich machen. Alle

Nationen, welche eine Sprache reden, die von der Sioux-Sprache abgeleitet ist, sollen eine zischende Aussprache haben; diejenigen, deren Sprache von der der Huronen abstammt, haben eine Guttural-Aussprache und die, welche eine Mundart haben, die der Algonquin-Sprache ihren Ursprung zu verdanken hat, sprechen die Wörter viel weicher und mit mehrerer Leichtigkeit aus, als alle übrigen. Ob diese Bemerkung durchaus richtig sei, kann ich nicht bestimmen; so viel kann ich indeß sagen, daß alle Männer unter den Indianern, die ich jemahls sah, sowohl diejenigen, welche ihre Sprache von der der Huronen, als diejenige, welche sie von der der Algonquins herleiten, nur wenige Lippenbuchstaben in ihrer Sprache haben, und die Wörter, welche sie aussprechen, tief in der Kehle bilden. Man bemerkt bei ihnen einen geringen Grad von Stottern; sie artikuliren, wie es scheint, mit einiger Schwierigkeit, wie es etwa ein Mensch thun würde, dem ein schweres Gewicht auf der Brust liegt, oder der einen so heftigen Schlag auf die Brust oder auf den Rücken bekommen hat, daß das Geschäft des Athemholens darunter leiden mußte. Die Weiber hingegen sprechen mit der größten Leichtigkeit, und in ihrem Munde klingt die Indianische Sprache so melodisch als die Italienische. Sie haben, ohne Ausnahme, die zartesten, harmonischsten Stimmen, die ich je hörte; auch lachen sie auf eine so sanfte, anmuthvolle Art, daß man sich nichts liebenswürdigeres denken kann. Sehr oft saß ich meh-

rere Stunden lang in Weiber=Gruppen, bloß um das Vergnügen zu haben, ihren Gesprächen, die ich zwar nicht verstand, die mir aber so sanft und lieb=lich klangen, zuhören zu können.

Sowohl die Männer als die Weiber reden mit sehr vieler Ueberlegung, und es scheint ihnen nie an Worten zu fehlen, den Sinn desjenigen auszudrücken, was sie vortragen wollen.

Die National=Musik der Wilden ist ohne alle Me=lodie und äußerst einförmig. Ihr berühmter Schlacht=Gesang ist nichts weiter, als ein langweiliges Reci=tativ. Singen und Tanzen sind in beständigem Ver=ein mit einander. Stimmt eine große Anzahl Wilde Einen Gesang an, so thun zuweilen die wenigen No=ten, welche er enthält, mit dem Tone der Pfeifen und Trommeln, eine angenehme Wirkung auf das Ohr des Zuhörers, wenn er sich in der Entfernung befindet; aber auch nur unter diesen Umständen ist ihre Musik erträglich.

In der ersten Nacht nach unserer Ankunft zu Malden wurden wir, auf diese Art, gerade als wir uns nieder legen wollten, sehr angenehm durch eine Musik auf der Insel Bois=blanc unterhalten. Da wir begierig waren, mehr davon zu hören, und zu=gleich den Tanz der Wilden zu sehen, so nahmen wir ein Boot, und fuhren sogleich über den Fluß zu dem Orte, wo diese Leute versammelt waren. Drei ält=liche Männer, welche unter einem Baume saßen, wa=ren die vorzüglichsten Musiker. Einer derselben schlug

eine kleine Trommel, die aus einem Stücke eines hohlen Baumes, und einer darüber gespannten Haut bestand; die beiden Andern waren mit Klappern aus trocknen, mit Erbsen gefüllten, Kürbissen versehen, und hielten Takt mit der Trommel. Diese Männer sangen zugleich; sie waren die Vorsänger, und die Tanzenden stimmten das Chor an. Die ganze Tanz-Gesellschaft bestand etwa aus zwanzig Squaws, welche in einem Kreise standen. Jede derselben hatte mit ihrem Arm den Hals ihrer Nachbarin umschlungen, und so verkettet bewegten sie sich alle seitwärts, mit nicht sehr großen Tanzschritten, um ein kleines Holzfeuer her. Männer und Weiber tanzen nie mit einander, ausgenommen wenn etwa eine hübsche Squaw von einem jungen Kerl bei den Männern zum Tanze eingeführt wird, welches das Zeichen einer großen Begünstigung ist. Die Wilden betrachten ihre Weiber aus einem ganz andern Gesichtspunkte als wir Europäer; sie brauchen dieselben als Sklavinnen zu allen schweren Arbeiten. Ich habe einen jungen vornehmen Wilden gekannt, der, wenn er Eichhörnchen schießen wollte, nicht weniger als drei Weiber mit sich nahm, welche nach seinen Pfeilen laufen mußten. Auch habe ich Wilde, die einige Meilen weit von einem Orte zum andern zogen, auf ihre Pferde steigen und mit Gemächlichkeit reiten sehen, indeß ihre Weiber nicht allein zu Fuße gehen, sondern auch den Männern schwere Lasten nachtragen mußten.

Als die Weiber eine Zeit lang getanzt hatten, wurde ein größeres Feuer angezündet, und die Männer kamen von verschiedenen Gegenden der Insel zusammen, um sich gleichfalls lustig zu machen. Es waren ihrer etwa funfzig bis sechszig; ihr Tanz war fast eben so einförmig, als der der Weiber. Sie gingen zuerst in einem großen Kreise nach der Musik, mit kleinen Schritten, rund um das Feuer; der beste Tänzer hatte die erste Stelle und gab die Schritte an; auch war er der vorzüglichste Sänger im Kreise. Als sie sich ein Mahl im Kreise herum gedrehet hatten, so gingen die kleinen Schritte in größere über, und sie fingen an mit verdoppelten Kräften auf den Boden zu stampfen. Wenn sie sich drei bis vier Mahl herum gedrehet hatten, so machten sie kleine Sprünge vom Boden mit beiden Füßen, wandten die Gesichter zum Feuer, machten eine Verbeugung, und gingen zugleich seitwärts. Als sie sich zehn bis zwanzig Mahl herum gedrehet hatten, so stampfte Jeder, besonders aber der Vortänzer, mit unsäglicher Gewalt auf den Boden, alle erhoben ein lautes Freudengeschrei und der Tanz war zu Ende.

Nach zwei bis drei Minuten fingen sie einen andern Tanz an, der sich fast eben so früh und fast auf gleiche Weise, wie der erste, endigte. Die Figuren waren fast dieselben, und der einzige Unterschied im Singen war der, daß die Tänzer, statt den ganzen Gesang nachzusingen, bloß auf die Lieder der alten Musikanten singend antworteten. Sie luden uns

durch

durch Zeichen ein, am Tanzen Theil zu nehmen, welchen Gefallen wir ihnen denn auch sogleich thaten, und so blieben wir bis Morgens um 2 oder 3 Uhr auf der Insel mit ihnen zusammen. Der Anblick einer Gesellschaft Wilde, die so in dicken Waldungen um ein Feuer tanzen, hat wirklich viel fürchterliches, welches noch durch das laute Geschrei am Ende eines jeden Tanzes vermehrt wird.

Kaum eine einzige Nacht verging, daß nicht solche Bälle auf der Insel gegeben wurden. Sie denken nicht eher an das Tanzen, als bis in später Nacht, und hören erst bei Tagesanbruche damit auf. Bei Tage liegen sie, wenn sie nicht durch Geschäfte davon abgehalten werden, an der Sonne und schlafen, oder sie sitzen und rauchen Tabak. So ausdauernd auch der Fleiß der Wilden ist, wenn sie durch irgend einen Umstand in Thätigkeit gesetzt werden, so besitzen sie doch, wenn sie mit ihren Nachbaren nicht in Krieg verwickelt sind, und dabei etwas haben, womit sie ihren Hunger stillen können, eine unbeschreibliche Trägheit.

Die jezt beschriebene Tänze sind solche, womit sich die Wilden für gewöhnlich belustigen; bei feierlichen Gelegenheiten haben sie eine Menge anderer, die dem Zuschauer weit größeres Vergnügen machen. Auch die gewöhnlichen Tänze der Schawnesen und gewisser anderer Stämme sollen weit unterhaltender als die jezt beschriebenen sein. Einige Familien der Schawnesen hatten auf der Insel Bois-blanc, als

wir uns daselbst befanden, ihr Lager aufgeschlagen; da aber die Anzahl derselben zur Bildung eines vollständigen Tanzes nicht hinlänglich war, so hatten wir keine Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit bewundern zu können.

Von allen ihren großen Tänzen verdienet, nach dem was ich davon gehört habe, unstreitig der Kriegs-Tanz die vorzüglichste Aufmerksamkeit eines Fremden. Er wird getanzt, wenn sie sich in das Feld begeben wollen, oder wenn sie aus dem Kriege zurück kehren, und auch wohl zu andern Zeiten; niemahls aber, als bei besonders feierlichen Gelegenheiten. Die Anführer und Krieger, welche sich zu diesem Tanze vereinigen, kleiden und mahlen sich so, als ob sie wirklich ins Feld ziehen wollten, und tragen ihre Waffen mit sich. Haben sie sich versammelt, so setzten sie sich auf den Boden, rund um ein ansehnliches Feuer, in dessen Nähe ein großer Pfahl angebracht ist. Wenn sie einige Zeit auf diese Art zugebracht haben, so steht einer der vornehmsten Heerführer auf, stellt sich in die Mitte des Kreises, und erzählt nun, beinahe in einem Recitative, alle Heldenthaten, die er in seinem Leben verrichtet hat. Vorzüglich spricht er viel von der Anzahl der Feinde, die er getödtet, und von der Art und Weise, wie er dieselben skalpirt hat; wobei er allerlei Bewegungen macht und seine Waffen schwingt, als ob er wirklich im Begriffe sei, die schreckliche Operation vorzunehmen. Bei Beendigung jeder merkwürdigen Geschichte schlägt er mit großer

Gewalt seine Kriegskeule auf den Pfahl. An jeden Anführer und jeden Krieger kommt die Reihe, seine Thaten zu erzählen. Der Gesang eines Kriegers dauert oft mehrere Stunden, der Tanz selbst wird zuweilen drei bis vier volle Tage und Nächte fortgesetzt. Während dieser Zeit ist es Keinem erlaubt, zu schlafen; außerhalb des Kreises steht ein Mann, dessen Geschäft es ist, jeden, der nur im Geringsten schläfrig zu werden scheint, wieder zu ermuntern. Ein Reh, ein Bär oder irgend ein anderes großes Thier wird, so bald der Tanz anfängt, am Feuer gebraten, und jeder Krieger kann, so lange es vorhält, aufstehen und sich nach Gefallen davon abschneiden. Hat Jeder im Zirkel seine Thaten mitgetheilt, so erheben sie sich Alle, und fangen einen wirklich schrecklichen Tanz an; sie machen alle möglichen Posituren, springen wie toll umher, schwingen ihre Messer und die übrigen Waffen, und schreien dazu, daß einem die Ohren gellen. Damit ist der Tanz zu Ende.

Die Indianische Flöte oder Pfeife wird aus einem dicken Rohre verfertiget, das Aehnlichkeit mit demjenigen hat, welches an den Ufern des Missisippi in den südlichen Gegenden der vereinigten Staaten gefunden wird. Sie ist etwa zwei Fuß lang und hat acht bis neun Löcher in einer Reihe. Sie wird eben so an den Mund gesetzt, wie die Klarinette, und der Ton wird durch ein Mundstück hervorgebracht, welches Aehnlichkeit mit dem einer gewöhnlichen Pfeife hat. Die Töne dieses Instrumentes sind

auf keine Weise unharmonisch, und man würde vielleicht angenehme Sachen darauf blasen können; ich traf indeß nie einen Wilden, der im Stande gewesen wäre, nur eine der Arien zu spielen, welche gewöhnlich von ihnen gesungen werden. Sie lieben dieses Instrument sehr, und sitzen oft Stunden lang bei der glühenden Asche ihres Hüttenfeuers, bringen aber nichts als wilde, melancholische Töne hervor, so wie sie die Kinder auf Dreierpfeifen anzugeben pflegen. Jeder von ihnen, der einen Ton herausbringen und die Löcher mit den Fingern verschließen kann, welches nicht schwer ist, glaubt, er sei Meister auf der Flöte.

Als Zugabe zu dem, was ich über die Wilden gesagt habe, bemerke ich noch, daß, ungeachtet dieses Volk so freundschaftlich und gastfrei ist, dennoch wenige Menschen, die mit den Vortheilen bekannt sind, welche man unter kultivirten Nationen genießt, Neigung fühlen würden, unter ihnen zu leben, sobald sie ihre Lebensart kennen gelernt haben. Fände auch Jemand, der sich unter ihnen niederlassen wollte, keine andere Hindernisse, als den Schmutz und die elende Beschaffenheit ihrer räucherichen Hütten, ihre Nahrungsmittel, die selbst dem weniger zarten Gaumen ekelhaft sind, und ihre Unreinlichkeit überhaupt, so würden auch diese, nach meiner Meinung, schon hinlänglich sein, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Ich selbst hatte, bei meiner Ankunft in Amerika, fest beschlossen, eine ansehnliche Zeit im In-

nern des Landes unter den Wilden zuzubringen, um Gelegenheit zu haben, ihre Sitten und Gebräuche durchaus unverfälscht beobachten zu können; aber die wenigen derselben, die mir, während meines Aufenthalts in dieser Gegend des Landes, zu Gesichte gekommen sind, haben mir zwar eine sehr vortheilhafte Meinung von der Nation selbst beigebracht, aber auch zugleich alle Lust benommen, mein Vorhaben auszuführen. Zufrieden mit dem, was ich theils selbst gesehen, theils von Anderen gehört habe, will ich, wenn mich nicht der Zufall, auf meiner Reise durch die kultivirten Gegenden der vereinigten Staaten, wieder mit ihnen zusammen bringen sollte, auf nähere Bekanntschaft mit denselben gänzlich Verzicht thun.

Sechsunddreißigster Brief.

Abreise von Malden. — Sturm auf dem Erie-See. — Werden zurück zwischen die Inseln getrieben. — Fahrt über den See. — Landung bei Fort Erie. — Begeben sich zum Buffalo-Krihk. — Reise durch die Wälder. — Beschreibung der Gegend oberhalb des Buffalo-Krihks. — Ungeheure Ebenen. — Majestätisches Ansehen der Bäume. — Indianische Hunde. — Ankunft bei den Niederlassungen am Genesee-Flusse. — Erste Ansiedler. — Ihr allgemeiner Charakter. — Beschreibung des an den Genesee-Fluß gränzenden Landes. — Fieber sind hier zur Herbstzeit häufig. — Gehen zu Fuß nach Bath.

Theurer Freund

Bath im November.

Zu Ende des Monaths Oktober kam der Schooner, in welchem wir unsere Fahrt nach Presq' Isle machen wollten, vor Malden an, wo er drei Tage lang vor Anker liegen mußte, weil der Wind nicht so günstig war, daß er den Fluß hätte weiter hinabfahren können. Nach drei Tagen drehete sich der Wind, und wir begaben uns, nachdem wir unserm Freunde, dem Kapitain E—, ein herzliches Lebewohl gesagt hatten, an Bord. Die Güte dieses Mannes gegen uns war gränzenlos, und unser Dank dafür mußte

um so viel wärmer sein, da wir sie keinesweges von einem Manne erwarten konnten, mit welchem wir, vor unserer Ankunft, nicht die geringste Bekanntschaft hatten, und dem wir auch nicht durch Briefe empfohlen waren.

Der Wind war des Morgens, als wir uns einschifften, zwar günstig, aber schwach; indeß brachte uns der starke Strom bald zum See hinab. Nachmittags kamen wir vor den Inseln vorbei, welche sich wunderschön ausnahmen. Die üppigen Waldungen, die Zierde der Ufer, waren jezt mit den Farben des Herbstes geschmückt, und gewährten, durch das Dahinwelken der Blätter, dem Auge des Zuschauers mehr Freude, als wenn sie mit dem freundlichsten Grün bekleidet gewesen wären; ihre bunten Farben wurden, vereint mit dem Schatten der Felsen, auf eine reizende Art von der Spiegelfläche des ausgebreiteten Sees zurück geworfen. Beim Anbruche des folgenden Tages hatten wir das Land gänzlich aus den Augen verloren, aber statt des blauen Himmels und der sanften Winde, die wir den Tag vorher hatten, bekamen wir jezt trübes Wetter, und aus allem, was uns umgab, konnten wir schließen, daß wir nach wenigen Stunden einen der gefährlichen Stürme bekommen würden, die auf dem Erie-See so häufig sind. Wirklich dauerte es nicht lange, so machte sich der Wind auf, die Wellen erhoben sich auf die furchtbarste Art, und wir wurden bald Augenzeugen der Verwirrung und aller der unangeneh-

men Szenen, die in einem stark besetzten, kleinen Fahrzeuge niemahls auszubleiben pflegen, wenn sich ein starker Wind erhebt. Eine Anzahl alter Französinnen, die ihre Großkinder in Unterkanada besuchen wollten, und sich jezt zum ersten Mahle in ihrem Leben zu Wasser befanden, hatten die Kajüte besetzt. Der Raum des Schiffes, der von einem Ende zum andern mit Brettern belegt, und bloß durch ein Segel getrennt war, welches von einem der Balken herab hing, war an der einen Seite mit Passagieren besetzt, die weniger bezahlten, und unter ihnen waren Weiber und Kinder; an der andern befanden sich Passagiere, welche zwar den Kajütenpreis erlegen mußten, aber doch keine bessere Einrichtung fanden, und unter diesen war unsere Gesellschaft. Mit Ausschluß der Frauenzimmer in der Kajüte und der Passagiere der andern Seite des Raumes, setzten sich täglich unserer 26 Personen zum Mittagsessen nieder; denken Sie sich nun, daß das Schiff nur 70 Tonnen Last hatte, so werden Sie sich einen Begriff machen können, wie groß das Gedränge auf demselben sein mußte. Die mehrsten der Passagiere, die an der Seekrankheit darnieder lagen, baten den Kapitain um Gottes Willen, er möge wieder umkehren; da er indeß seine Reise mit aller Eile machen mußte, weil der Winter so nahe war, und er befürchten konnte, daß er bei seiner Rückkehr vom Eise aufgehalten werden würde, so war er taub gegen ihr Flehen. Was er indeß auf das ernstlichste Bitten seiner Passagiere

zu thun sich weigerte, dazu wurde er bald darauf vom Sturme gezwungen. Es war unumgänglich nothwendig einen Zufluchtsort aufzusuchen, um der Wuth desselben zu entgehen; wir kehrten daher so geschwinde als möglich zu den Inseln zurück, und warfen, zwischen zweien derselben, in einer Bai unsere Anker aus. Diese Bai liegt zwischen den Baß-Inseln, den größten in der Gruppe, und wird, weil sich so oft Schiffe in derselben einfinden, die, beim Hinabfahren des Sees, widrige Winde getroffen haben, Put-in-bay, von den Matrosen aber gewöhnlich Pudding-bay genannt.

Hier glaubten wir, vom Lande gedeckt, einen sichern Standpunkt zu haben, als, Morgens um 4 Uhr, die Wache auf dem Verdecke Lärm machte und anzeigte, das Schiff habe sich vom Anker losgemacht und gehe schnell aufs Ufer zu. Der Kapitain sprang auf, und da er sahe, daß sich der Wind gedrehet hatte, und daß das Land dem Schiffe keinen weitern Schutz verschaffen könne, so gab er sogleich Befehl, man solle das Kabelthau nachlassen und den Klüver aufhießen, damit das Schiff umgewendet und so, wo möglich, vom Ufer entfernt werden möchte. In der Eile und Verwirrung hießte man indeß, zugleich mit dem Klüver, auch das große Seegel. Das Schiff wurde back gelegt, und nichts würde es haben abhalten können, plötzlich auf das Ufer los zu fahren, wenn nicht sogleich ein anderer Anker ausgeworfen wäre. Die Ursache dieses unglücklichen Irrthu-

nes läßt sich nicht anders erklären, als wenn man annimmt, daß das Schiffsvolk noch nicht hinlänglich aus dem Schlafe geweckt war, um das Kommando des Kapitains deutlich hören zu können. Man hatte, in der Ueberzeugung, daß das Schiff sicher sei, nur eine einzige Schildwache ausgestellt, und von der Zeit, da zuerst Lärm gemacht wurde, bis zum Werfen des Ankers waren kaum vier Minuten hingegangen.

Die Morgendämmerung setzte uns in den Stand, das Gefährliche unserer Lage in seiner ganzen Größe zu sehen. Wir befanden uns etwa hundert Schritte von einem felsichten Leeufer, und mußten uns auf Einen Anker verlassen, der, wie es der Kapitain selbst befürchtete, unmöglich halten konnte, wenn der Wind zunahm. Der Tag war feucht und nebelig, und die Beschaffenheit des Himmels von der Art, daß wir Aussichten auf noch weit stürmerisches Wetter hatten; unter dem Beistande der Hoffnung und mit gehöriger Lebhaftigkeit versehen, aßen wir indeß unser Frühstück, ohne die herannahende Gefahr zu achten, und setzten uns darauf zum Kartenspiele nieder. Kaum hatten wir eine Stunde gespielt, als sich ein fürchterliches Geschrei erhob; man rief alle Männer auf das Verdeck, denn das Schiff wurde schon wieder dem Ufer zu getrieben. Da der Tag ziemlich kalt war, so hatte ich eine Decke über die Schultern gehangen, und sie, nach Art der Wilden, mit einem Gürtel um den Leib befestiget. Da ich indeß nicht wie ein

Wilder damit umzugehen wußte, so hielt ich mich einige Augenblicke auf, um sie vorher abzulegen, und so traf es sich, daß ich der lezte Mann unten im Schiffe war. Der geschwindeste Weg hinauf zu kommen, war der durch die Lucke; ich wollte mich desselben bedienen, kaum hatte ich aber einen Fuß auf die Leiter gesetzt, so rannte das Schiff mit großer Gewalt auf die Felsen. Die Weiber brachen in ein Geschrei aus, versammelten sich um mich her, und baten mich um Gottes Willen, ich möchte bei ihnen bleiben; zugleich riefen meine Gefährten von oben herab, ich möchte in aller Eile zu ihnen kommen. So lange ich lebe, wird es mir unmöglich sein, die Empfindungen zu vergessen, die sich meiner in diesem Augenblicke bemeisterten; unten zu bleiben würde keinen Nutzen gehabt haben, ich bemühete mich daher, die armen Geschöpfe, die sich mir anklammerten, zu trösten, riß mich darauf von ihnen los und arbeitete mich hinauf. Als ich oben war, wurden die Luckenklappen sogleich nieder gelassen. Das Geschrei der unglücklichen Weiber durchdrang, Trotz des Lärmens des Schiffsvolkes, und des fürchterlichen Gebrülles der Brandungen an den nahen Felsen, das ganze Schiff.

Noch nicht zwei Minuten waren verflossen so stieß das Schiff wieder auf den Grund, aber die Erschütterung war weit größer, als das erste Mahl, und nach Verlauf einer Viertelstunde, während welcher Zeit es sich nach und nach dem Ufer genähert

hatte, fing es an, mit dem Falle jeder Welle auf den Grund zu stoßen.

Die allgemeine Meinung war jezt, man müsse die Maste umhauen, damit das Schiff leichter würde. Wirklich wurden bereits die Aexte zu diesem Zwecke aufgenommen, als einer meiner Reisegefährten, der Seedienste gethan hatte, und große nautische Kenntnisse besaß, seine Einwendungen gegen diese Maaßregeln machte. Er glaubte, daß, da die Pumpe noch frei war, und das Schiff noch nicht so viele Lecke hatte, als daß das Wasser nicht leicht fortgeschafft werden konnte, das Absägen der Maste uns alle Mittel abschneiden würde, von den Felsen hinweg zu kommen, wenn sich der Wind etwa drehen sollte; dafür gab er dem Kapitain den Rath, er möge die Raa's und Stengen absägen lassen; welches er denn auch that. Unglücklicherweise behielt indeß der Wind noch immer denselben Strich bei; die einzige Veränderung, welche man bemerkte, war, daß er mit noch weit größerer Heftigkeit blies.

So wie der Sturm zunahm, fingen auch die Wellen an, sich mit größerem Ungestüm zu wälzen, als vorher; auch stürzten sie sich mit solcher Gewalt über die Backen des Schiffes, daß es mir und sechs Anderen, die wir auf der Back standen, äußerst schwer wurde, unsere Hände fest genug zu halten, um sicher zu sein, nicht über Bord geworfen zu werden. Länger als vier Stnden befanden wir uns in dieser Lage, erwarteten mit jedem Augenblicke, daß das Schiff

zertrümmert werden würde, und waren mit jeder dritten oder vierten Minute dem Schlage einer der fürchterlichen Brandungen ausgesetzt, die sich uns entgegen wälzten. Viele der Wellen waren halb so hoch als das Vormars, und oft, wenn sie sich über uns brachen, wurde uns, durch die Heftigkeit der Erschütterung, beinahe der Athem benommen. Da wir zulezt fanden, daß es, der Kälte wegen, die uns ganz starr gemacht hatte, unmöglich sein würde, im Wasser zu arbeiten, um uns zu retten, wenn etwa das Schiff zertrümmert werden sollte, so beschlossen wir, uns hinab zu begeben, und daselbst so lange zu bleiben, bis wir durch die Wellen gezwungen würden, wieder hinauf zu gehen.

Einige der Passagiere schrieben jezt ihre Testamente auf Stückchen Papier, und jeder gab dem seinigen einen Umschlag, den er für den wasserdichtesten hielt; Andere nahmen das, was ihnen am theuersten war, aus ihren Koffern, und einen unglücklichen, unbesonnenen Mann, der mit seiner Familie die obere Gegend des Landes verlassen hatte, sahen wir, wie er sich vom Kopfe bis zu den Füßen mit Thalerstükken belastete, die ihn, wenn er damit in das Wasser gefallen wäre, unfehlbar auf den Grund gezogen haben würden.

Worte sind nicht vermögend, die Verzweiflung zu beschreiben, welche sich beinahe auf jedem Gesichte mahlte, als die Nacht heran rückte. Viele, die durch den Gedanken an einen nächtlichen

Schiffbruch außer sich gesetzt wurden, fingen an zu wehklagen, daß man das Tau nicht zerschnitten, und das Schiff noch bei Tageszeit hatte an das Ufer lau-fen lassen. Wirklich war dieses, einige Stunden ehe das Schiff angefangen hatte auf den Grund zu sto-ßen, in Vorschlag gebracht worden; der Kapitain hatte sich aber vernünftigerweise geweigert, Maaßre-geln zu treffen, bei welchen sein Schiff augenblicklich und ohne Rettung verloren gehen mußte, da doch noch Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß es gerettet werden könne.

Bis 9 Uhr Abends stieß das Schiff mit jeder Minute auf den Grund, so daß wir die ganze Zeit über in der fürchterlichsten Spannung wegen unsers Schicksals waren; jezt wurde aber der Wind um einige wenige Striche günstiger, wodurch bewirkt wurde, daß das Schiff nicht mehr auf den Bo-den stieß, sondern hin und her rollte. Um Mit-ternacht nahm der Wind etwas ab, und um 3 Uhr Morgens hatte er sich so weit gelegt, daß die Mann-schaft bald im Stande war, das Schiff wieder in tiefes Wasser und aus aller Gefahr zu bringen. Man kann sich einbilden, wie groß die Freude war, die dieser Umstand unter den Passagieren verbreiten mußte; glücklich fühlte sich ein Jeder, daß er sich nun, nach den Beschwerlichkeiten und Aengsten des vergan-genen Tages, ruhig und sicher schlafen legen konnte.

Am folgenden Morgen ging die Sonne, in ihrer ganzen Glorie, hinter einer der entfernt liegenden In-

seln auf; der azurne Himmel war durch kein Wölkchen verdunkelt, die Luft war heiter und mild, und die Vögel, als freueten sie sich mit den Menschen, daß der Sturm vorüber war, trillerten ihre Liedchen in den benachbarten Wäldern; die Szene hatte sich ganz verändert, und hätten wir nicht unser Schiff und alles was dazu gehörte in so traurigen Umständen gesehen, so würden uns alle Gefahren, die uns vorher umgaben, wie ein Traum vorgekommen sein.

Der erste Gegenstand unserer Untersuchung war das Steuerruder. Die Ruderpinne war zu den kleinsten Splitterchen zerschmettert, und die Matrosen, welche sich zum hintersten Theile des Schiffes begaben, meldeten, daß von den vier Haspen oder Haaken, an welchen das Steuerruder hing, nur noch einer ganz, und dieser eine sehr krumm gebogen sei. Als die Ruderpinne abgenommen wurde, fand es sich, daß der unterste Theil derselben so zerspalten war, daß er wirklich einem Besen ähnlich sahe. Es war Grund zu vermuthen, daß der Kiel dieselbe Beschaffenheit hatte, und doch zog das Schiff, zur größten Verwunderung Aller die an Bord waren, nur wenig Wasser. Wäre es nur halb so beschädiget gewesen, als das Königliche Schiff, auf welchem wir den See hinan fuhren, so hätte es durch nichts vom Untergange gerettet werden können.

Jezt wurde Berathschlagung gehalten, was zu machen sei. Die Fahrt fortzusetzen, daran war gar nicht zu denken, es blieb daher weiter nichts übrig,

als auszumitteln, welches der beste und nächste Weg nach Malden zurück sei. Wir waren durchaus unschlüssig, was wir thun sollten, als ein Offizier in Amerikanischen Diensten den Vorschlag that, man müsse eine eiserne Stange zu einer Haspe umzuschmieden suchen. Dies wurde nicht für thunlich gehalten, aber die Nothwendigkeit, als Mutter der Erfindung, setzte unsere Köpfe in Thätigkeit; wir bereiteten aus einer Anzahl Aexten, die auf einen hölzernen Block gelegt wurden, einen Amboß, zündeten ein Feuer an, Einige unserer Gesellschaft wechselten im Schmieden ab, und so war, nach Verlauf von drei Stunden, eine tüchtige Haspe fertig gehämmert.

Indeß dieses geschah, waren andere Passagiere darüber aus, eine neue Ruderpinne zu verfertigen, andere fischten das Kabeltau und das Anker auf, die entwischt waren, und die Matrosen beschäftigten sich ämsig mit dem Tauwerke. Des Abends in der Dämmerung war das Schiff wieder so weit im Stande, daß wir nicht länger besorgt zu sein brauchten, wie wir nach Malden kommen sollten; ja Einige hielten dafür, es sei nicht gefährlich, die Reise den See hinab weiter fortzusetzen. Der Kapitain sagte, er würde sein Verfahren nach der Beschaffenheit des Wetters am folgenden Tage einrichten.

Frühmorgens am folgenden Tage, als wir uns noch auf unserm Lager streckten, erstaunten wir nicht wenig, eine fremde Stimme auf dem Verdecke zu hören; wie groß war aber die Ueberraschung, als wir

bald

bald darauf die Stimmen zweier unserer Freunde vernahmen, welche gleichfalls über das Atlantische Meer gekommen waren, um in Nordamerika zu reisen, und welche wir, nur wenige Tage vor unserer Abreise von Philadelphia, einige Meilen weit von dieser Stadt, auf ihrem Wege nach Süden, begleitet hatten. Sie waren von Philadelphia nach Virginien, und darauf nach Kentucky gereiset, und hatten, nachdem sie unzähligen Ungemächlichkeiten ausgesezt gewesen waren, den Weg vom Ohio bis nach Detroit zu Pferde gemacht. Zu Detroit hatten sie sich einer kleinen Jacht bedienet, welche nach Fort Erie segelte, und das lezte Fahrzeug war, welches für den gegenwärtigen Sommer von diesem Hafen auslief. Sie hatten sich den Tag vorher eingeschifft, und waren des Nachts in die Put-in-bay gefahren, weil der Wind nicht günstig gewesen war, den See weiter hinab zu segeln. Der Kapitain des neu angekommenen Schiffes erbot sich, dem unsrigen in der Nähe zu bleiben, und auch nach Möglichkeit Hülfe zu leisten, wenn unser Kapitain mit ihm zugleich den See hinab fahren wollte. Dieses Anerbieten wurde mit Freuden aufgenommen, und man beschloß, die beiden Schiffe mit einander seegeln zu lassen, sobald sich ein günstiger Wind aufmachen würde.

Als wir gefrühstückt hatten, nahmen wir das Boot des Schiffes, und fuhren mit unsern jungen Freunden nach der Gegend der Insel, wo wir so grosser Gefahr ausgesetzt gewesen waren. Wir sahen

hier das Ufer mit Rudern, Sparren u. s. w. bestreuet, die über Bord gespühlt worden waren; die schreckliche Art, auf welche wir sie zerschmettert sahen, ließ uns nicht den geringsten Zweifel, daß, wenn wir Schiffbruch gelitten hätten, wenigstens zwei Drittel der Menschen, die an Bord waren, zwischen den Felsen und Brandungen ihren Tod gefunden haben würden. Wir schwärmten den ganzen Tag in den Waldungen umher, erzählten uns wechselseitig unsere Abentheuer seit der lezten Trennung, und kehrten darauf Abends wieder zu den Schiffen zurück. Um Mitternacht wurde der Wind günstig, und während wir im tiefsten Schlafe lagen, stach das Schiff in See.

Alle Hoffnung auf Presq' Isle zu landen mußte jezt aufgegeben werden, denn da unser Schiff in einer so kritischen Lage war, so mochte sich der Kapitain nicht dahin wagen, weil er auf diese Art die Jacht leicht aus den Augen verlieren konnte. Wir fanden uns also darein, daß wir wieder nach unserm alten Quartier, Fort Erie, zurück mußten, und stiegen, nach einer höchst unangenehmen Fahrt von vier Tagen, während welcher Zeit wir mehrere heftige Windstöße und Regenschauer bekommen hatten, wohlbehalten daselbst ans Land.

Unsere Freunde fuhren sogleich nach Newark ab, von wo sie, wenn es die Umstände erlaubten, nach Kingston segeln wollten; wir hingegen wünschten einen andern Weg als den, welchen wir hinauf gekom-

men waren, zurück zu nehmen, und fuhren daher über den Buffalo-Krihk, weil wir hofften, in einem Indianischen Dorfe Pferde bekommen zu können, die uns durch das Genesee-Land bringen sollten. Zu unserem größten Leidwesen fanden wir indeß, daß alle Bewohner des Dorfes, die Pferde besaßen, dieselben schon auf ihren Jagdstreifereien mit sich genommen hatten. Unser Dollmetscher meinte, wenn wir nichts dawider hätten, durch den Wald bis zu den Niederlassungen der Weißen zu gehen, so würden wir, um unser Gepäck fort zu bringen, sicher einige Wilde im Dorfe finden, und wenn wir ein Mahl bei den Niederlassungen angekommen wären, so würde es auch nicht schwer halten, Pferde zu bekommen. Obgleich die nächste derselben 90 Meilen weit vom Buffalo-Krihk entfernt lag, so nahmen wir dennoch seinen Vorschlag mit Freuden an, worauf er uns fünf Wilde verschaffte, unter denen ein Anführer war; er versicherte, wir könnten uns auf lezteren ganz vorzüglich verlassen, denn er sei ein Mann, der im allerbesten Rufe stehe. Es wurde ausgemacht, daß jeder Wilde, außer Lebensmitteln und Branntwein, 5 Thaler für seine Dienstleistung bekommen sollte. Der Dollmetscher, der ein Weißer war, warnete uns, ihnen ja nicht zu vielen Branntwein zukommen zu lassen; wir möchten, sagte er, ihnen nur dann etwas davon geben, wenn wir selbst welchen tränken, auch möchten wir mit ihnen zu gleicher Zeit essen, und uns überhaupt gegen sie so benehmen, als ob sie un-

sers Gleichen wären. Wir kannten die Wilden bereits zu gut, als daß wir seinen Rath nicht hätten billigen sollen, auch würden wir dieselben Maaßregeln getroffen haben, selbst wenn er uns nicht aufmerksam darauf gemacht hätte.

Als die Sachen in Richtigkeit waren, begaben wir uns wieder nach Fort Erie, ließen daselbst alles überflüssige Gepäck zurück, vermehrten den Vorrath an trockenen Lebensmitteln und Zwieback, womit uns unser gütiger Freund, Kapitain E—, als wir sein gastfreies Haus verließen ausgerüstet hatte, noch um etwas, bestiegen darauf, mit allem was uns zugehörte, das Boot des Schiffes, und fuhren zum Dorfe am Buffalo-Krihk, wo wir ausgemacht hatten, unser Nachtquartier zu nehmen, um am folgenden Morgen in aller Frühe bereit zu sein.

Die Wilden waren, der Verabredung zu Folge, mit Tagesanbruch bei uns; sie vertheilten das Gepäck, und befestigten ihre Lasten auf Trage-Gestellen. Als sie zum Abgehen fertig waren, ließ uns ihr Anführer durch den Dollmetscher ersuchen: „wir möchten ihnen, ehe sie fortgingen, etwas von dem köstlichen Wasser geben, womit sie ihre Augen waschen könnten, damit der Nebel des Schlafes, der noch auf denselben liege, vertrieben werde, und sie so in den Stand gesetzt würden, den üblen Weg durch den dicken Wald mit Gewißheit zu finden" — mit andern Worten: wir möchten ihnen etwas Branntwein geben. Einer solchen bildlichen Sprache bedie-

nen sich die Wilden jedes Mahl, wenn sie starke Getränke fordern. Wir erfüllten seinen Wunsch, und gaben einem jeden der Wilden, so wie auch ihren Squaws und Kindern, welche sie deshalb mit sich gebracht hatten, ein Glas des köstlichen Wassers. Sie nahmen jezt ihre Ladung auf, und nun begaben wir uns in den Wald, auf einen Fußpfad, den man, der vielen verwelkten Blätter wegen, womit er bedeckt war, kaum entdecken konnte.

Als wir einige Meilen zurück gelegt hatten, hielten wir bei einem klaren Bache an, um zu frühstükken; an den Ufern eines andern Baches nahmen wir unser Mittagsessen ein, und bei einem dritten blieben wir die Nacht. Die Wilden legten hier ihre Lasten nieder, fingen sogleich an, Stangen aufzurichten, und sie mit Stücken Rinde zu bedecken, welche sie auf dem Boden fanden, die offenbar von einigen Reisenden, die gleichfalls ihr Nachtquartier an dieser Stelle genommen hatten, zurück gelassen waren. Wir machten indeß ihren Arbeiten bald ein Ende, denn wir zogen aus einem Sacke unser Reisezelt hervor. Sie sahen jezt, daß sie sich auf eine andere Art beschäftigen mußten, und machten sich daher Alle mit ihren Tomahawks daran, Stangen und Pflöcke zu verfertigen. In weniger als fünf Minuten waren Stangen und Pflöcke gehauen, und das Zelt wurde aufgeschlagen.

Einer der Wilden gab uns jezt durch Zeichen zu verstehen, wir möchten ihm einen Beutel geben; er

bekam ihn und lief damit so geschwinde in den Wald, daß wir ihn bald aus den Augen verloren. Wir konnten nicht begreifen, was er im Sinne habe, aber in kurzer Zeit kehrte er zurück, und hatte den Beutel voll der schönsten Krausbeeren. Ein Anderer beschäftigte sich, auf eigenem Antrieb, damit, getrocknete Blätter in das Zelt zu tragen, die denn, mit den Büffelhäuten, für uns, die wir länger als einen Monath bloß auf Brettern geschlafen hatten, die üppigsten Betten abgaben. In den obern Gegenden des Landes ist es sehr gewöhnlich, daß Reisende ihr Bettzeug mit sich führen; selbst in unsers Freundes, des Kapitains Hause hatten wir kein anderes Nachtlager, als dem Boden eines leeren Zimmers, auf welchem wir unsere Häute ausbreiteten. Die Wilden selbst dachten an kein Lager und an keine Decken, sondern nahmen, wie Hunde oder Katzen, neben dem Feuer auf dem Boden Platz, wo sie bis zum Morgen liegen blieben. Wir machten uns in aller Frühe auf, und lagerten uns an diesem Tage, wie am vorigen, bei Bächen, um daselbst unser Frühstück und Mittagsessen zu uns zu nehmen.

Vom Buffalo-Krihk bis zu dem Orte, wo wir die erste Nacht unser Lager aufschlugen, welches eine Strecke von etwa 25 Meilen ausmacht, ist das Land sehr flach, und die Bäume wachsen so dicht, daß es uns unmöglich war, in irgend einer Richtung, mehr als 50 Schritte vorwärts zu sehen; unsere Reise war daher auf einige Zeit etwas langweilig. Nichts

von dieser Art kann indeß die Schönheit der Aussicht übertreffen, welche wir am folgenden Tage um uns hatten. Wir kamen durch eine Gegend, die mit offenen Ebenen geschmückt war, deren einige nicht weniger als 15 bis 20 Meilen im Umfange haben mochten. Die Bäume an den Gränzen derselben waren, da sie Spielraum genug hatten, über alle Beschreibung üppig gewachsen, und breiteten ihre Aeste mit aller der Pracht und Schönheit aus, durch welche sich das Englische Nutzholz, vorzüglich die Englische Eiche auszeichnet. Die Holzungen rund um die Ebenen her waren, in jeder Richtung — wie sich Herr Gilpin ausdrückt — mit Bai's und Vorgebirgen versehen, indeß prachtvolle Gruppen von Bäumen, die man hier und dort erblickte, romantische Inseln zu bilden schienen. Von dem Farbenspiele, welches die Wälder in Amerika um diese Jahrzeit aufweisen, kann sich Niemand einen Begriff machen, der nicht selbst Augenzeuge davon gewesen ist, und die oft gemachte Bemerkung, daß ein hier gemahltes Waldstück in Europa für vollkommen unnatürlich gehalten werden würde, ist sehr richtig. Diese Holzungen haben ein langes, grobes Gras, welches in Zukunft wahrscheinlich vielen Hornvieh-Heerden Futter geben wird; bis jezt ist aber noch kein Gebrauch davon gemacht worden. Im ganzen nordwestlichen Gebiete der vereinigten Staaten, selbst bis zum obern Theile des Missisippi, ist das Land mit ähnlichen Ebenen versehen, und je weiter man sich nach Westen begiebt,

desto mehr sieht man sie, im Allgemeinen, an Größe zunehmen. Auf denen nach Westen finden sich viele Elenthiere, Büffel und andere wilde grasfressende Thiere. Vormahls traf man dieselben auch auf den Ebenen des Staates Neu-York; aber sie sind durch das beständige Jagen der Wilden und Weißen schon längst ausgerottet worden.

Die Meinungen, warum es diesen großen Flächen in einem Lande, das so reichlich mit Holz gesegnet ist, gänzlich an Bäumen fehlt, sind sehr verschieden. Einige schreiben dieses der Armuth des Bodens zu; Andere hingegen behaupten, die Ebenen wären vormahls eben so wohl beholzt gewesen, als die übrigen Theile des Landes, aber die Bäume wären entweder durch das Feuer, oder durch Büffel, Biber und andere Thiere zerstöhret worden. Es ist bekannt, daß die Büffel in allen Gegenden, wo sie wild gefunden werden, durch das Benagen der Rinde, große Verwüstung unter den Bäumen anrichten; auch fressen sie gern die jungen Saamen- und Stammloden, die sie in den Wäldern finden; man kann daher leicht denken, daß auf diese Art große Landstriche von Bäumen entblößt werden können. Da das Amerikanische Nutzholz leicht verwittert, wenn es dem Einflusse des Wetters ausgesetzt wird, so kann gar wohl, nach Verlauf einiger Jahre, auf einem solchen Landstriche jede Spur von Bäumen dermaßen ausgelöscht sein, als wären sie alle vom Feuer verzehrt. — Uebrigens scheint mir die Meinung derjenigen, welche

die Abwesenheit der Bäume der Unfruchtbarkeit des Bodens zuschreiben, mehreres für sich zu haben; denn der Boden ist nach oben durchaus leicht, und hat eine sehr dunkle Farbe, und gräbt man nur einige Zoll tief, so kommt man auf kalten, steifen Klaibo= den. Auf Long = Island, im Staate Neu = York, trifft man Ebenen, die den hiesigen beinahe gleich kommen, und die Holländischen Pächter, die den Bo= den derselben zu wiederholten Mahlen versucht haben, finden, daß weder Weizen noch anderes Getreide auf ihm gedeihet, und daß er nichts brauchbares als gro= bes Gras hervor bringt. Ich zweifle gar nicht, daß man auch bei Untersuchung des Bodens der Ebenen nach Westen zu finden wird, daß nichts weiter auf denselben gedeihen kann, als was er bis jezt hervor gebracht hat.

Nachdem wir über eine Menge dieser Ebenen hinweg gegangen waren, kamen wir nochmahls in den dicken Wald. Die Gegend hier war weit reicher an Anhöhen, als alle andere, durch welche wir be= reits gegangen waren. Als wir, am Ende unserer zweiten Tagereise, den Gipfel eines kleinen Hügels im dicksten Theile dieser Holzungen erstiegen, machte unser Indianischer Chef, China - breast - plate, (diesen Nahmen hatte er nähmlich bekommen, weil er im Amerikanischen Kriege eine dicke Schüssel von Porzel= lan als Zierrath auf der Brust trug) ein Zeichen, wir möchten nach der linken Hand mit ihm vom Wege abgehen. Als wir ihm auf einige Schritte gefolgt

waren, befanden wir uns plötzlich am Rande einer tiefen, ausgebreiteten Grube, die einem erschöpften Steinbruche, der mehrere Jahre vernachlässiget worden ist, nicht unähnlich sahe. Der Boden derselben nahm etwa zwei Acker ein, und war beinahe zirkelrund; die Seiten waren ungemein hoch, denn sie schienen an keiner Stelle niedriger als 40 Fuß zu sein, und an vielen waren sie ansehnlich höher. Beinahe in der Mitte befand sich ein großer Teich, an dessen Rande, so wie auch am Fuße der abhängigen Seiten, hohe Fichten standen. Die Seitenwände bestanden aus einer weißlichten Substanz, die halb gelöschtem Kalke ähnlich war, und rund um den obern Rand der Grube lagen mehrere Haufen irgend einer losen Materie, die wie Kalkschutt aussahe. China-breast-plate stellte sich an den Rand des Abgrundes, fing an, eine lange Geschichte zu erzählen, und zeigte mit dem Finger auf einen entfernten Platz über die Grube hinaus, wobei er oft das Wort Niagara aussprach. Ob indeß die Geschichte auf diese Grube oder auf die Wasserfälle von Niagara, dessen Wolke wahrscheinlich auch zu Zeiten von der erhabenen Stelle, auf welcher wir uns befanden, gesehen werden kann, Bezug hatte, oder auf beide zugleich, dies konnten wir auf keine Weise erfahren, da wir mit der Seneka-Sprache durchaus unbekannt waren, und er fast eben so wenig von der Englischen verstand. Ich habe nachher niemahls Jemanden getroffen, der diesen Ort gesehen, oder etwas davon zu erzählen ge-

wußt hätte. Wir suchten China - breast - plate durch Zeichen deutlich zu machen, daß wir nichts von seiner Geschichte verständen, er ließ sich indeß nicht irre machen, sondern setzte sie beinahe eine Viertelstunde lang fort. Die andern Wilden hörten ihm mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme zu.

Sowohl die Wilden als die weißen Amerikaner sprechen das Wort Niagara anders aus, als die Engländer. Die Wilden legen den Akzent auf die zweite Silbe, und sprechen das Wort voll und breit aus, wie Ni-agg-ara; auch die Amerikaner legen den Akzent auf die zweite Silbe, aber sie sprechen sie wie ein kurzes e aus. Niagara heißt in der Sprache der benachbarten Wilden eine heftige Stürzung oder ein gewaltiger Wasserfall.

Am zweiten Abend unserer Wanderung nahmen wir unser Nachtquartier auf einem Berge, von dessen Gipfel wir die reizendste, romantischste Aussicht auf einen ansehnlich großen Wasserstrom hatten, der sich um den Fuß des Berges wand, und sich, so weit unser Auge reichen konnte, in kleinen Fällen über Klippenreihen stürzte. Es wurde hier, nachdem, wie gewöhnlich, das Zelt aufgeschlagen war, ein Feuer angezündet, und die Wilden machten sich daran, einige Eichhörnchen zu braten, welche wir an den Gränzen der erwähnten Ebenen geschossen hatten. Die Wilden bemerkten diese Thiere auf dem Gipfel eines hohen hohlen Baumes, worauf sie sogleich ihre Lasten ablegten, ihre Tomahawks hervorzogen, und an meh-

reren Stellen auf den Baum einhaueten, so daß er in einigen Minuten gefällt war. Diejenigen Eichhörnchen, welche ihren Hunden entgingen, konnten wir leicht für sie schießen.

Die Indianischen Hunde haben, im Allgemeinen, kurze Beine, lange Rücken, große, gespitzte Ohren und lange, gelockte Schweife. Sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen Englischen Hirtenhunden nur dadurch, daß sie sehr selten bellen. Sie sind äußerst klug, und scheinen selbst das zu verstehen, was ihnen ihre Herren, ohne mit der Hand oder dem Kopfe ein Zeichen zu geben, mit leiser Stimme sagen.

Indeß die Eichhörnchen an einem gegabelten Stocke, der in den Boden gesteckt und über das Feuer gebogen war, brateten, begab sich einer der Wilden in den Wald, und brachte verschiedene kleine Zweige, wahrscheinlich von Weidenarten, mit sich zurück. Er schabte sorgfältig die Rinde davon ab, und bildete eine Art Gestell daraus, das einige Aehnlichkeit mit einem Rost hatte, alsdann legte er die abgeschabte Rinde auf dasselbe, und stellte es zum Trocknen an das Feuer. Als die Rinde hinlänglich gedörrt war, zerrieb er dieselbe zwischen den Händen, und steckte sie in seine Jagdtasche, um sich ihrer statt Rauchtabak zu bedienen.

Die Wilden rauchen, außer Tabak, auch die Rinde verschiedener Bäume, nebst einer Menge von Kräutern und Blättern. Die angenehmste Substanz zum Rauchen für sie sind die Blätter des eichenblätt-

rigen, giftigen Sumach (rhus toxicodendrum). Zu Ende des Herbstes bekommen die Blätter dieses staudenartigen Baumes eine hellrothe Farbe; sie werden alsdann abgepflückt und an der Sonne getrocknet. Der Geruch der brennenden Blätter ist sehr angenehm. Auch von den Weißen des Landes werden sie, mit Tabak vermischt, geraucht; sie unvermischt zu rauchen ist, wie man glaubt, den Lungen nachtheilig. Wenn man einen der Blumenbüschel des Sumachs einige Mahle in Punsch taucht, so bekommt dieser einen sehr angenehmen, säuerlichen Geschmack dadurch. In den südlichen Staaten bedienet man sich derselben oft zu diesem Zwecke; es ist dies aber mit Gefahr verknüpft, denn die Säure hat zwar einen ungemein angenehmen Geschmack, aber sie ist sehr giftig, und der häufige Gebrauch derselben richtet die größten Unordnungen in den Eingeweiden an.

Ein scharfer Frost fiel diese Nacht ein, und doch fingen wir am folgenden Morgen, bei Tagesanbruch, unsere Tagesreise damit an, daß wir den erwähnten Fluß passirten, zu welchem Ende wir bis zur Mitte des Körpers im Wasser waten mußten, welches keine angenehme Arbeit war. So wohl an diesem als am folgenden Tage mußten wir uns auf gleiche Art durch verschiedene andere ansehnliche Ströme hindurch arbeiten.

Die wenigen Eichhörnchen, welche wir geschossen hatten, waren die einzigen wilden Thiere, welche wir bei unserer Wanderung durch die Wälder zu sehen

bekamen; es herrschte die feierlichste Stille, die nur vom Spechte, der mit seinem Schnabel an einen hohlen Baume klopfte, dann und wann unterbrochen wurde. Die Vögel halten sich, im Allgemeinen, in der Nachbarschaft der Niederlassungen auf; nur selten trifft man sie im Herzen der Wälder.

Am dritten Abend schlugen wir, wie gewöhnlich, unser Zelt auf. Kaum waren wir zu unserm Ruheplatze gekommen, so zogen die Wilden ihre Kleidung aus und wälzten sich, so wie es die Pferde zu thun pflegen, auf dem Grase herum, wodurch sie sich abzukühlen suchten, denn der Tag war, ungeachtet des Frostes der vorhergegangenen Nacht, sehr heiß gewesen. Es gesellte sich diesen Abend ein anderer Trupp Seneka-Indianer zu uns, die nach einem Dorfe gehen wollten, welches am Genesee-Flusse liegt. Wir machten uns frühmorgens mit ihnen auf den Weg, und kamen bald an verschiedene Ebenen, welche die Beschaffenheit der beschriebenen hatten, aber nicht so groß wie diese waren. An dem Rande einer derselben sahen wir zum ersten Mahle eine Rinden-Hütte, die, dem Anscheine nach, bewohnt sein mußte; wir gingen daher hin und fanden, zu unserer größten Verwunderung, zwei Männer, deren Sprache und Aeußeres verriethen, daß sie keine Amerikaner wären. Als wir uns einige Zeit mit ihnen unterhalten hatten, hörten wir, daß es zwei Engländer waren, die vormahls als Kammerdiener in London gelebt, und etwas Geld zusammen gescharret hatten, womit sie

nach Neu-York gegangen waren, weil sie der Hoffnung lebten, hier angesehene Männer werden zu können. Sie fanden indeß bald, daß ihr Beutel für die theure Lebensart in dieser Stadt um vieles zu klein war, und faßten daher den Entschluß, sich in den hintern Gegenden des Landes anzusiedeln. Es wurde ihnen nicht schwer, Leute zu finden, die Land zu verkaufen hatten, und da sie einem Landmäkler in die Hände fielen, der im Besitze einiger dieser Ebenen war, und der ihnen den Vortheil, welchen sie von bereits abgetriebenem Lande ziehen würden, mit den lebhaftesten Farben mahlte, so kauften sie, für eine runde Summe, einen ansehnlichen Strich dieses unfruchtbaren Bodens, und ließen sich auf demselben nieder. Von den benachbarten Niederlassungen, die etwa 10 Meilen von diesen Ländereien entfernt waren, verschafften sie sich zwei Männer, die ihnen die Rinden-Hütte, in welcher wir sie fanden, gebauet, und ihr Wort geben hatten, bald wieder zu kommen, um ihnen ein Balkenhaus aufzuführen. Da sie aber ihr Versprechen nicht erfüllt hatten, so saßen diese armen Menschen, die nicht im Stande waren, eine Axt zu regieren, oder irgend eine andere Arbeit zu verrichten, traurig in ihrer Hütte, und hatten nichts zu essen, als einen kleinen Vorrath ungesalzener Speisen, der aber jezt beinahe erschöpft war. Als wir bei den Niederlassungen ankamen, erkundigten wir uns bei den Ansiedlern nach diesen armen Leuten, aber diese betrachteten ihren hülflosen Zustand bloß

von der lächerlichen Seite. Wirklich geben diese Engländer ein auffallendes Beispiel, wie thöricht Jemand handelt, wenn er sich in Amerika ansiedeln will, ohne sich vorher genau mit dem Lande bekannt gemacht zu haben, und ohne im Stande zu sein, jede ländliche Arbeit selbst zu verrichten.

Zu unserm größten Verdrusse bemerkten wir, kurz nachdem wir die Hütte verlassen hatten, an einem der Wilden deutliche Spuren der Trunkenheit; wir untersuchten unser Branntwein-Fäßchen, und fanden nur zu deutlich, daß es geplündert war. Während des ersten Theiles unserer Wanderung hatten wir ein wachsames Auge auf unsere Begleiter gehabt; da wir aber Ursache hatten, mit ihrem Betragen zufrieden zu sein, so waren wir an diesem Tage nicht so aufmerksam gewesen. Obgleich wir die Wilden höchstens fünf Minuten außer Acht gelassen hatten, so war es ihnen doch möglich gewesen, in dieser kurzen Zeit die Schraube an dem Fäßchen aufzudrehen, und dasselbe bis auf den lezten Tropfen auszuleeren. Der Wilde, den wir betrunken sahen, war etwas voraus gegangen; er wankte eine Zeit lang von einer Seite zur andern, zulezt blieb er stehen, zog sein Skalpiermesser, welches die Wilden beständig an der Seite tragen, und fing an, es mit drohender Miene zu schwingen. Es giebt bei solchen Gelegenheiten nur Eine Art, mit den Wilden zu Werke zu gehen; nähmlich mit der größten Entschlossenheit. Verräth man die geringste Furcht, oder

scheint

scheint man unschlüssig zu sein, so werden sie immer hartnäckiger und wilder. Ich packte ihn daher bei der Schulter, stieß ihn fort, und zeigte ihm meine Flinte, wobei ich ihm zu verstehen gab, ich würde ihn auf der Stelle tod schießen, wenn er sich nicht anständig betragen wolle. Indeß ich es mit diesem zu thun hatte, gingen meine Gefährten zurück, um zu sehen, wie es mit den übrigen Wilden stände. Glücklicherweise hatte der Branntwein, obgleich sie alle davon getrunken haben mochten, nicht denselben Eindruck auf sie gemacht. Einer fing freilich an, widerspenstig zu werden; er warf seine Last geradezu auf den Boden, und weigerte sich, weiter zu gehen; indeß brachte ihn China - breast - plate durch einige Worte bald dahin, daß er sie wieder aufnahm und fort ging. Als sie den ersten Wilden wieder eingeholt hatten, und den traurigen Zustand sahen, worin er sich befand, so schüttelten sie die Köpfe und riefen: „Kein guter Indianer! kein guter Indianer!“ und bemüheten sich, uns durch Zeichen verständlich zu machen, daß Er das Faß ausgeleert habe. Da indeß ein anderer Wilder das Faß getragen hatte, so blieb kein Zweifel übrig, daß sie alle an der Plünderung Theil genommen haben mußten. Daß der erste indeß mehr getrunken hatte, war augenscheinlich, denn nach einigen Minuten fiel er sprachlos mit seiner Last nieder; die andern nahmen ihm darauf geschwinde die Last ab, vertheilten dieselbe unter sich, und warfen ihren Landsmann un-

ter einen Busch am Wege, wo er seinen Rausch ausschlafen sollte.

Diesen Mittag erreichten wir den Genesee-Fluß, an dessen entgegen gesetzter Seite das Dorf lag, wo wir Pferde zu bekommen hofften. Wir setzten in Kanots über den Fluß, und nahmen unser Quartier in einem Hause im obersten Theile des Dorfes, wo die Wilden nicht unterkommen konnten, und zwar zu unserer größten Freude, denn wir waren überzeugt, daß sie für das Geld, welches wir ihnen geben mußten, sogleich Branntwein kaufen und sich betrinken würden; in welchem Zustande sie die lästigsten Gesellschafter für uns gewesen wären. Es war kaum dunkel geworden, als man uns von einem Hause nahe am Flusse, zu welchem sie sich, nach empfangener Bezahlung, begeben hatten, die Nachricht überbrachte, sie wären durch die Menge der zu sich genommenen starken Getränke ganz wild geworden, und schlügen und schnitten einander auf die fürchterlichste Art. Die Wilden rächen nie den Schaden, der ihnen von einem vollkommen Betrunkenen zugefügt worden ist, sondern schreiben die Wunden dem geistigen Getränke zu, welches sie, für das gestiftete Unheil, mit Verwünschungen überhäufen. — Noch muß ich anführen, daß die Wilden es auf keine Weise unter ihrer Würde hielten, Lasten für uns zu tragen; als sie den versprochenen Lohn empfangen hatten, schüttelten sie uns herzlich die Hände, und schieden von uns, nicht als ob sie von uns gemiethet worden, sondern

als ob wir Freunde wären, denen sie beigestanden hatten, und von denen sie sich jezt ungern trennten.

Das Dorf, zu welchem wir uns begaben, bestand aus acht oder neun einzeln stehenden Häusern, von denen dasjenige, in welchem wir wohnten, das beste war. Es gehörte einer Familie aus Neu-England, welche, vor etwa sechs Jahren, bis zu dieser Stelle, die damahls mit Holzungen bedeckt und 150 Meilen von jeder andern Niederlassung entfernt lag, vorgedrungen war. Jezt ist die ganze Gegend, durch welche sie mußten, als sie sich dahin begaben, mit Niederlassungen besetzt. Das Haus war bequem und gut gebauet, und an den Bewohnern desselben fanden wir gesittete, höfliche und rechtliche Leute. Es ist ein sehr seltener Umstand, Menschen dieser Art unter den ersten Ansiedlern, an den Gränzen zu finden; diese sind, im Allgemeinen, mürrisch und roh, und der Auswurf der Gesellschaft. Sie begraben sich in die Wälder, als ob sie den Anblick ihrer Nebenmenschen scheuen müßten, bauen sich daselbst eine schlechte Hütte, und treiben vielleicht einen oder zwei Morgen Landes ab, gerade so viel als sie brauchen, um ihre Familie mit Korn zu versehen. Den größeren Theil ihrer Nahrungsmittel verschaffen sie sich durch ihre gezogenen Büchsen. Auf diese folgt eine andere Menschenklasse, nähmlich die der neuern Ansiedler, die weniger wild und roh ist, als die eben erwähnte. Diese Leute treiben mehr Land ab, und verschaffen sich ihre Nahrung mehr durch Ackerbau

als durch Jagen. Auf diese folgt eine dritte Klasse, die gute Häuser bauet, und auch mehr Fleiß auf die Bebauung des Landes verwendet. Die ersten Ansiedler dringen, so bald sie ihre erbärmlichen Wohnungen vortheilhaft verkauft haben, weiter in die Wälder zurück, um einen Platz zu finden, der ihrer rohen Lebensart angemessen ist. Diese Menschen sind es eben, welche, wie ich oben gesagt habe, so widerrechtlich den Wilden in ihren eigenen Gebieten Abbruch thun, und die Ursache des bittern Hasses sind, der zwischen den Weißen und Wilden statt findet. Die Ansiedler von der zweiten Art suchen ebenfalls, wenn sie ihre ersten Wohnplätze abgetreten haben, andere, die diesen gleich sind. Als ich durch diese Gegend kam, fand ich, daß es hier kaum einen Mann gab, der nicht seinen Wohnort sieben oder acht Mahl verändert hatte.

Da die Pferde, welche wir in diesem Dorfe am Genesee-Flusse bekommen konnten, ungemein schlecht waren, und da unsere Wanderung durch die Wälder uns das Gehen keinesweges verleidet hatte, so entschlossen wir uns, unsere Fußreise fortzusetzen, und bloß zum Tragen des Gepäckes Pferde zu miethen. Wir nahmen uns daher zwei Pferde nebst einem Jungen dabei, und machten uns, am zweiten Morgen nach unserer Ankunft im Dorfe, auf den Weg nach der Stadt Bath.

Das Land zwischen diesen beiden Oertern hat einen angenehmen Wechsel von Bergen und Thälern,

und der Wanderer wird, wenn er die Berge ersteigt, welche den Genesee-Fluß und das daran gränzende Flachland übersehen, durch die prächtigsten und mahlerischsten Aussichten überrascht. Am auffallendsten war uns die Aussicht von einem großen, und in seiner Art schönem Hause des Majors Wadsworth, welches auf einem dieser Berge steht. Man kann von hier den Genesee-Fluß, mit den üppigsten Waldungen eingefaßt, auf viele Meilen weit verfolgen und sehen, wie er sich durch das fruchtbare Land hindurch windet, so wie man auch verschiedene Reihen blauer Berge erblickt, welche, über dies Flachland hinaus, an beiden Seiten des Flusses einer über den andern empor steigen. Auf diese Weise könnte man die schönste Landschaft erblicken, die sich die Phantasie erdenken kann; aber man hat sich hier, ganz nach Amerikanischem Geschmacke, die größte Mühe gegeben, alle Schönheiten der Aussicht zu verringern oder gar ganz wegzunehmen. Jeder Baum in der Nachbarschaft des Hauses ist gefället worden; statt einer schönen Aue, wozu sich der Boden so gut eignete, hat man ein Weizenfeld vor demselbem angelegt, und unten am Abhange, in einer Entfernung von 200 Schritten vom Hause, läßt der Major eine Menge Häuser bauen, welche, wenn sie fertig sein werden, dem Wohnhause wirklich jede Aussicht auf den Fluß und die Berge entziehen müssen. Die Amerikaner scheinen ganz fühllos gegen die Schönheiten der Natur zu sein, und nur in so fern einen Platz mehr oder we-

niger zu bewundern, als er dem Eigenthümer mehr oder weniger Vortheil bringt.

Der Genesee-Fluß hat seinen Nahmen von einem hohen, im Indianischen Gebiete befindlichen, Berge bekommen, bei welchem er vorbei fließt, und der von den Wilden Genesee (Dschenesi) genannt wird, welches eine ausgebreitete Aussicht bedeutet.

Das Flachland, welches an den Genesee-Fluß gränzt, gehört zu dem fruchtbarsten in ganz Nordamerika, östlich vom Ohio. Weizen kommt, wie ich bereits gesagt habe, auf demselben nicht fort; man hat aber auch nicht gefunden, daß der Boden durch die, Jahr aus Jahr ein ohne Brache auf einander folgenden, Aussaaten von Mais und Hanf magerer geworden ist. Die große Fruchtbarkeit dieses Flachlandes ist der jährlichen Ueberschwemmung des Genesee zuzuschreiben, dessen Wasser sehr viel Schlamm auf demselben zurückläßt. Dieser Fluß ergießt sich in den Ontario-See; seine Länge beträgt etwas mehr als 100 Meilen, aber nur für die lezten 40 Meilen seines Laufes ist er schiffbar, ausgenommen zur Zeit der Ueberschwemmungen; obgleich auch in diesem Falle die Schiffahrt nicht ununterbrochen bis zum See hinab geht, weil sich drei ansehnliche Wasserfälle im Flusse, etwa 10 Meilen über seine Mündung, befinden, deren größter eine senkrechte Höhe von 90 Fuß haben soll. Das Hochland in der Nachbarschaft des Genesee-Flusses ist felsig, zeichnet sich mithin nicht durch seine Fruchtbarkeit aus; die Thäler hingegen

sind sehr fruchtbar, und liefern vortreffliches Nutzholz im Ueberflusse.

Die Sommerhitze ist in dieser Gegend des Landes keinesweges so stark, als weiter nach dem Atlantischen Meere zu, und die Kälte im Winter ist sehr mäßig. Es ist wirklich etwas seltenes, daß der Schnee viel länger als sechs oder sieben Wochen auf dem Boden liegen bleibt; aber obgleich dieser Umstand statt findet, und auch die Gegend viele Berge hat, so ist dennoch das Land, im Ganzen, außerordentlich ungesund. Kaum Eine Familie entgeht den verderblichen Fiebern, die hier im Herbste wüthen. Die Einwohner sagten mir, es wären im verwichenen Herbste weit weniger Personen vom Fieber befallen worden, als in früheren Jahren, und von diesen wenigen wären nur einige gestorben, denn die Krankheit sei bei weitem nicht so bösartig gewesen. Dieser Umstand ließ die Bewohner hoffen, daß das Klima immer gesunder werden müsse, so wie das Land mehr von Bäuuen befreiet werden würde. Es ist freilich bekannt, daß viele Gegenden des Landes, die außerordentlich gesund waren, so lange sie ihre Waldungen behielten, und es wieder wurden, als das Land durchaus abgetrieben und angebauet war, sich sehr ungesund zeigten, als die Bäume zuerst gefällt waren. Dieses ist den Dünsten zugeschrieben worden, die sich aus den neu abgetriebenen Ländereien entwikkeln, wenn sie den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, und welche, so lange der neu abgeholzte

Fleck noch mit Waldungen umgeben ist, des mangelnden Luftzuges wegen, nicht fortgeschafft werden können. Die ungesunde Beschaffenheit des Landes schreckt jezt die Leute keinesweges ab, sich jedes Jahr in großer Menge hieselbst nieder zu lassen, und wenige Gegenden Nordamerika's können sich eines so schnellen Gedeihens rühmen, als das Genesee-Land es seit vier Jahren thun kann.

Auf dem Wege nach Bath kamen wir durch verschiedene kleine Städte, die man erst seit kurzem angefangen hatte, und in diesen waren die Häuser bequem und zierlich gebauet; die mehrsten der Pächterhäuser hingegen waren sehr armselig. Eins derselben, in welchem wir unser Nachtquartier nahmen, hatte weder Schornstein noch Fenster. Ein großes Loch am Ende des Daches ersetzte die Stelle beider; auch die Thüre war so eingerichtet, daß sie die Fenster einigermaßen entbehrlich machte, denn sie ließ das Licht an allen Seiten hindurch. Wir bekamen, als wir uns in derselben aufhielten, ein starkes Schneewetter, und wurden in der Nacht, als wir am Feuer auf unseren Häuten lagen, nicht wenig vom Schnee belästiget, der, durch die Lücken in der Thüre, seinen Weg bis zu unsern Ohren fand.

In einigen der Häuser bekamen wir eine Menge Wildpret, gute Milch, Butter und Käse; in anderen hingegen konnten wir nicht das Geringste zu essen bekommen. In einem kleinen Dorfe, das drei oder vier Häuser haben mochte, sagten die Leute, sie hät-

ten nicht Brot und Milch genug für sich selbst; und wirklich bezeugte das spärliche Mahl, zu welchem sie sich vor unsern Augen niedersetzten, daß sie die Wahrheit geredet hatten. Wir wurden in die Nothwendigkeit versetzt, neun Meilen weiter zu gehen, ehe wir etwas bekamen, womit wir unsern Hunger stillen konnten.

Der gefallene Schnee hielt uns, auf unserm Wege durch die Wälder, am folgenden Morgen sehr auf; aber noch vor Nacht war er gänzlich verschwunden, so daß wir schon am dritten Tage, nachdem wir die Ufer des Genesee-Flusses verlassen hatten, den Ort unserer Bestimmung erreichen konnten.

Siebenunddreißigster Brief.

Beschreibung der Stadt Bath. — Ihre Nachbarschaft. — Sonderbare Methode, um sie in Flor zu bringen. — Spekulirende Köpfe. — Kohorton-Krihk. — Uebersicht der Schiffahrt von Bath abwärts. — Abreise nach Newtown. — Schiffen sich in Kanots ein. — Stranden in der Nacht. — Suchen ein Obdach in einem benachbarten Hause. — Schwierigkeit Nahrungsmittel zu bekommen. — Setzen die Wasserfahrt fort. — Lochartsburgh. — Beschreibung des östlichen Armes des Susquehannah-Flusses. — French-Town. — Franzosen und Amerikaner schicken sich nicht für einander. — Wilkesbarré. — Berge in der Nachbarschaft. — Das Land, nach Philadelphia zu, nur wenig bevölkert. — Beschreibung der Windkluft in den blauen Bergen. — Nachricht von der Mährischen Niederlassung zu Bethlehem. — Rückkehr nach Philadelphia.

Theurer Freund

Philadelphia im November.

Bath ist eine Postenstadt, und der vornehmste Ort in den westlichen Gegenden des Staates Neu-York. Obgleich sie erst vor drei Jahren angelegt ist, so hat sie doch bereits 30 Häuser, und nimmt noch immer an Größe zu. Es giebt hier einige Magazine und Läden, und einen Gasthof, der in keinem Theile Ame-

rika's für schlecht gehalten werden würde. Diese Stadt wurde von einem Manne erbauet, der Kapitain in Königlichen Diensten gewesen war, und von dem auch Williamsburgh und Falkners-Town gegründet wurden. Wirklich hat man es bloß seinen Bemühungen und denen einiger anderer Pritvatmänner zu verdanken, daß die ganze Gegend, welche in Amerika am besten unter dem Nahmen des Genesee-Landes oder des Kantons der Seen bekannt ist, weil die ganze Gegend von diesem Flusse und einer großen Anzahl kleiner Seen bewässert wird, jezt so sehr in Flor gekommen ist.

Das Landeigenthum, dessen Verwaltung dieser Mann selbst über sich genommen hatte, soll ursprünglich nicht weniger als 6 Millionen Acker ausgemacht haben. Der größte Theil desselben gehörte einem Privatmanne in England. Die Art und Weise, auf welche er dieses Eigenthum verbesserte, war, daß er Land in kleinen Theilen und auf Kredit für längere Zeit an solche Leute verkaufte, die es sogleich in bessern Zustand setzen konnten, und in größeren Theilen und auf Kredit für eine kürzere Zeit an andere, die es auf Spekulation ankauften; in beiden Fällen wurden die Ländereien für die Bezahlung des Kaufgeldes verpfändet. Wurde ihm das Geld nicht zur bestimmten Zeit ausgezahlt, so konnte er nichts dabei verlieren, denn die Ländereien fielen ihm alsdann wieder anheim, wodurch er, wenn diese etwa in besseren Stand gesetzt waren, welches häufig der Fall sein

mußte, immer gewann. Hatte ein armer Mann, der sich auf seinem Lande ansiedeln wollte, nicht Geld genug ein Haus zu bauen, und die Kosten zur nöthigen Besorgung des Landes aufzubringen, so schoß er ihm zu gleicher Zeit — denn er besaß ein großes Kapital — so viel Geld vor, als dieser brauchte, oder er schickte ihm seine eigenen Arbeiter, deren er eine ungeheure Menge beschäftigte, ihm ein Haus zu bauen, und die Kosten für den Bau und dergleichen mußte ihn der Mann, mit den Interessen des Kapitals, in drei, vier oder fünf Jahren wieder bezahlen. War der Mann nicht im Stande auf dem festgesetzten Termin seine Schuld abzutragen, so fiel das Haus, welches wie die Ländereien verpfändet war, dem ersten Besitzer wieder zu, und das Geld, welches aus dem Verkauf desselben und den dazu gehörigen Meiereien gelöset wurde, betrug gewöhnlich mehr als das, was der arme Mann sich anheischig gemacht hatte, dafür zu geben. Uebrigens möchte es aber wohl ein seltener Fall sein, daß Jemand, der auf diese Art in Amerika, um einen so mäßigen Preis, Ländereien an sich bringt und dabei fleißig ist, nicht Geld genug heraus bringen sollte, um für dieselben sowohl, als auch für das Haus zur bestimmten Zeit Bezahlung leisten zu können.

Dieser Vortheil, den man nirgends weiter in den vereinigten Staaten trifft, hat eine unbeschreiblich große Anzahl Menschen bewogen, sich im Genesee-Kanton anzusiedeln, und noch mit jedem Jahre strö-

men sie haufenweise herbei, denn es ist noch kein Drittel aller Ländereien an den Mann gebracht worden. Bei meiner Durchreise durch diesen Kanton hörte ich, der Mann, von dem hier die Rede ist, habe, in den an ihn ausgestellten, und nach Verlauf von drei, vier oder fünf Jahren zahlbaren, Wechseln für verkauftes Land, die ungeheure Summe von 2 Millionen Thaler gehabt. Ihm selbst hatte das Land nicht mehr als einige Pence der Acker gekostet; wie groß muß daher der Vortheil gewesen sein, den er daraus gezogen hat!

Man kann leicht denken, daß durch das Abtreten des Landes unter so vortheilhaften Bedingungen eine Menge spekulirender Köpfe (eine Menschenklasse, welche in Amerika allenthalben im Ueberflusse ist) in diese Gegend gezogen werden mußte; und wirklich fanden wir auch, auf unserer Durchreise, daß jedes Städtchen und jedes Dorf des Landes mit ihnen besetzt war, mithin jeder Ort ein Bild des Müssiggan-ges und der Verschwendung darstellte.

Die Stadt Bath steht auf einer Ebene, die von allen Seiten mit mäßig hohen Bergen umgeben ist. Diese Ebene ist fast durchgängig abgeholzt, aber die Berge haben noch alle ihre Bäume, und machen sich, von der Stadt aus betrachtet, ausnehmend schön. Am Fuße der Berge läuft, über ein kiesiges Bett, ein heller Wasserstrom, welcher Konhokton-Krihk heißt, und in welchem sich, gerade oberhalb der Stadt, eine ansehnliche Stürzung befindet. Diese Stelle

eignet sich vortrefflich zur Anlegung von Mühlen, es sind daher bereits große Korn = und Sägemühlen daselbst erbauet worden. Die Hauptsäge in einer der leztern that, als wir die Mühle besuchten, 120 Schnitte in einer Minute, so daß sie in diesem Zeitraume in Eichenholz auf sieben Fuß einschnitt. Wie der Müller sagt, schneidet sie, wenn das Wasser hoch ist, noch viel geschwinder.

Konhokton = Krihk wird, etwa 20 Meilen unterhalb Bath, von dem Tyoga = Flusse aufgenommen, der sich, nach einem Laufe von etwa 30 Meilen, in den östlichen Arm des Susquehannah ergießt. Während der Fluthen kann man in leichten Flachbooten auf dem Krihk, und auf den Flüssen Tyoga und Susquehannah den ganzen Weg von Bath nach der Tschesäpihk = Bai machen, ohne daß man aufgehalten wird Auch im Herbste ist gewöhnlich Wasser genug da, um in Kanots von Bath abwärts zu fahren; aber wegen der großen Dürre, welche dieses Jahr in jeder Gegend des Landes herrschte, war das Wasser im Krihk nicht tief genug, daß man ihn nur mit dem kleinsten Kanot hätte befahren können. Wäre es thunlich gewesen, so würden wir, wie es zuerst von uns beabsichtiget war, von Bath zu Wasser weiter gefahren sein; da dieses aber nicht ging, so setzten wir unsere Reise zu Fuß weiter fort, und nahmen den Weg längs dem Ufer des Flusses, bis wir zu einem kleinen Dorfe von acht bis zehn Häusern kamen, welches Newtown heißt, und etwa 30 Meilen von Bath

entfernt liegt. Hier fanden wir den Strom ziemlich tief, und die Leute versicherten uns, daß, ausgenommen an ein Paar seichten, engen Stellen, in jeder Gegend desselben weiter hinab, Wasser genug für Kanots sei. Da unsere Gesellschaft, mit Einschluß der Bedienten, aus fünf Personen bestand, so entschlossen wir uns, unsere eigene Schiffer zu sein, kauften von zweien Pächtern, die am Ufer des Flusses wohnten, ein Paar Kanots, banden dieselben, um sie fester und sicherer zu machen, an einander, brachten unser Gepäck an Bord, und ruderten kühn davon.

Es war um drei Uhr Nachmittags, als wir, bei sehr hellem aber kaltem Wetter, das Dorf verließen. Da der Strom stark war, so hofften wir im Stande zu sein, noch vor Nacht ein Wirthshaus erreichen zu können, welches, wie man uns gesagt hatte, etwa sechs Meilen unterhalb Newtown am Ufer des Flusses lag. Für die ersten zwei Meilen ging es mit unserer Fahrt sehr gut, alsdann zeigte es sich aber, daß der Fluß viel seichter war, als wir es uns eingebildet hatten, und es wurde uns äußerst schwer, von der Stelle zu kommen. Unsere Kanots saßen zu wiederholten Mahlen auf dem Boden fest, und das Flottmachen raubte uns so viel Zeit, daß, ehe wir noch zwei Drittel unserer Reise vollendet hatten, es schon anfing dunkel zu werden. Mit der Nacht fand sich auch eine wesentliche Veränderung des Wetters ein; ein heftiges Hagelwetter kam auf uns herab, und, in tiefes Dunkel gehüllt, wurden

unsere Kanots, weil eben eine Wolke den Mond verbarg, vom Strome, dem wir uns gänzlich hatten hingeben müssen, auf eine Sandbank mitten im Flusse getrieben. Wir bemüheten uns wieder los zu kommen, nahmen aber unglücklicherweise, woran die Dunkelheit Schuld war, eine unrechte Richtung, und fanden nach Verlauf einiger Minuten unsere Kanots so tief in den Sand eingekeilt, daß es unmöglich war, sie aus der Stelle zu bringen. Nichts blieb uns jezt übrig, als mit einander in das Wasser zu springen, und unsere Schultern unter die Kanots zu stemmen. Dies thaten wir, und so gelang es uns bald, eins der Kanots — denn wir hatten sie vorher von einander gebunden, um sie desto leichter handhaben zu können — in das tiefe Wasser zu schieben; aber hier war der Strom so stark, daß das Kanot, so große Mühe wir uns auch gaben es zu verhindern, mit aller Gewalt unsern Händen entrissen wurde, und sich, als wir es fest zu halten suchten, beinahe gänzlich mit Wasser anfüllte.

Da wir uns jezt eines unserer Kanots und eines großen Theils des Gepäckes beraubt sahen, so beschlossen wir, mit dem noch übrig gebliebenen desto vorsichtiger umzugehen; wir kehrten daher zur Sandbank zurück, und trugen alles was im Kanot war auf den Schultern an das Ufer, welches etwa vierzig Schritte entfernt war. Dies war wirklich weder eine leichte noch eine angenehme Arbeit, denn das Wasser reichte uns bis an die Hüften, und der Strom war

so

so reißend, daß wir es äußerst schwer fanden, uns auf den Beinen zu erhalten. Als das Kanot ausgeleeret war, zogen wir es, so genau als möglich, zu der Stelle, wo das andere fortgerissen war; einer der Gesellschaft stieg mit einem Ruder hinein, und nun überließen wir es, auf seinen eigenen Antrieb, dem Strome; wir hofften nähmlich, es würde dem andern nachgeführt werden, welches wir alsdann, nebst den in demselben befindlichen Sachen wieder bekommen könnten. In wenigen Augenblicken hatte der Strom das Kanot so weit fort gerissen, daß wir es nicht mehr sahen, denn der Mond schien nur schwach durch die Wolken. Da keiner von uns den Fluß genau kannte, so ist es natürlich, daß wir für unseren Reisegefährten sehr besorgt sein mußten; noch ehe indeß viele Minuten verflossen waren, hatten wir die Freude, seine Stimme in der Entfernung zu hören. Wir begaben uns, so geschwinde wir konnten, ans Ufer, zu der Stelle, von woher der Schall kam, und erblickten ihn, zu unserer größten Freude, wohlbehalten dicht hinter dem verlornen Kanot. Es war uns sehr angenehm, unsere Mantelsäcke, obgleich vom Wasser durchzogen, auf dem Boden des Kanots liegen zu sehen; die Kleider hingegen, welche wir ausgezogen hatten, ehe wir uns in das Wasser begaben, waren, nebst anderen leichten Sachen, alle verloren gegangen.

Es fror jezt so stark, daß in wenigen Minuten unsere Mantelsäcke und die naß gewordenen Kleider

mit einer Eisrinde überzogen, und unsere Glieder, wegen des anhaltenden Watens im Wasser, ganz erstarret waren. Da es unser Wunsch war, unter ein Obdach zu kommen, so beschlossen wir sogleich, unser Gepäck an einen sichern Ort zu bringen, damit es uns nicht gestohlen würde. Eine tiefe Höhlung unter einigen umgestürzten Bäumen schien uns sehr bequem dazu; wir stopften daher alles hinein, bedeckten es mit Blättern und gingen weiter. Keine Spur von einem Fußwege befand sich in dem Walde, wo wir landeten, und über eine Meile weit mußten wir uns durch Büsche, längs den Ufern des Flusses, drängen; alsdann trafen wir einen Fußweg, der zu einem elenden kleinen Balkenhause führte. In diesem Hause war an gar kein Unterkommen zu denken, aber man sagte uns, wenn wir den Fußsteig durch den Wald noch eine Meile weiter verfolgten, so kämen wir zu einem Fahrwege, auf welchem wir ein anderes Haus finden würden, wo man uns wahrscheinlich aufnehmen könne. Wir erreichten das Haus, man ließ uns ein, und ein mächtig großes Holzfeuer machte das, was wir durch die Unfreundlichkeit des Wetters hatten leiden müssen, bald wieder gut. Die kalte Luft und die Last und Arbeit des Tages hatten unsern Appetit nicht wenig geschärft; kaum hatten wir uns daher gewärmt, so fingen wir auch schon an, uns zu erkundigen, ob wir etwas zu essen bekommen könnten? Hätten wir in einem Englischen Gasthofe ein Schaaf oder einen Ochsen zum Abende-

sen verlangt, so würde, glaube ich, dieses den Wirth nicht so befremdet haben, als unsere Fragen den Amerikaner befremdeten Er machte allerlei Entschuldigungen; die Weiber, sagte er, wären bereits schlafen gegangen, er wisse nicht, wo der Schlüssel zur Speisekammer sei u. s. w.; wir ließen uns aber so nicht abspeisen, sondern setzten ihm aus Leibeskräften zu, und gaben ihm eine so herzbrechende Beschreibung unserer Leiden, daß er zulezt gerührt wurde; die Schlüssel wurden gefunden, er öffnete die Speisekammer und brachte nun, um fünf hungrige junge Leute zu befriedigen, 2 kleine Weizenmehl-Kuchen, die kaum eine Hand groß waren, nebst $1\frac{1}{2}$ Maaß Milch. Er versicherte uns, mehr könne er nicht hergeben, denn seine Frau würde es ihm nie verzeihen, wenn er nicht genug zum Frühstück zurück ließe; wir mußten daher zufrieden sein, und so legten wir uns, nachdem ein jeder seinen kleinen Antheil verzehrt hatte, auf unsere Häute, die wir auf den Schultern hierher getragen hatten, und schliefen ein.

Am folgenden Morgen sahen wir, daß der Mann wirklich einen treuen Bericht vom Zustande der Speisekammer gegeben hatte. Da kein Bissen für uns übrig war, so entschlossen wir uns, wieder zu dem kleinen Hause zu gehen, wo wir die vorige Nacht gewesen waren, und welches innerhalb zwei oder drei Meilen um uns her das einzige war. Wir hofften hier einen ansehnlichern Vorrath zu finden, aber nicht

einmahl ein Bissen Brot war zu haben. Uebrigens sagte die Frau, sie habe etwas Maismehl, und könne uns daher, wenn wir ein Paar Stunden warten wollten, einen Kuchen backen. Dies war eine vortreffliche Nachricht für uns; wir baten, sie möchte ihn ja groß genug machen, und begaben uns in der Zwischenzeit fort, um die Kanots und das Gepäck aufzusuchen.

Fast allenthalben am Susquehannah fanden wir nachher einen eben so großen Mangel an Nahrungsmitteln, wie in dieser Gegend.

Wir fanden das Gepäck und die Kanots gerade so wieder, wie wir sie verlassen hatten; wir schifften uns darauf noch ein Mahl ein, und begaben uns in aller Eile hinab zu dem am Ufer stehenden Hause, wo wir das Frühstück bestellt hatten. Die Leute waren hier sehr höflich; sie halfen uns neue Ruder statt derer machen, welche wir die vorige Nacht verloren hatten, und statteten uns für die Kleinigkeit, welche wir ihnen mehr gaben, als das, was sie für das Frühstück forderten, ihren verbindlichen Dank ab, welches etwas sehr ungewöhnliches in den vereinigten Staaten ist.

Nach dem Frühstücke fuhren wir etwa 7 Meilen den Fluß hinab, waren aber auf diesem Wege mehr als zwölf Mahl genöthiget, uns in das Wasser zu begeben, um die Kanots über die seichten Stellen zu ziehen. Als wir Nachmittags bei einem Hause anlangten, waren wir unserer Wasserfahrt so herzlich

müde, daß wir, hätten sich nicht zwei Männer erbo-ten, unsere Kanots zur Mündung des Tyoga-Flusses zu bringen, wo wir tieferes Wasser zu finden hofften, sie sicherlich zurück gelassen haben würden. Die Män-ner fuhren frühmorgens fort, und wir folgten ihnen bald darauf am Ufer zu Fuß nach. Indeß war die Schiffahrt so schwierig, daß wir zu Tyoga-Point oder Lochartsburgh (eine kleine Stadt an der Mün-dung des Flusses) mehrere Stunden früher anlang-ten, als sie.

Bei unserer Ankunft in dieser Stadt hörten wir, zu unserm größten Mißvergnügen, daß der Susque-hannah, obgleich er gewöhnlich zu dieser Jahrs-zeit für Boote, die 4 Fuß tief in Wasser gehen, schiffbar ist, jezt nicht tiefer als der Tyoga-Fluß sei, so daß er an vielen Stellen, vorzüglich bei den Stromschnellen, kaum Wasser genug habe, um ein Kanot sicher über die scharfen Felsen fahren zu lassen, die im Bette desselben sehr häufig sind; kurz, man benachrichtigte uns, der Kanal des Flusses sei jezt übel und gefährlich zu beschiffen, und Jemand, der nicht genau damit bekannt sei, dürfe es kaum wagen, ihn hinab zu fahren. Es wurde uns nicht schwer von den Schiffern, die beständig auf dem Flusse fah-ren, einen Mann zu bekommen, der den Fluß voll-kommen kannte. Wir vertauschten, auf seinen Rath, unsere beiden Kanots für Ein größeres, das uns alle bequem fassen konnte, und setzten darauf unsere Was-serreise weiter fort.

Von Lochartsburgh nach Wilkesbarré oder Wyoming, an der südöstlichen Seite des Susquehannah, rechnet man 90 Meilen. Ist der Fluß voll, mithin der Strom stark, wie dieses gewöhnlich im Herbste und Frühjahre der Fall zu sein pflegt, so kann man diesen ganzen Weg in Einem Tage machen; da indeß, bei dieser Gelegenheit, das Wasser niedrig war, so brachten wir, obgleich wir sehr eilig zu Werke gingen, nicht weniger als vier Tage unterwegs zu. An vielen Stellen fanden wir freilich den Strom des Flusses sehr reißend, wie z. B. bei den Stürzungen von Wyaluhing, wo wir innerhalb einer Viertelstunde drei bis vier Meilen zurück legten; an andern Stellen hingegen, wo der Fluß tief war, bemerkte man kaum den Strom, und wir waren genöthiget, Hand an die Ruder zu legen, um uns von der Stelle zu arbeiten. Das Bett des Flusses ist felsig und sandig, und das Wasser so durchsichtig, daß man an mehreren Stellen, wo es wenigstens 20 Fuß tief sein mußte, den kleinsten Kieselstein auf dem Boden liegen sehen konnte. Die Breite des Flusses beträgt von 50 bis 300 Yards. Schwerlich giebt es irgend einen andern Fluß in Amerika, der einen so unregelmäßigen Lauf hat als dieser; an einigen Stellen läuft er in einer Richtung, die der an der anderen durchaus entgegengesetzt ist. Das Land, durch welches dieser (der östliche) Arm des Susquehannah läuft, ist außerordentlich uneben und bergig. Von Lochartsburgh bis beinahe ganz nach Wilkesbarré hin, ist es entweder an

der einen oder an der andern Seite von steilen Bergen begränzt. An beiden Seiten zugleich sieht man niemahls Berge, ausgenommen da, wo der Fluß eine plötzliche Beugung annimmt. Wo man an der einen Seite eine Reihe von Bergen trifft, da sieht man auch sicher eine ausgebreitete Ebene an der andern. Kaum in irgend einer Gegend erstrecken sich die Berge an einer Seite mehr als eine Meile weit, auch sieht man häufig in dem Raume einer Meile diese Berge mehr als zwölf Mahl von beiden Seiten mit einander abwechseln. Man kann aus dieser Beschreibung des östlichen Arms des Susquehannah abnehmen, daß die Gegenden an demselben sehr schön sein müssen, und wirklich giebt es, nach meiner Meinung, keinen Fluß in Amerika, der eine so große Menge und Abwechselung von mahlerischen Ansichten aufweisen könnte, als dieser. Bei jeder Beugung desselben verändert sich die Szene, und es giebt zwischen Locharts-burgh und Wilkesbarré kaum einen einzigen Fleck, wo der Mahler nicht einen, seines Pinsels würdigen, Gegenstand finden sollte. Die mit kühn hervorragenden Felsen und Waldungen bedeckten Berge machen den schönsten Vordergrund aus, der sich denken läßt; die mit angebaueten Feldern und kleinen Holzungen geschmückten Ebenen, welche von dem prächtigen Flusse, den man hin und wieder sich dahin winden sieht, bewässert werden, machen die Mitte der Landschaft aus, und die blauen Berge, die sich in der Ferne erheben, beschließen die Aussicht auf die reizendste Art.

Die Gegend am Susquehannah hat einen Ueberfluß an Wildpret. Auf unserm Wege abwärts trafen wir unzählige Parthien, die sich mit Treibjagen beschäftigten. Werden die Rehe in dieser Gegend des Landes verfolgt, so nehmen sie sogleich ihren Weg zum Flusse, da sich denn Männer an denjenigen Stellen des Strandes, wo man die Thiere erwarten kann, in Büschen versteckt halten, und sie, beim Hineingehen in das Wasser, tod schießen. Kommen sie dem Hinterhalte nicht nahe, so werden sie von den Jägern in Kanots verfolgt; nur selten entgehen sie denselben, wenn sie sich erst im Wasser befinden.

Man findet allenthalben im Susquehannah vortreffliche Fische; auch wird der Fluß häufig von wildem Geflügel besucht, vorzüglich von der Kanvaß-Ente.

Auf dem ganzen Wege zwischen Lochartsburgh und Wilkesbarré trifft man, an beiden Seiten des Flusses, Niederlassungen, die nicht weit auseinander liegen. Auch sieht man verschiedene kleine Städte, an den Ufern dieses Flusses, deren vornehmste French-Town ist. Diese Stadt liegt nahe bei den Wasserfällen von Wyalusing, an der westlichen Seite des Flusses. Sie wurde auf Kosten verschiedener Menschenfreunde in Philadelphia angelegt, die eine Subskription dazu eröffneten, um den unglücklichen Französischen Ausgewanderten, die nach Amerika flüchteten, einen Wohnort zu verschaffen. French-Town hat etwa 50 Balkenhäuser; ein ansehnlicher Strich dar-

anstoßenden Landes ist zum Nutzen der Einwohner angekauft, und in kleine Grundstücken vertheilt worden. Die hiesigen Französischen Ansiedler scheinen indeß keine große Neigung oder Geschicklichkeit zum Akkerbau zu besitzen, denn die mehrsten derselben haben ihre Grundstücke für eine Kleinigkeit an Amerikaner verpachtet, und belustigen sich mit Jagen, Fischen und Vogelstellen. Sie leben ganz für sich, und hassen die Amerikaner, so wie sie wiederum von den Amerikanern gehasset, und der Trägheit und Liederlichkeit beschuldiget werden. Die Sitten beider Völker sind so sehr von einander verschieden, daß ein Einverständniß zwischen ihnen vollkommen unmöglich ist.

Wilkesbarré, vormahls Wyoming, ist die vornehmste Stadt des Lucerne-Kantons. Sie liegt auf einer Ebene, die an der einen Seite vom Susquehannah, an der andern von einer Bergreihe begränzt wird, und enthält 150 Wohnhäuser von Holz, eine Kirche, ein Rathhaus und ein Gefängniß. Hier war es, wo im Amerikanischen Kriege die Wilden, unter dem Kommando des Oberst Butler, das fürchterliche Gemetzel anrichteten, welches in den mehrsten Kriegsgeschichten angeführt wird, und den Englischen Annalen auf immer ein Schandfleck bleiben muß. Mehrere der Häuser, in welche sich die unglücklichen Schlachtopfer begaben, um sich zu vertheidigen, als man ihnen durchaus kein Quartier geben wollte, stehen, allenthalben von Kugeln durchbohrt, noch jezt da; auch sieht man die Ueberbleibsel anderer, die man in

Brand steckte, und die Einwohner wollen auf keine Weise leiden, daß man sie wieder aufbauet. Eben so sehr halten auch die Amerikaner auf die Ruinen in der Nachbarschaft von Philadelphia.

Wir hatten anfänglich die Absicht, den Fluß von hier bis nach Sunburg oder Harrisburg hinab zu fahren, da aber das Wetter jezt so kalt war, daß eine Wasserfahrt, vorzüglich in einem Kanot, in welchem man immer still sitzen muß, sehr viel unangenehmes hatte, so beschlossen wir über die blauen Berge nach Bethlehem in Pennsylvanien zu gehen, welches etwa 65 Meilen südöstlich von Wilkesbarré liegt. Es wurden hierzu einige Pferde gemiethet, wie wir es bei einer früheren Gelegenheit gethan hatten, um unser Gepäck fort zu schaffen; wir selbst gingen zu Fuß. Den Tag nach beendigter Wasserfahrt begaben wir uns Nachmittags auf den Weg, und gingen, noch vor Abend, über die Bergreihe hinweg, welche die Ebene von Wilkesbarré begränzt. Diese Berge, die sehr uneben und felsig sind, haben viel Eisenstein und Steinkohlen. Zur Bearbeitung des ersteren sind einige Schmelzwerke angelegt worden; von den Steinkohlen hat man aber noch keinen Gebrauch gemacht, weil bis jezt noch Ueberfluß an Holz da ist, welches für ein weit angenehmeres Brennmaterial gehalten wird. Von den Gipfeln der Berge hat man eine prächtige Ansicht der Ebene, auf welcher die Stadt Wilkesbarré steht, und des Susquehannah, den man bis über die Stadt, wo er sich viele Meilen

weit zwischen den Bergen dahin windet, mit den Augen verfolgen kann.

Das Land über die Berge hinaus ist äußerst uneben und nur schwach bevölkert, mithin noch dick mit Holz bewachsen. Die Leute in den wenigen, zerstreuet liegenden Häusern schienen weit besser zu leben, als die Bewohner irgend einer andern Gegend der Staaten, durch welche ich vormahls gekommen bin. In jedem Hause, wo wir einkehrten, fanden wir gutes Brot, Butter, Thee, Kaffe, Chokolate und Wildpret, und wirklich führten wir hier einen Tisch, der, mit der Kost verglichen, die wir seit mehreren Wochen genossen hatten, in der That üppig genannt werden konnte.

Die Waldungen bestehen an vielen Stellen dieser Gegend beinahe allein aus Hemlocktannen, die nur auf magerem Boden wachsen. Viele derselben sind ungemein hoch, und ihre Gipfel nähern sich einander so sehr, daß man in der Tiefe der Waldungen nur an wenigen Stellen den Himmel erblicken kann. Das Gebüsch unter diesen Bäumen bestand größtentheils aus der Lorbeerrose (Nerium oleander) und Kalmia angustifol., deren tiefgrüne Farbe dazu beitrug, das Dunkel der Wälder noch feierlicher zu machen. Wirklich scheinen sie vollkommen den geheiligten Hainen zu gleichen, so wie uns dieselben von den Dichtern dargestellt werden. Man wird beim Eintritte in dieselben von einem heiligen Schauer ergriffen.

Etwa 20 Meilen von Bethlehem kommt man,

wenn man von Wilkesbarré dahin geht, über die blauen Berge, und zwar an derjenigen Stelle, welche die Windkluft (wind-gap) genannt wird; wie sie diesen Nahmen bekommen hat, habe ich nie in Erfahrung bringen können. Diese Kluft ist beinahe eine Englische Meile weit, und stellt eine fürchterlich wilde Szene dar. Die Straße läuft nicht auf dem Boden derselben, sondern an der Seite des südlichen Berges, etwa zwei Drittel des Weges hinan. Ueber sich, zur rechten Hand, sieht man nichts als abgebrochene Felsen und Bäume; zur linken zeigt sich ein steiler Abgrund. Die Felsen auf dem Boden des Abgrundes haben, wie man uns sagte (denn wir stiegen nicht hinab) das Ansehen, als wären sie vor langer Zeit vom Wasser bespühlet worden, woraus die Vermuthung entstanden ist, daß hier der ursprüngliche Kanal des Delaware-Flusses gewesen sein müsse, der jezt, etwa 15 Meilen nordwestlich von hier, durch die blaue Bergreihe geht. Ob dieses wirklich der Fall gewesen, ist jezt unmöglich zu bestimmen; so viel geht indeß aus der Beschaffenheit des Landes an beiden Seiten des Delaware hervor, daß durch eine ansehnliche Ueberschwemmung eine große Veränderung an dieser Stelle bewirkt worden ist.

An der Seite der Berge, die nach dem Atlantischen Meere geht, ist das Land bei weitem weniger uneben, als an der entgegen gesetzten; auch ist es besser abgetrieben und stärker bevölkert. Die Be-

wohner desselben sind größtentheils von Deutscher Abkunft.

Bethlehem ist die vornehmste Nordamerikanische Niederlassung der Mährischen oder vereinigten Brüder. Sie hat eine äußerst angenehme Lage auf einer Anhöhe; an einer Seite fließt der Fluß Leheigh, welcher sich in den Delaware ergießt, und an der andern ein Krihk, der einen sehr reißenden Strom hat, und viele vortreffliche Plätze zu Mühlen hergiebt. Die Stadt ist regelmäßig gebauet; sie hat 80 standfeste, steinerne Wohnhäuser und eine große Kirche. Drei der Wohnhäuser sind sehr geräumige Gebäude; eins derselben ist für die unverheiratheten jungen Männer der Gesellschaft, das andere für unverheirathete junge Frauenzimmer, und das dritte für die Wittwen bestimmt. In diesen Häusern werden verschiedene Sachen verfertiget, und die Bewohner derselben sind einer Disziplin unterworfen, die mit der klösterlichen Aehnlichkeit hat. Sie essen mit einander in einem Refectorium, schlafen in einem Saale, der das Dormitorium heißt, verrichten Morgens und Abends ihre Gebete in der Kapelle des Hauses, und haben sowohl bestimmte Stunden zur Arbeit, als zur Erholung. Die Gesetze der Gesellschaft fordern nicht, daß sie sich beständig eingezogen halten, demungeachtet beschränken sie sich fast immer auf ihre Wandelplätze und Gärten, ausgenommen wenn sie zuweilen bei ihren Freunden und Freundinnen in der Stadt Besuche ablegen.

Die Mährischen Brüder verbieten zwar das Heirathen nicht, indeß halten sie doch den ehelosen Stand für sehr verdienstlich. Die jungen Leute von beiderlei Geschlecht haben wenig Umgang mit einander; sie besuchen sich nicht in ihren Häusern, und in der Kirche sitzen sie von einander getrennt. Wenn ein junger Mann den Vorsatz hat, um ein Mädchen anzuhalten, so gründet sich dieser Vorsatz auf nichts weiter, als weil er Gelegenheit gehabt hat, dasselbe von fern zu sehen. Es ist ihm nicht erlaubt dem Gegenstande seiner Liebe in Person Heirathsvorschläge zu thun, sondern er muß sich deshalb an die Oberaufseherin im Hause der Weiber wenden. Wenn diese durch die Aussage der Aeltesten und Vorsteher der Gesellschaft überzeugt wird, daß er im Stande ist, ein Weib zu nehmen, so macht sie ihre Untergebene mit dem Antrage bekannt; stimmt diese ein, so wird die Heirath auf der Stelle vollzogen: wo nicht, so sucht die Oberaufseherin ein anderes Frauenzimmer des Hauses aus, welches sie paßlich für den jungen Mann hält, und wenn dieser mit der Wahl zufrieden ist, so werden sie mit derselben Geschwindigkeit getrauet. So eilig auch diese Heirathen geschlossen werden, so weiß man doch von keiner, die unglücklich ausgefallen wäre; denn da beide Parthien von Kindheit auf gewöhnt sind, diejenigen Leidenschaften, welche so großes Ungemach unter den Menschen anrichten, im Zaume zu halten, da sie ferner ein fleißiges, ruhiges und mäßiges Leben führen, und auch in ihren stillen,

entlegenen Klausen frei von Versuchungen sind, die denjenigen nicht fehlen, welche mehr unter Menschen leben, so stößt ihnen nichts auf, was ihr häusliches Glück nur im mindesten stören könnte.

Bei den Häusern für die jungen Männer und Weiber befinden sich Erziehungs-Anstalten für Knaben und Mädchen, unter der Direktion besonderer Lehrer. Diese Schulen, über welche die Vorsteher und Aeltesten der Gesellschaft gleichfalls die Oberaufsicht haben, stehen in sehr gutem Rufe, und nicht allein die Brüderschaft, sondern auch angesehene Leute von verschiedenen Glauben in Philadelphia, Neu-York und anderen Städten der benachbarten Staaten schicken ihre Kinder häufig hierher. Die Knaben werden in der Lateinischen, Deutschen, Französischen und Englischen Sprache, im Rechnen, in der Musik, im Zeichnen u. s. w. unterrichtet; die Mädchen bekommen gleichfalls Unterricht in den genannten Sprachen und Wissenschaften, und überhaupt in allem, was gewöhnlich in Erziehungsanstalten für Frauenzimmer gelehrt wird, nur nicht im Tanzen. Sind die Mädchen der Gesellschaft so weit, daß sie für sich selbst sorgen können, so kommen sie in das erwähnte Haus, wo sie sich mit Sticken, künstlicher Nähterei, Kartätschen, Spinnen, Stricken und anderen weiblichen Arbeiten beschäftigen. Zu einer jeden Arbeit ist ein besonderes Gemach da, in welchem ein Frauenzimmer, das etwas älter als die übrigen ist, präsidirt, die Arbeiten in Augenschein nimmt, und für die Erhaltung

der Ordnung sorgt. Um die im Hause verfertigten Sachen zu verkaufen, sind gewisse Personen da; das Geld, welches dafür gelöset wird, wird unter diejenigen ausgetheilt, von denen die Arbeit ist. Sie geben ein gewisses davon zur Erhaltung des Hauses und zum Fond der Gesellschaft; das übrige dürfen sie für sich behalten.

Wenn die Knaben aus der Schule entlassen werden, so lernen sie irgend ein Gewerbe, das am mehrsten mit ihren Neigungen übereinstimmt. Haben sie Lust zur Landwirthschaft, so werden sie der Sorgfalt eines, zur Gesellschaft gehörigen, Landwirthes anvertrauet. — Die Jünglinge zahlen, wie die Weiber, etwas zur Erhaltung des Hauses und zum Fond; so wie auch die Wittwen, und überhaupt alle Stadtbewohner wöchentlich eine kleine Summe dazu beitragen.

Am Waldstrome, der die Stadt an einer Seite einfaßt, befindet sich eine Sägemühle, eine Mehlmühle, eine Oehlmühle, eine Walkmühle, eine Mühle für Rinde und Farbematerialien, eine Gerberei, ein Haus, in welchem das Leder zubereitet wird, und am Leleigh-Flusse eine ansehnliche Bierbrauerei. Diese Mühlen u. s. w. gehören der Sozietät; von dem Gelde, welches durch dieselben einkommt, werden die dabei beschäftigten Leute für ihre Mühe gut bezahlt, und der Ueberschuß wird zum Fond geschlagen. Auch die vortrefflichen Grundstücke um die Stadt her, und der Gasthof sind Eigenthum der ganzen Sozietät, und das durch dieselben einkommende Geld wird, wie das

von

von den Mühlen angewendet; die Leute, welche man auf den Meiereien sieht, und die in der Taverne, sind bloß Verwalter oder Agenten der Sozietät. Der Fond wird zur Unterstützung unglücklicher Brüder in anderen Gegenden der Welt, zur Gründung neuer Niederlassungen, und zur Bestreitung der Kosten, welche die Missionaire verursachen, angewendet.

Der Gasthof zu Bethlehem ist sehr bequem eingerichtet, und unbedingt der reinlichste und beste von allen denen, die mir in Amerika zu Gesicht gekommen sind. Als wir bei demselben ankamen, zeigten wir dem Wirthe an, daß wir die Stadt und die öffentlichen Gebäude derselben zu sehen wünschten; er schickte sogleich einen Boten nach einem der Aeltesten ab, und in weniger als einer Viertelstunde trat der Bruder Thomas, ein lebhafter, rothbäckiger kleiner Mann von etwa 30 Jahren, in das Zimmer. Er trug einen einfachen blauen Rock und dergleichen Weste, braune Beinkleider und einen großen runden Hut. Es war eine gewisse Herzensgüte und Unschuld auf seinem Gesichte zu lesen, und sein ganzes Benehmen war so unbefangen und offen, daß man sich gedrungen fühlte, Freundschaft mit ihm zu machen. Als wir bereit waren, uns mit ihm fort zu begeben, stellte er sich zwischen zwei von uns, faßte uns unter die Arme, scherzte nach Herzenslust, und führte uns zuerst zum Hause der jungen Frauenzimmer. Hier wurde uns ein hübsches Zimmer angewiesen, und Bruder Thomas ging fort, um uns die Erlaubniß

auszuwirken, das Haus besehen zu dürfen. Nach einigen Minuten kam die Oberaufseherin selbst; Bruder Thomas führte uns bei ihr ein, und nun begaben wir uns, in beider Gesellschaft, in die verschiedenen Gemächer.

Das Haus ist weitläuftig, und die Gänge und Treppen in demselben sind bequem und luftig; aber die Arbeitszimmer sind klein, und waren gerade dermaßen geheitzet, daß wir, beim ersten Eintritte, kaum athmen konnten. Man bedienet sich hier, nach Art der Deutschen, der Oefen, und zwar der Kachelöfen. Das Feuer befindet sich in einem großen Behälter aus verglaseten Ziegeln, aus welchen die Wärme durch Röhren in andere ähnliche Behälter geleitet wird, die sich an verschiedenen Stellen im Zimmer befinden, wodurch denn das ganze Gemach eine gleichmäßige Temperatur bekommt. In jedem Gemache saßen etwa zwölf oder mehrere Frauenzimmer, die beinahe von Einem Alter waren, bei ihrer Arbeit. Der Eintritt fremder Leute störte sie nicht im Geringsten, sie arbeiteten alle fort, und keine von ihnen, ausgenommen die Aufseherin, welche höflich aufstand, und sich mit uns unterhielt, schien zu wissen, daß wir im Zimmer waren.

Die Kleidung der Schwestern ist zwar nicht ganz, aber doch beinahe gleichförmig. Sie tragen einfache Kleider aus Kattun, Leinewand oder Tuch, mit Schürzen, und dicht anschließende Hauben von Leinewand, die nach vorne eine auslaufende Spitze haben,

und unter dem Kinne mit einem Bande befestiget sind. Man sagt, diejenigen von ihnen, die Neigung hätten, sich zu verheirathen, trügen Nelkenrothe Bänder als Zeichen; indeß bemerkte ich, daß sie von allen unverheiratheten Frauenzimmern getragen wurden, selbst von denen, deren Alter und Gesicht nicht vermuthen ließen, daß sie Hymen huldigen wollten.

Das Dormitorium des Hauses für die Frauenzimmer ist ein sehr geräumiges Gebäude im obern Stockwerke, dem durch einen großen Ventilator in der Decke frische Luft zugeführt wird. Es hat 50 Betten mit Brettern ohne Vorhänge, deren jedes auf Eine Person berechnet ist. Sie schlafen im Winter, nach Art der Deutschen, zwischen zwei Federbetten, an welchen die Betttücher und Decken fest gesteckt sind. Im Sommer ist hier die Hitze zu groß, als daß man nur eine einfache Decke ertragen könnte.

Als wir durch die verschiedenen Gemächer des Hauses der Frauenzimmer gegangen waren, führte uns die Oberaufseherin in eine Art Laden, wo verschiedene kleine Kunstsachen, welche von den Schwestern verfertiget werden, ausgekramt waren. Es wird erwartet, daß besuchende Fremde hier einige Kleinigkeiten kaufen, und dieses ist die einzige Belohnung, auf welche irgend ein Mitglied der Gesellschaft für die Mühe, einen Fremden durch die ganze Stadt zu führen, Anspruch macht.

Das Haus der Schwestern stellt ein Gemählde der größten Reinlichkeit und Ordnung dar; dasselbe

gilt von den Häusern der jungen Mannspersonen und der Wittwen, so wie auch beinahe von einem jeden Privathause der Stadt. Die Mühlen, Brauhäuser u. s. w., die man nach den besten Plänen angelegt hat, sind gleichfalls Muster der Ordnung und Reinlichkeit.

Als uns der Bruder Thomas die verschiedenen öffentlichen Gebäude u. s. w. gezeigt hatte, führte er uns in die Häuser verschiedener von denen verheiratheten Männern, die sich am mehrsten durch ihre Talente auszeichneten. In einigen derselben, vorzüglich bei einem Kunsttischler, sahen wir vortrefflich gearbeitete Sachen. Er brachte uns ein Buch mit getuschten Zeichnungen von seiner eigenen Arbeit, die einem Manne in seiner Lage sehr zur Ehre gereichten.

Die Sachen, welche im Allgemeinen zu Bethlehem verfertiget werden, bestehen in wollenen Tüchern und Leinewand, baumwollenen und wollenen Mützen und Strümpfen, Handschuhen, Schuhen, Zimmermanns=, Tischler = und Schreiner=Waaren, Stuben=Uhren, einigen Eisenwaaren u. drgl. mehr.

Die Kirche ist ein einfaches, steinernes Gebäude; sie ist mit Gemählden aus der biblischen Geschichte verziert, und hat eine ziemlich gute Orgel, so wie man solche auch in den Kapellen der Häuser für die jungen Manns = und Frauenspersonen trifft. Ueberdies begleiten sie ihre Hymnen mit Violoncellen, Violinen, Flöten u. s w. Die ganze Sozietät begiebt sich Sonntags in die Kirche, und stirbt eins der Mitglieder, so folgen alle übrigen der Leiche, die mit großer Feier=

lichkeit, aber ohne Pomp beerdiget wird. Sie legen nie ihrer verstorbenen Freunde wegen Trauerkleider an.

Jedes Haus in der Stadt ist mit vortrefflichem Quellwasser versehen, welches, vermittelst einer vom Wasser getriebenen, an dem Ufer des Waldstromes befindlichen, Maschine durch Röhren dahin geleitet wird. In einigen Häusern hat man in jedem Zimmer Wasser zur Hand. Die Maschine ist sehr einfach und würde, wenn es erforderlich wäre, das Wasser mehrere hundert Fuß hoch treiben.

Die Springquelle, aus welcher die Stadt mit Wasser versehen wird, befindet sich beinahe im Mittelpunkte der Stadt. Ueber dieselbe ist ein großes steinernes Haus mit sehr dicken Mauern gebauet. Häuser wie dieses, trifft man in Amerika sehr häufig; sie werden Quellhäuser genannt und dienen, während der heißen Sommertage, zum Aufbewahren der Butter, des Fleisches u. s. w. Dieses Haus in Bethlehem ist gemeinschaftlich für die ganze Stadt; jeder Familie ist ein Gesimse oder Brett in demselben angewiesen, und obgleich keine Wache vorhanden, und die Thüre nur mit einer Klinke verschlossen ist, so kann sich doch jeder darauf verlassen, seinen Teller mit Butter, oder seinen Napf mit Milch und andere Sachen, wenn er wieder kommt, genau in demselben Zustande zu finden, in welchem er sie hineingebracht hat.

Die Mährischen Brüder bestreben sich ihre Handlungen genau nach den Grundsätzen und Vorschriften

der Christlichen Religion einzurichten, obgleich mancher, in Ansehung des Sinnes, welchen sie einigen der aufgestellten Sätze unterlegen, nicht derselben Meinung mit ihnen sein möchte. Indeß muß jeder Unbefangene, der ihre Kolonie gesehen hat, bekennen, daß der Lebenswandel, den sie führen, durchaus untadelhaft und von der Art ist, daß, wenn er allgemein wäre, die Menschen durch denselben vollkommen glücklich werden würden. Sie leben bei einander, wie Glieder Einer großen Familie; die vollkommenste Harmonie findet unter ihnen statt, und es scheint ihnen allen nur Ein Zweck am Herzen zu liegen, nähmlich der: die Verbreitung des Evangeliums und Menschenwohl zu befördern. Im Allgemeinen ist ihr Charakter ernsthaft, aber man bemerkt in ihren Handlungen nichts von der Steifheit, von der erzwungenen Sonderbarkeit oder dem Stolze — wie man es nennen will — den man sonst ohne Ausnahme bei den Quäkern findet. Wo in Amerika ihre Gesellschaft Fuß gefaßt hat, da hat sie auch den wohlthätigsten Einfluß gehabt; Ordnung und Sittsamkeit sind in dem Benehmen der Bewohner der Nachbarschaft nicht zu verkennen, und Künste und Manufakturen haben durch sie Eingang in das Land gefunden.

Da der ganze Grund sowohl, auf welchem Bethlehem steht, als auch die Ländereien eine ansehnliche Strecke um die Stadt her, der Gesellschaft der Mährischen Brüder gehört, so haben sie hier von der Aufdringlichkeit Anderer nichts zu befürchten; indeß sind

sie von Herzen bereit, jeden, der sich den Gesetzen ihrer Gesellschaft unterwerfen mag, unter sich aufzunehmen. Sie machten sich das größte Vergnügen daraus, uns ihre Stadt, mit allem was dazu gehört zu zeigen, und bedauerten beim Abschiede von uns, daß wir nicht länger bleiben könnten, um die Sitten und Gebräuche der Gesellschaft noch näher kennen zu lernen.

Es scheint ihnen nicht daran gelegen zu sein, die Anzahl der Häuser in Bethlehem zu vergrößern; nimmt die Zahl der Brüder überhand, so schicken sie einen Theil derselben in eine andere Gegend des Landes, um daselbst eine neue Kolonie zu errichten. Seit der Gründung Bethlehems sind von ihnen noch zwei andere Städte in Pennsylvanien angelegt worden, nähmlich Nazareth und Letitz. Durch die erste, welche 10 Meilen von Bethlehem liegt, kommt man, wenn man von den blauen Bergen hinab geht. Sie ist etwa halb so groß als Bethlehem und fast nach demselben Plane gebauet. Letitz liegt 10 Meilen von Lancaster entfernt.

Die Gegend um Bethlehem her gewinnt sehr durch die schönen Anhöhen, welche man mehrere Meilen weit mit Flachland abwechseln sieht; der Boden ist hier fruchtbar und besser gebauet, als der irgend einer anderen Gegend in Amerika, der mir zu Gesichte gekommen ist. Bis vor einigen Jahren hat sich diese Gegend durch die gesunde Beschaffenheit des Klima's ausgezeichnet; indeß haben die Fieber, sowohl galligte als andere, seit einiger Zeit sehr zugenommen. Dies gilt übrigens nicht allein von dieser, sondern auch von

vielen anderen Gegenden Pennsylvaniens, welche schon länger bevölkert sind. Während des lezten Herbstes lag in den gut angebaueten Theilen des Landes eine gröſsere Anzahl Menschen darnieder, als es, so viel man sich erinnern konnte, jemahls der Fall gewesen war. Man hat diese Zunahme der Fieber vielerlei Ursachen zugeschrieben; am wahrscheinlichsten ist die Schuld der ungleichen Menge des seit einigen Jahren gefallenen Regens, und der beispiellosen Gelindigkeit der Winter beizulegen.

Bethlehem wird im Sommer von vielen Leuten aus den benachbarten gröſseren Städten besucht, die sich entweder der Neugierde oder des Vergnügens wegen dahin begeben. Es fährt regelmäſsig zwei Mahl wöchentlich ein öffentlicher Postwagen von Bethlehem nach Philadelphia und wieder zurück. Wir bedienten uns desselben, und erreichten früh am zweiten Tage nach unserer Abfahrt von Bethlehem, die Hauptstadt, von welcher wir etwas mehr als 5 Monathe abwesend gewesen waren.

Achtunddreißigster Brief.

Abreise von Philadelphia. — Ankunft zu Neu-York. — Besuchen Long-Island. — Schreckliche Verwüstung durch das gelbe Fieber. — Die Holländischen Bewohner trauen den Fremden nicht. — Zahl der Bewohner. — Getreidebau. — Große Menge Haselhühner und Rehe. — Gesetze gegen die Ausrottung derselben. — Zunahme derselben. — Abnahme der Biber. — Neu-York hat viel Angenehmes für Fremde. — Schluß.

Theurer Freund

Neu-York im Januar 1797.

Als ich mich, um meine Sachen in Ordnung zu bringen, einige Tage in Philadelphia aufgehalten hatte, begab ich mich nochmahls nach Neu-York. Wir hatten bereits November, es war eine ansehnliche Menge Schnee gefallen, und die scharfen Nordwestwinde hatten schon den Delaware, dessen majestätischer Strom in dieser Gegend des Landes immer am längsten dem Winterfroste trotzt, mit einer dicken Eisrinde überzogen. Indeß war das Eis doch nicht stark genug, die Last eines Postwagens ertragen zu können, und es zu zerbrechen, war keine leichte Sache; wir mußten daher, als wir die Wasserfälle im Flusse erreichten, wo man gewöhnlich, auf dem Wege von Philadelphia nach Neu-York, überfährt, länger als zwei Stunden, ein Spiel der schneidenden Winde, da sitzen und frieren, bis ein Weg für das Boot geöffnet war, welches uns und den Wagen an die andere Seite bringen sollte.

Mit einem Räderfuhrwerke an dieser Stelle über den Delaware zu fahren, ist gewöhnlich, wenn auch das Eis hinlängliche Stärke hat dasselbe zu tragen, eine äußerst unbequeme und lästige Sache für den Reisenden, denn es bilden sich daselbst jedes Mahl beim Eintritte des Frostes große unregelmäßige Eismassen; der reißende Strom stößt immer das Windeis von den Ufern ab, und treibt es nach und nach in Schichten über einander; und nur an diesen unebenen Theilen des Flusses allein kann ein Räderfuhrwerk mit Sicherheit die Ufer hinabfahren.

Wenn der Boden mit Schnee bedeckt ist, so giebt ein Schlitten bei weitem das bequemste Reisefuhrwerk ab, denn weder er, noch die Passagiere in demselben, können durch das Umwerfen Schaden nehmen; auch fährt man weit leichter und geschwinder in demselben, als in einem Räderfuhrwerke. Da ich Ihnen gesagt habe, daß Schnee gefallen war, so werden Sie fragen, warum wir uns nicht dieser zweckmäßigen Fuhrwerke auch auf unserer Reise nach Neu-York bedienten? Hierauf antworte ich, daß kein erfahrner Reisender in den mittlern Staaten zu Anfang des Winters eine große Reise in einem Schlitten unternimmt, weil um diese Jahrszeit plötzlich eintretendes Thauwetter etwas sehr gewöhnliches ist, welches denn oft die Folge hat, daß der Schnee in einem Morgen gänzlich verschwindet; und dies ist ein Umstand, der in einem Lande, wo man nicht im Augenblicke Fuhrwerk bekommen kann, nicht aus den Augen gelassen werden darf. Im gegenwärtigen Falle war die Kälte heftig,

und wir durften vermuthen, daß sie anhaltend sein würde; kaum hatte ich mich indeß 48 Stunden in Neu-York aufgehalten, so trat auch gelindes Wetter ein, so daß man sich in den Monath September zurück versetzt glaubte.

Diese plötzliche Veränderung des Wetters verschaffte mir Gelegenheit, einige Gegenden von Neu-York und Long-Island, welche ich im Sommer, wegen meines hiesigen kurzen Aufenthalts, nicht hatte besuchen können, noch in einer bessern Gestalt zu sehen, als man es zu dieser Jahrszeit erwarten kann. In der unmittelbaren Nachbarschaft der Stadt, die auf dem südlichen Ende der ersteren dieser Inseln liegt, trifft man wenig, was Aufmerksamkeit verdiente. Der Boden ist zwar fruchtbar, auch fehlt es der Gegend nicht an Bergen und Thälern, aber keine der Landschaften hat etwas auffallendes; auch bemerkte ich unter den vielen Landhäusern, mit welchen sie besetzt ist, keins, das sich entweder durch Schönheit oder angenehme Lage ausgezeichnet hätte. Keins derselben läßt sich mit den reizenden kleinen Villa's in Vergleichung setzen, welche die Ufer des Schuylkill bei Philadelphia schmücken.

Long-Island ist für den Wanderer, in Ansehung der Naturschönheiten, weit merkwürdiger als diese Gegend; vorzüglich an der westlichen Seite derselben, da, wo sich der enge Kanal zwischen den Inseln befindet, durch welchen die Schiffer segeln, wenn sie von dem Atlantischen Meere nach Neu-York wollen, ist die Gegend vollkommen romantisch zu nennen. Der Boden

ist hier sehr gebrochen, und viele große Baumgruppen sind noch stehen geblieben, durch deren Oefnungen man hin und wieder die reizendsten Ansichten der entfernt liegenden Berge auf der Staaten-Insel und am Neu-Yersey-Ufer hat; so wie auch auf das Wasser, welches beständig von Schiffen wimmelt, die auf und absegeln.

Dem Bewohner einer der großen Städte an der Amerikanischen Küste ist ein Landsitz nicht allein in so fern wünschenswerth, als er ein Ort der Ruhe ist, an welchem sich der Eigenthümer, vom Geräusche der Stadt entfernt, in einer Jahrszeit, da die Natur mit ihrem buntesten Gewande angethan ist, ganz der Betrachtung der schönen Naturszenen widmen kann, sondern auch als Zufluchtsort vor den furchtbaren Krankheiten, die seit einigen Jahren mehr oder weniger in diesen Städten ihre Wuth ausgelassen haben. Als zu Philadelphia das gelbe Fieber so fürchterliche Verwüstung anrichtete, daß weder Junge noch Alte verschonet wurden, wenn sie dreist genug waren, in der Stadt zu bleiben, oder sie nicht verlassen konnten, so zeigte sich doch kein einziger Fall, daß irgend einer von denen, die nur eine Meile weit von der Stadt entfernt wohnten, wenn sie anders alle Gemeinschaft mit den Kranken oder denen, die bei ihnen gewesen waren, aufgaben, jemahls befallen wurde. Jeder bemittelte Einwohner von Philadelphia, Neu-York, Baltimore u. s. w. hat daher sein Landhaus in der Nachbarschaft der Stadt, in welcher er wohnet, wohin er sich begeben kann, wenn die heiße ungesunde Jahrszeit eintritt. Obgleich aber diese reizende Gegend auf Lona-

Island, von welcher ich gesprochen habe, eine so große Menge vortrefflicher Plätze für kleine Villa's hergiebt, so ist sie doch zu weit von Neu-York entfernt, als daß sie von Leuten, die so sehr in Handelsgeschäften versenkt sind, als die mehrsten der Einwohner dieser Stadt, häufig besucht werden könnte; es fehlt ihr daher an solchen Häusern beinahe gänzlich. Eine andere Gegend der Insel, die bequemer liegt, ist ganz mit Landhäusern übersäet, obgleich das Land hier flach und sandig, aller Bäume beraubt, und daher auf keine Weise anziehend ist.

Diejenigen, welche Long-Island für beständig bewohnen, sind größtentheils von Holländischer Abkunft, und scheinen das kalte Benehmen, die Zurückhaltung und die Filzigkeit ihrer Vorfahren als Erbtheil bekommen zu haben. Man hört in Neu-York oft sagen, ein Bewohner Long-Islands verstecke sich in seinem Hause, wenn sich ihm ein Fremder nähert, und wirklich scheinen die unzähligen Beispiele von Blödigkeit, welche mir bei diesen Leuten vorgekommen sind, diese Bemerkung einigermaßen zu bestätigen. Thut man ihnen nur eine einzige Frage wegen der benachbarten Gegend, so werfen sie einen verdächtigen Blick auf den Fragenden und suchen sich von ihm loszumachen; da hingegen, in ähnlichen Fällen, die Neugierde den Anglo-Amerikanern tausend unnöthige Gegenfragen eingiebt, weil sie zu erfahren wünschen, was der Fremde wohl für Geschäfte haben möge, und wie sie Vortheil daraus ziehen könnten. Diese Holländer sind fast alle sehr gute Landwirthe; einige derselben besitzen große Striche

Landes, welches sich in einem guten Zustande der Bebauung befindet, und dessen Produkte sie sehr bequem und vortheilhaft zu Neu-York absetzen können. Man trifft sehr reiche Leute unter ihnen; demungeachtet leben sie aber, einige wenige ausgenommen, so elend und dürftig, als möglich. Die Anzahl der Bewohner der Insel soll sich auf 37000 Seelen belaufen, von denen beinahe 5000 Sklaven sind. Der westliche Theil der Insel ist am stärksten bevölkert, welches nicht sowohl der Fruchtbarkeit seines Bodens, sondern vielmehr seiner nahen Lage bei der Stadt Neu-York zuzuschreiben ist. Es sind hier verschiedene ansehnliche Städte, als Flatbusch, Jamaika, Brooklynn, Flushing, Utrecht; die drei ersten haben jede über 100 Häuser. Brooklynn, die größte dieser Städte, liegt am Ufer des Ost-Flusses, Neu-York gerade gegenüber, und thut, von hier angesehen, eine angenehme Wirkung aufs Auge.

Der Boden auf Long-Island eignet sich zum Anbaue des Getreides und Mais, und der nördliche Theil derselben, der bergig ist, soll gute Früchte hervorbringen. Der berühmte Newtown-Peppin, den man zwar jezt beinahe in jedem Theile des Staates Neu-York, und gleichfalls gut trifft, soll dennoch, wie Einige behaupten, hier einen vortrefflichern Geschmack bekommen, als in irgend einem andern Theile von Nord-Amerika.

Von dem Boden der Ebenen, welche sich beinahe im Mittelpunkte dieser Insel befinden, habe ich oben Gelegenheit gehabt zu reden, als ich die Ebenen in den westlichen Gegenden des Staates Neu-York beschrieb.

Eine der hiesigen Ebenen, die sich von den anderen etwas unterscheidet, ist dick mit verkrüppelten Eichen und Fichten besetzt; Korn will nicht auf derselben gedeihen, obgleich man sie abgetrieben, und an verschiedenen Stellen allerlei Versuche deshalb gemacht hat. Diese Ebene hat den Nahmen Busch-Ebene (brushy-plain) bekommen. Eine ungeheure Anzahl Haselhühner und Rehe finden sich zwischen dem Gebüsche, mit welchem sie bedeckt ist, und welches diesen Thieren sichern Schutz verschafft. Es sind vor nicht langer Zeit Gesetze gegeben worden, welche das unnöthige, leichtsinnige Tödten dieser Thiere verbieten, weshalb sie sich jezt sehr schnell vermehren, obgleich jährlich eine große Menge derselben, sowohl für den Markt zu Neu-York, als auch für die Insulaner tod geschossen wird. Sie vermehren sich jezt wirklich in den mehrsten bewohnten Gegenden des Staates Neu-York, wo sie hinlängliche Holzungen finden, sehr schnell; in den Indianischen Gebieten hingegen werden die Rehe (so wie auch anderes Wildpret) mit jedem Jahre seltener, obgleich die Zahl der Jäger unter den Wilden abnimmt. Die Ursache davon ist, weil leztere dasselbe verderbliche Jagdsystem befolgen, welches man ehemahls auf Long-Island eingeführt hatte; sie tödten nähmlich jedes Thier, das ihnen aufstößt, es mag jung oder ausgewachsen sein. So sehr auch die Kanadischen Pelzhändler ihnen zugeredet haben, sie möchten doch jedem Biberweibchen einige Jungen lassen, weil sonst diese Thiere ausgerottet werden würden, so fahren sie dennoch fort dieselben zu tödten, wo sie ihnen aufsto-

ßen. Wirklich sind auch die Biber aus einigen Gegenden, wo man sie ehemahls im Ueberflusse fand, und welche sie noch jezt, wegen ihrer Entfernung von den angebaueten Theilen des Landes, sehr gut beherbergen könnten, gänzlich verbannt worden. Seit zwei Jahren hat man an den Biberfellen, die nach Montreal herab gebracht werden, jährlich ein Deficit von 15000 Stück bemerkt.

Von Long-Island begab ich mich nach dieser Hauptstadt, die mir, durch die Gastfreiheit und freundschaftliche Höflichkeit, mit welcher man mich und andere Fremden in derselben aufgenommen und behandelt hat, zum angenehmsten Orte in den vereinigten Staaten gemacht worden ist; und jeder Reisende, den ich hierüber sprach, stimmt auch von seiner Seite vollkommen mit mir ein. So lange ich noch in Amerika verweilen werde, soll Neu-York der Ort meines Aufenthalts bleiben; aber meine Gedanken beschäftigen sich jezt mit nichts, als mit der Rückkehr in das Vaterland, welches mir jezt theurer als jemahls ist. Wenn anders das Eis, welches jezt den Hafen zu blockiren drohet, uns die Verbindung mit dem Atlantischen Meere nicht abschneiden sollte, so werde ich bald von Amerika scheiden. Ich freue mich so viel davon gesehen zu haben, als ich sah, aber ich werde es ohne einen Seufzer verlassen, und schwerlich wird sich jemahls nur der geringste Trieb bei mir einstellen, es noch ein Mahl zu besuchen.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

2160

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weld, Isaac,

Reisen durch die vereinigten Staaten von Nord-Amerika und durch die Provinzen Ober- und Unter-Kanada, in den Jahren 1795, 1796 und 1797

Bd.: 2

Berlin (1800)

It.sing. 1203-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468614-5
VD18 80376207-001